This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

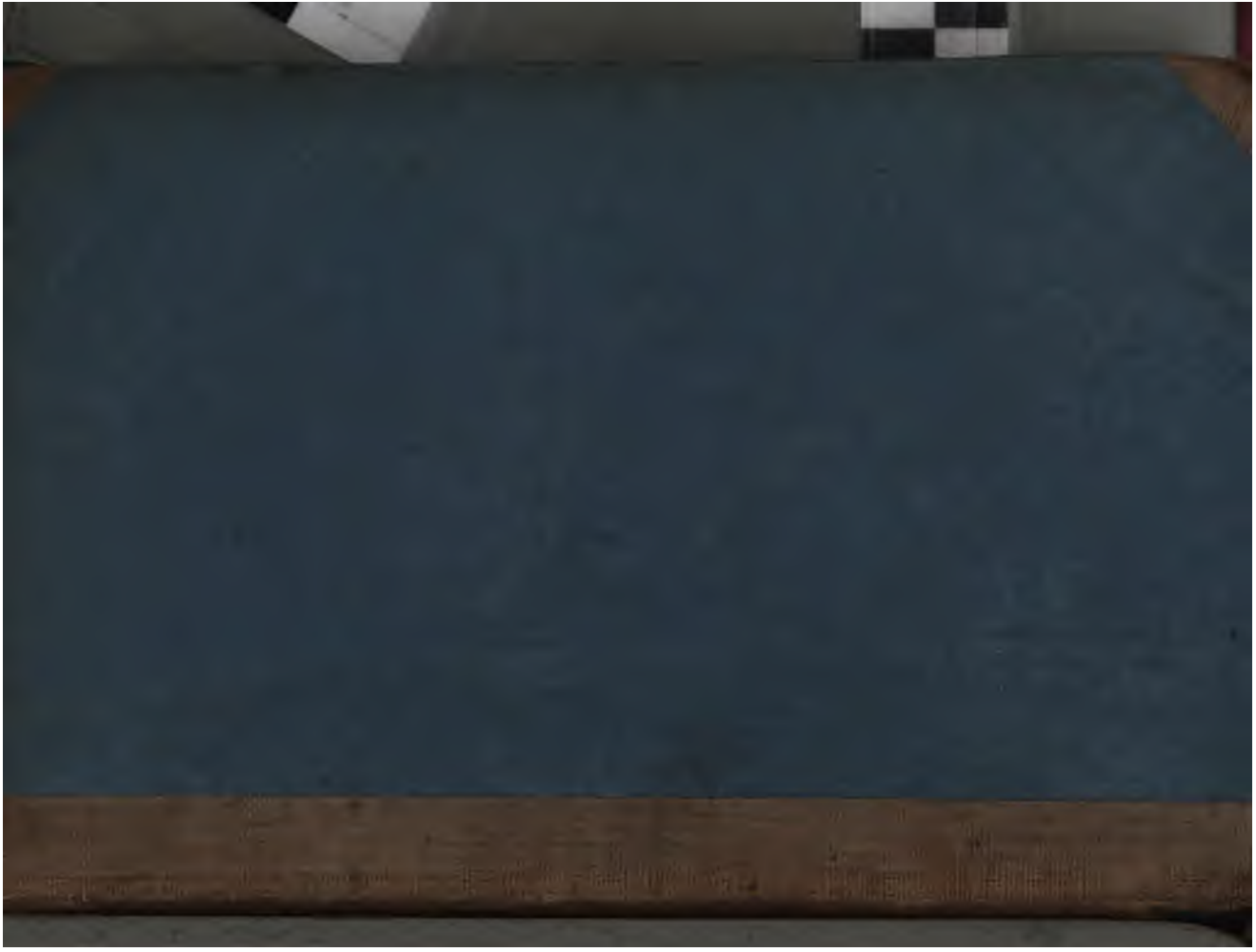
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

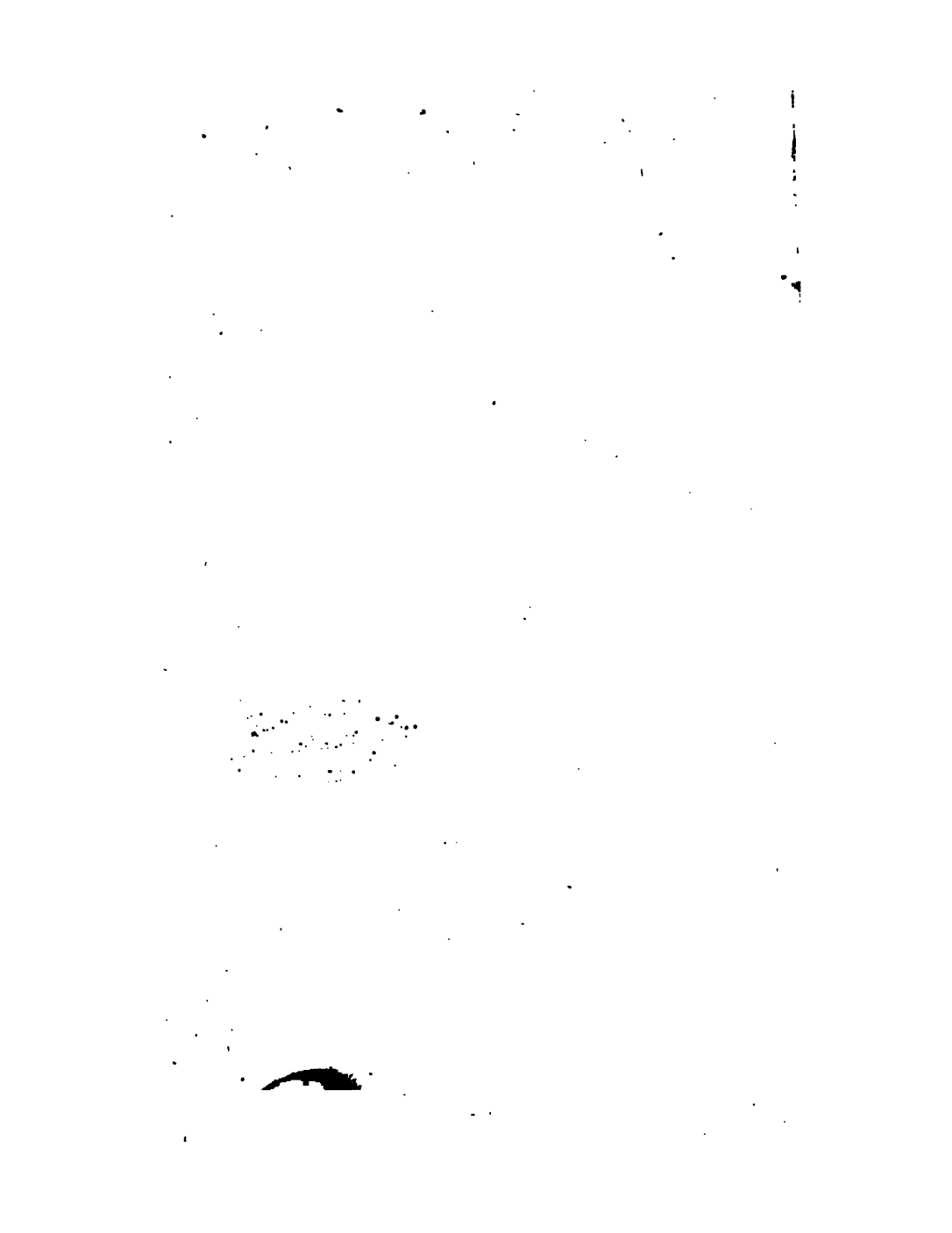
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Ae 13495/2.

Sta y Libraries

DCA 3433



Die Sabbathianer.

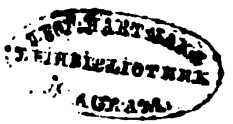
—✧—

Hiſtoriſcher Roman

aus der Zeit der ersten Theilung Polens

von

Eduard Breier.



Zweiter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig, 1858.
Hartleben's Verlags-Expedition.

DEH

PT 1824
B8 S3
v.2-3

I.

Begebenheiten und Abenteuer der Gräfin Kaſſakowska und ihres Begleiters im Schloſſe Mirogrod.

(Fortſetzung.)

Der Grund dieſer merkwürdigen Schloßtheilung war Jedermann, der die Leidenſchaft des Staroſten kannte, leicht zu erklären und Gideon zweifelte keinen Augenblick, daß Thamar in der jenſeitigen Hälfte wohne, daß ſie dort mit Gewalt zurückgehalten werde.

Ein weiteres Ergebniß erreichte er bei dieſer erſten Forſchung nicht, die Rückkehr der Gräfin aus den Gemächern des Edelherrn rief ihn in die Stube zurück.

Der Staroſt, von den Zeugniſſen ſehr befriedigt, hatte ſich in dankbarer Anerkennung des ihm geleiſteten Dienſtes bewogen gefunden, der Jüdin ihr ganzes Waarenpacket abzukaufen, womit er ſeine Erkenntlichkeit glänzend genug bewieſen zu haben glaubte. Aus ſeinen Reden entnahm die Dame jedoch, daß er ihrer Abreiſe noch für den heutigen Tag entgegenſah, ein Umſtand, der ſie ſehr beſtürzt gemacht hätte, würde ſie nicht im Voraus für dieſen Fall einen Ausweg erſonnen haben, den ſie nach kurzer Berathung mit ihrem Gefährten einſchlug.

Als Herr Basilius-Sobotow mit einem Diener erschien, der den Gästen das trockene Mittagsmahl brachte, fand er den jungen Juden im Bette. Die Schwester saß weinend an seiner Seite und klagte über die plötzliche Erkrankung des Bruders.

Der Vogt schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und rief:

»Himmel, Million Donnerwetter! Möchte man nicht gleich aus der Haut fahren! Jetzt wird der Abraham krank und die schöne Rebekka weint um ihn. Der junge Patriarch hat gewiß zu viel Eier gefressen! Der Teufel soll mich holen, wenn ich das nicht gleich dem gnädigen Herrn melde, damit er anbefehle, was mit dem Kranken zu geschehen habe.«

Nach einer Weile watschelte der Zinnoberfarbige wieder herein und sprach: »Der gnädige Herr ist ein Heiliger, Du jüdische Zauberin hast ihm's angethan, denn sonst wüßt' ich nicht wie es käme, daß er Euch nicht schon gestern hinauswerfen ließ, ja daß er heute sogar einen kranken Juden im Schlosse duldet. Million Türken und Lucifer, das ist noch nicht Alles, er hat mir sogar befohlen, den Schloßarzt herüber zu schicken; was sagt Ihr dazu? He? Ist das nicht zum Scorpionenfressen und Giftschwitzen? Nun, nun, nur nicht geflennt, gute Rebekka oder Sara, mir ist eine wie die andere, der liebe Gott verläßt keinen, der auf Mirogrod wohnt und wenn's auch ein Jude ist.«

Er kniff mit seinen fetten Fingern die Wangen der Jüdin und wälzte sich wieder hinaus.

Gideon und die Gräfin sahen ihm erstaunt nach.

Beide machten zu gleicher Zeit die Wahrnehmung, daß der fünfzigjährige rothwangige Bursche für die Dame eine gewisse Zuthunlichkeit zu entwickeln anfing, die, wenn sie sich *steigerte, gefährlich* werden konnte, nicht etwa wegen der

Perſon, ſondern wegen der Verwicklung, mit der ſie die Situation bedrohte.

Eine leicht erklärliche Scheu hielt Beide zurück, dieſen Gegenſtand zu beſprechen, jeder von ihnen hing ſeinen Gedanken nach, bis der Vogt mit einem Herrn eintrat, den er als den Schloßarzt Chriſtoph Jodlitzki vorſtellte.

Der geneigte Leſer erlaube uns einige Details über dieſe Perſönlichkeit, der ſie von nun an öfters begegnen werden.

Der gegenwärtige Schloßarzt von Mirogrod zählte wenigſtens vierzig Lebensjahre und war ein geborner Deutſcher, ja noch mehr, er war ein Wiener!

Wer dieſes magere, ſchmächtige Männchen auf Mirogrod herumwandeln ſah, mit den ſchwarzen Wollſtrümpfen, Schuhen mit mächtigen Meſſingſchnallen, der langen Battenweſte über der groben Kniehoſe und dazu einen grauen Soldatenrock, den man ohne zu irren für einen Deſerteur aus dem ruſſiſchen Feldlager halten konnte; wer weiters die zierliche Perrücke mit dem noch zierlicheren Zöpflein, das bartloſe Geſicht mit der weißen oder weiß ſeyn ſollenden Halsbinde betrachtete und dies Alles mit den rauhen, kräftigen, haarreichen, verbrämten und verpelzten Polen verglich, dem mußte die Anweſenheit dieſer ſcheinbar von der Civiliſation bedeckten Figur an dieſem Orte räthſelhaft erſcheinen und Jedem mußte natürlich die Frage ſich aufwerfen: Wie iſt dieſer Menſch hiehergekommen?

Wir wollen dieſe Frage in wenigen Zeilen beantworten.

Chriſtoph Jodl war Barbiergeſelle auf der Mehlgrube in Wien, als im Jahre 1756 der ſiebenjährige Krieg ausbrach. Ein Zerwürfniß mit ſeinem Principal, ferner ſein verhängnißvoller *Name, der zu* kränkenden Wortſpielen und Späßen ſo

*

geeignet war, veranlaßten ihn, dem bedrängten Staate seine Dienste zu weihen und er trat bei der Armee des General Daun als »Feldscherer« ein.

Wir wissen nicht wen alles Herr Christoph Jobler — so nannte er sich jetzt — bei der Armee geschoren hat, unsere Quellen berichten nur von den gräßlichen Operationen, die er während des Krieges vollführte, so daß er, besonders als General Loudon das Commando übernahm, mehrmals auf dem Sprunge stand, vom Feldscherer zum Curschmied zu avanciren.

Zum Glücke für unseren Jobler waren damals die Russen mit den Oesterreichern verbündet.

Eines Tages traf der russische General Tschernitschew mit unserem Loudon zusammen und da sie eben recht guter Dinge und lustig waren, stellte der Russe das Ansuchen, der verbündete General möchte ihm ein paar sehr geschickte Aerzte abtreten.

Loudon, der wahrscheinlich denken mochte: »Die sehr geschickten Wundärzte kann ich selbst gut brauchen,« ließ unter den Jüngern Aeskulaps für die Russen ein paar der ärgsten Pflasterer heraussuchen und Herr Christoph Jobler genoß die Ehre darunter zu seyn.

Um sich bei den Russen so schnell als möglich populär zu machen, veränderte Jobler abermals seinen Namen und nannte sich Joblitzki.

Als am 15. Februar 1763 der Friede zu Hubertsburg geschlossen wurde, rechnete Joblitzki aus, daß der siebenjährige Krieg gerade sieben Jahre gedauert hatte, und daß er während dieser Zeit wohl aus dem Oesterreichischen ins Russische übersetzt, dagegen um keine Spannbreite avancirt *worden war. Dies that* ihm sehr wehe, doch gab er die Hoff-

nung nicht auf und verblieb getroſt bei den Ruſſen, von dem Frieden erwartend, was ihm der Krieg eigenſinnig verſagt hatte.

Die ruſſiſche Armee und Jodlitzki mit ihr traten den Rückmarſch an, doch kamen ſie nicht bis nach Rußland, ſondern machten in Polen Halt, wo Katharina II. ihrer zur Ausführung ihrer Pläne bedurfte.

Hier nun ereignete es ſich wieder, daß ein polniſcher Edelherr, der ſehr viel mit den ruſſiſchen Generalen verkehrte, eines Tages den Wunſch äußerte, einen tüchtigen Arzt zu beſitzen, den er mit ſich auf ſein Schloß nehmen würde; der ruſſiſche General, der mittlerweile die entſetzliche Praxis Jodlitzki's kennen gelernt hatte, ergriff die Gelegenheit, den privilegirten Mörder los zu werden, mit beiden Händen und ſo, lieber Leſer, wurde der Wiener Barbier Chriſtoph Jodl, ſpäter Jodler und noch ſpäter Jodlitzki genannt, Schloßarzt auf Mirogrod.

Hier nun begann unſerem Manne das Glück zu lächeln, ein Glück, deſſen ſich auch die geſammte Menſchheit auf und um Mirogrod rühmen durfte, ein Glück, welches darin beſtand, daß ſeit der Anweſenheit Jodlitzki's auch kein ſterbliches Glied erkrankt war, und der Doctor, wenn das noch ein paar Jahre ſo fortging, Gefahr lief, ſeine ganze öſterreichiſch-ruſſiſche Praxis, auf die er ſich nicht wenig einbildete, zu verlernen.

Da plötzlich kommt der Schloßvogt, ihn zu holen, nicht etwa wie gewöhnlich zur Tafel, wo er dem Schloßherrn und ſeinen Gäſten den Zielpunkt ihrer oft ſehr unliebenswürdigen Scherze und Neckereien abgab, o nein, diesmal wurde er zu einem Kranken geholt, und dieſer, obwohl auch nur ein Jude, war doch ein Kranker.

Herr Jodlitzki, nachdem er den Vogt ersucht hatte, ihn mit dem Patienten und den Angehörigen allein zu lassen, begann nach den Symptomen zu forschen.

Die Gräfin in der Hoffnung, den »Herrn Doctor« ein paar Tage irrezuführen und ihn zu verhindern, irgend eine Diagnose zu stellen, sprach von Hitze, Kälte, fürchterlichem Appetit, Wadenstechen, Herzklopfen u. s. w.

Herr Jodlitzki war aber nicht gewohnt, dem Ursprung der Symptome nachzuforschen, sondern zog, ohne erst nachzudenken, die Stirn in tiefe Furchen, wie er es einst bei Oesterreichern und Russen that, wackelte sehr gefährlich mit dem Kopfe und sagte militärisch entschlossen, gerade so wie einst gegenüber den Oesterreichern und Russen: »Hier ist Gefahr im Verzuge, meine Liebe, der Patient leidet an Blutüberfluß, ich werde ihm sogleich zur Ader lassen.«

Gideon wurde unter der Decke todtenbleich, er sah sein schönes gesundes Blut unter der Lanzette des polnischen Doctors fließen.

Die vermeintliche Jüdin suchte die Gefahr von dem Blute ihres Gefährten abzuwenden, was ihr aber nicht gelang, bis sie endlich geltend machte, daß den Juden der Aderlaß als eine Verstümmelung des Körpers verboten sey.

Darob entrüstete sich der Doctor.

»Der Kuckuk,« rief er, »soll Euch curiren, wenn man bei Euch keinen Aderlaß appliciren kann! Ich habe bei Kunnersdorf einen ähnlichen Fall mit zwanzig Unzen Blut geheilt und bei Liegnitz war's gar nur mit sechzehn Unzen abgethan. Gut denn, wenn bei Euch der Aderlaß unerlaubt ist, so werd' ich dem Patienten auf dem Rücken ein Dutzend Schröpfköpfe setzen.«

Die Gräfin hatte das Unglück von der Hand abgewendet und auf dem Rücken drohte es sich zu entladen.

»Der fürchterliche Mensch,« dachte Gideon, »er läßt nicht nach, er will mein Blut trinken!«

Die Dame bekämpfte auch diese Absicht des blutgierigen Doctors und brachte es endlich dahin, daß er sich begnügte dem Kranken ein Pülverchen zu verordnen, welches er aus seiner Handapotheke herüberzusenden versprach.

Damit endete die erste Visite, deren Ergebniß war, daß der Staroſt der Jüdin gestattete, bis zur Genesung ihres Bruders im Schlosse zu bleiben, was diese natürlich annahm, — weiters, daß die Gräfin das Pulver des Herrn Jodlitzky zum Fenster hinausschüttete und Gideon das Lager ferner hütete.

Unsere Bekannten hofften für diesen Tag von den gefährlichen Besuchen des Doctors befreit zu seyn, allein sie irrten sich. Der ehemalige Feldscherer hatte mit allen unwissenden Aerzten die schöne Eigenschaft gemein, seine Patienten zu Tode zu besuchen, er fand sich daher des Abends wieder ein.

»Nun, meine Liebe, wie geht's? Lebt das Subject noch? Und wenn es lebt, wie geht es ihm?«

»Ich danke Ihnen, lieber Herr Doctorleben,« antwortete die Jüdin, »es geht ihm recht gut. Ihr Pulver wirkte herrlich! wie er es genommen, ist er ganz ruhig geworden und hat zwei Stunden geschlafen.«

Der ehemalige Barbier riß die Augen auf.

»Wie,« rief er verblüfft, »er ist durch mein Pulver ruhig geworden? Er hat zwei Stunden geschlafen? Und ich gab ihm doch drachmas duo pro dosis, radicis Ipecacuanhae? (zwei Gran Brechwurzel). Dieser Jude hat eine sehr widerspänstige Natur! Ein ähnlicher Fall ist mir in meiner ganzen siebenjäh-

rigen Kriegspraxis nicht vorgekommen und selbst unser großer Van Swieten in Wien würde staunen, wenn er von diesem berühmten Resultate Kenntniß bekäme.«

Herr Jodlitzki war gleich bereit, die Dosis zu verdoppeln, die Gräfin aber, um nicht in die Lage zu kommen, das Pulver abermals zum Fenster hinausschütten zu müssen, besänftigte den eifrigen Arzt und ersuchte ihn, bevor er weitere gefährliche Schritte that, den nächsten Morgen abzuwarten, wozu er sich auch herbeiließ.

Die zweite Nacht verging den Gästen auf Mirogrod nicht so ruhig wie die erste.

Nach Mitternacht wurden sie durch Pferdegetrab, gemischt mit Flüchen und Scheltworten des Vogtes, geweckt.

Eine Truppe russischer Reiter war angelangt und übergab dem Staroſten eine Depesche, nach deren Lesen er sich eilends ankleidete, einen seiner Renner bestieg und mit den Russen fortsprengte.

Am andern Morgen hieß es, der Schloßherr sey auf einige Tage verreist.

Der Gräfin Kassakowska bemächtigte sich ängstliches Bangen, was führten die Russen im Schilde? Bedrohten sie die Conföderirten? Welches war der Grund, der die hastige Abreise des Staroſten veranlaßte? Was sollte die nächste Zukunft bringen?

— — — — — — — — — —

Die Zeit drängte; die plötzliche Abreise des Staroſten war ein Symptom, das für eine so schlaue Beobachterin, wie unsere Parteigängerin, laut und deutlich genug redete.

Sie machte sich daher an die Ausführung eines erst vor wenigen Stunden entworfenen Planes, wobei ihr die Abwesenheit des Herrn von Braslaw sehr erwünscht kam. Dem

Schloßarzt war eine der Hauptrollen dieſes Planes, ohne daß er es wußte, zugedacht.

Wie der Leſer ſich wohl erinnern wird, hatten unſere Bekannten zwei ineinander gehende Zimmer angewieſen erhalten, deren äußeres die Gräfin aus leicht erklärlichen Gründen in Beſitz nahm. Als Haupt der gefährlichen Expedition hielt ſie es für nothwendig, auch die gefährlichere Stelle einzunehmen, außerdem wünſchte ſie behufs ihrer Operationen aus dem Zimmer unmittelbar in den Corridor zu gelangen, ohne erſt das Gemach, wo Gideon ſchlief, paſſiren zu müſſen.

Als daher Doctor Jodlitzki am Vormittage ſeine ärztliche Viſite abſtattete, hielt ihn die Dame, unter dem Vorwande, der Kranke erfreue ſich eben eines wohlthätigen Schlafes, bei ſich zurück und verwickelte ihn mit großer Geſchicklichkeit in ein Geſpräch, deſſen ganzer Zweck darin beſtand, die Vergangenheit des Doctors kennen zu lernen.

Herr Jodlitzki, deſſen harmloſes öſterreichiſches Naturell ſich trotz ſeiner ſiebenjährigen Kriegspraxis, trotz Tſchernitſchew und Mirogrod, nicht geändert hatte, überließ ſich gutmüthig dem fortbrauſenden Strome Wiener Redſeligkeit und die Gräfin überſchaute bald ſeine ganze Laufbahn, obſchon er in der Motivirung der Thatſachen, gleich manchen viel renommirten Hiſtorikern, hie und da die Wahrheit übertünchte und zum eigenen Vortheile ſich einiger Schönfärberei befliß.

Die vermeintliche Jüdin hörte ihm mit großer Andacht zu und ſtellte ſich, als bewundere ſie den geſchickten Doctor, der ſich mit einer ſo beſcheidenen und ruhmloſen Exiſtenz, wie die auf Mirogrod, begnüge.

Jodlitzki ſeufzte und meinte, er hätte ſchon oft gewünſcht, dem Aufenthalt in dieſer Wildniß ein Ende zu machen und nach ſeinem lieben Wien zurückzukehren, allein er ſey

nicht in der Lage, die weite Reiſe zu beſtreiten und der Schloßherr ſehe ſeine Abreiſe zu ungern, um ihm dazu großmüthig die Mittel zu bieten.

Hierauf begann der ehemalige Barbier mit ſchwärmeriſcher Wehmuth von Wien und ſeinen Annehmlichkeiten zu phantaſiren, er dachte an die Kreuzerkomödien, an die Glückshafen, an den „Hannswurſt, durch ſein Gehirn zogen die feierlichen Aufzüge, die Schlittagen, die Hetze, die Tanzmuſiken, die Nächte auf dem Graben, die Tage vor der Officin, kurz er offenbarte die ganze Sehnſucht eines Wieners, den das Geſchick nach einem einſamen polniſchen Schloſſe verſchlug.

Als die Gräfin ihren Mann in dieſer leicht zugänglichen Poſition wahrnahm, begann ſie den Angriff, indem ſie ihn auf die Leichtigkeit aufmerkſam machte, ſich die Mittel zur Heimreiſe zu verſchaffen. Sie ſey zwar nur eine Jüdin, allein ihr Handel werfe ihr ein ſo reichliches Erträgniß ab, daß ſie in der Lage wäre, dieſen und noch andere ſeiner Wünſche zu befriedigen, wenn auch er ſich geneigt zeigte, ihr gewiſſe Dienſte zu leiſten, wobei ſie vor Allem ſeiner mannhaften Verſchwiegenheit verſichert ſeyn müßte.

Das Anerbieten blieb nicht ohne Eindruck und der Wiener wollte wiſſen, welcher Art die verlangten Dienſte ſeyn würden?

Die ſchlaue Parteigängerin ertheilte auf dieſe Frage keine Antwort, ſondern forſchte weiter nach dem Verhältniſſe, in dem der Doctor zu dem Schloßherrn ſtand, um zu erfahren, ob er für den Gebieter große Anhänglichkeit fühle oder ihm zu beſonderem Danke verpflichtet ſey?

Das war nun keineswegs der Fall. Jodlitzki wurde von dem Staroſten in einer Weiſe behandelt, die ihm ſeine Lage oft

bitter genug erſcheinen ließ und er beſaß hinreichende Gründe, ſich über die Härte und Rauheit des Gebieters zu beklagen.

Nachdem die Dame auch dies erfahren, machte ſie abermals einen Schritt vorwärts und fragte den Doctor, ob er ſich mit ihr in ein Einverſtändniß einlaſſen würde, deſſen Ziel darin beſtünde, die ſchlimmen Folgen einer Gewaltthat zu verhindern, die der Schloßherr begangen?

Jodlitzki, wenn auch als Jünger Hyppokrates' ein Stümper, war doch im Leben kein beſchränkter Kopf; bei der Frage der Jüdin öffnete es ſich vor ſeinen Augen wie eine Lichtquelle, er glaubte die ganze Angelegenheit zu überſchauen.

»Oh, oh,« machte er, ſchelmiſch mit dem Zeigefinger drohend, »jetzt begreife ich Eure Abſicht; Ihr ſeyd gekommen wegen der jungen, ſchönen Jüdin drüben, Ihr ſeyd vermuthlich Verwandte. Wenn der Staroſt nur eine Ahnung davon hätte, er ließe Euch und euren Bruder zu Tode peitſchen, wie er es neulich mit einem alten Manne that, der ſich verdächtig gemacht, ein Spion des Grafen Potocki zu ſeyn.«

Die Gräfin, ohne den politiſchen Theil ihrer Miſſion zu berühren, antwortete derart, daß der Doctor in ſeiner Anſicht beſtärkt wurde, und da ſie ihn zur Unterhandlung geneigt fand, gewann ſie ihn ohne weitere Umſtände für ihre Pläne und er übernahm vorläufig die Miſſion, zwiſchen ihr und der gefangenen Frau, zu der ihm als Arzt der Zutritt geſtattet war, als Mittelsperſon zu dienen.

Die Jüdin bewies dem neuen Verbündeten ſogleich ihre Erkenntlichkeit, indem ſie ihm ein Röllchen Ducaten in die Hand drückte, was die Erwartungen des beſcheidenen Barbiers weit übertraf.

»Meiner Treu,« ſagte er, »ich gehe mit Luſt und Liebe

an die Arbeit, nicht etwa um der Ducaten willen, sondern weil ich mich der armen Gefangenen stets erbarmte, die ich fast täglich in Thränen traf. Der Schloßherr ist leidenschaftlich in sie verliebt und wenn ihm die schöne Beute entkömmt, dann möchte ich um keinen Preis mehr hier verweilen, denn dann wird's Köpfe regnen; ich kenne meinen Mann!«

Als Jodlitzki in die wichtige Angelegenheit eingeweiht war, konnte ihm die Gräfin ohne Gefahr entdecken, daß die Krankheit ihres Bruders nur eine List war, um ihren längeren Aufenthalt im Schlosse zu ermöglichen.

»Hab' Aehnliches geahnt,« antwortete der Doctor lächelnd, »denn die Ruhe und der Schlaf eines Patienten, wenn er drachmam unam pro dosis radicis Ipecacuanhae im Stomachum (im Magen) hat, ist mir gleich verdächtig vorgekommen. Bei Liegnitz hat zwar ein Grenadier eine doppelte Dosis ohne Wirkung vertragen, allein selbiger Grenadier war ein Russe und ein Russe verträgt gar viel, besonders wenn die Tage kurz sind, das heißt, wenn's Winter ist.«

Die erste Botschaft, welche Jodlitzki der Gefangenen zu überbringen hatte, war, sie von der Anwesenheit Gideons und seiner Schwester Sara auf Mirogrod und von deren Absichten in Kenntniß zu setzen, ihr Verstellung und Verschwiegenheit zu empfehlen und sie mit der Hoffnung auf baldige Erlösung zu trösten.

Jodlitzki, als er sich von der Jüdin trennte, versprach seinen Auftrag pünktlich zu erfüllen, trotz der alten Magdusia, einem häßlichen, polnischen Drachen, dessen Obhut der Starost seinen jüdischen Schatz anvertraut hatte.

Da der Doctor versprochen hatte, bei seinem Nachmittagsbesuche von Thamar eine Antwort zu bringen, so sahen

unſere Bekannten deſſen Ankunft mit Ungeduld entgegen, was beſonders von Gideon galt.

Endlich kam der ſehnlichſt erwartete Augenblick; Jodlitzki erſchien nicht nur, ſondern brachte auch einen Papierſtreifen mit, worauf die Gefangene in hebräiſchen Lettern die Worte geſchrieben hatte: »Gott ſchütze Dich und ſegne dein Unternehmen, Geliebter!«

Auf Gideons dringendes Begehren mußte der Doctor, was er über die Lage Thamars während ihres Aufenthaltes im Schloſſe wußte, mittheilen.

Die Exiſtenz der jungen Frau war die einer widerſpenſtigen Gefangenen, die ein leidenſchaftlicher Gebieter mit Argusaugen bewachen läßt, bis er ſie ſeinen Wünſchen gefügiger findet. In dieſen wenigen Worten lag eine Flut von Thränen, viele ſchlafloſe Nächte und kummervolle Tage.

Die Abweſenheit des Staroſten dünkte dem ungeduldigen Gideon als der günſtigſte Moment zur Befreiung Thamars und er drang in die Gräfin, als er ſich mit ihr wieder allein befand, in dieſem Sinne zu handeln.

Die Dame jedoch erinnerte ihn an *ihre* Angelegenheit und an die Verpflichtung, die er eingegangen.

Gideon ſeufzte und beſchied ſich; doch ſtellte er das Verlangen, die Gräfin möchte mit Hilfe des Doctors ihm eine Zuſammenkunft mit Thamar vermitteln.

Auch darein willigte die Dame nicht.

»Unſere Angelegenheiten,« entgegnete ſie, »ſind viel zu wichtig, als daß ich ihr Schickſal von der Unvorſichtigkeit eines Verliebten abhängig machen ſollte, abgeſehen davon, daß Du die Rolle eines Kranken fortſpielen mußt; perſönlicher Verkehr mit Thamar iſt nothwendig, allein ich ſelbſt will *ihn unterhalten. Du haſt* zugeſagt, Dich meinen Anordnun-

gen zu fügen, ich erinnere Dich an dein feierliches Versprechen.«

Der junge Mann seufzte und fügte sich wieder.

Während die Gräfin beflissen war, den Doctor an sich zu fesseln, wendete eine zweite Person im Schlosse viele Sorgfalt an, die Aufmerksamkeit der vermeintlichen Jüdin auf sich zu lenken.

Herr Basil Sobotow, der Schloßvogt, der Mann mit der paradiesischen Einfältigkeit im Herzen und den hölliſchen Schelt- und Schimpfreden auf den Lippen, hatte sein lüsternes Auge auf die Dame geworfen, und trug sich mit Plänen herum, die nichts weniger bezweckten, als die Patriotin für sich zu erobern.

So wie sein Gebieter war auch der Zinnoberige ein Hagestolz, und wenn der Staroſt es liebte, nach Pariser Muster im nördlichen Schloßflügel zuweilen so eine Art von Miniatur-Hirschpark zu unterhalten, so mochte der treue Diener hinter dem hohen Beispiele seines Herrn nicht weit zurückbleiben; doch begnügte er sich in seiner bescheidenen Stellung mit einem kleinen Hasengehege, wo er seine Fallen legte, und den Evatöchtern auflauerte, um sie durch seine Zärtlichkeit für die Sünde ihrer Urmutter empfindlich zu bestrafen.

Auf dieser Jagd nach Liebe befliß sich der Vogt einer weitausgreifenden weltbürgerlichen Anschauung; alle kleinlichen Vorurtheile von sich abstreifend, achtete er weder auf die Unterschiede der Nationalität, des Standes, noch des Glaubens, er umfaßte die ganze Menschheit mit gleichen Scheltworten und gleicher Liebe.

So kam es, daß auch die vermeintliche Jüdin ein Object seiner Wünsche und seiner Aufmerksamkeit wurde; aber je *deutlicher* die Blicke seiner rothgeänderten Augen dies verriethen, *desto weniger* schienen sie von dem Gegenstande seiner

neueſten Huldigung bemerkt zu werden; darüber ärgerte ſich Herr Baſil heimlich und beſchloß, die Flamme ſeines Herzens ein wenig heller und augenfälliger leuchten zu laſſen.

Die Gräfin, ohne an die Gefahr zu denken, die von dieſer Seite drohte, ſchritt indeß in ihrem Unternehmen vorwärts. Jodlitzki wurde angegangen, ihr eine Zuſammenkunft mit Thamar zu ermöglichen.

Der Wiener Barbier erſchrak bei dieſer gefährlichen Zumuthung ein wenig, denn er war ſo zu ſagen mit beiden Füßen zugleich in die Intrigue hineingeſprungen und begann erſt nach und nach an die Gefahr zu denken, in die er ſich begeben, allein die ſchlaue Patriotin hatte bereits ihren Mann und ſeine Achillesferſen kennen gelernt und beredete ihn ohne Mühe zu ihrem Willen.

Die Zuſammenkunft, ſo wurde beſchloſſen, ſollte in Thamars Gemächern ſtattfinden; damit aber die Wärterin der Gefangenen, die alte Magdufia, nicht zur Verrätherin werde, ſolle ſie für die beſtimmte Nacht durch einen Schlaftrunk unſchädlich gemacht werden.

Bei der zweiten Viſite desſelben Tages meldete der Doctor, daß drüben Alles verabredet und vorbereitet ſey; er werde um die zehnte Stunde ſeine Verbündete im rechten Corridor erwarten und ſie zu der Gefangenen begleiten.

Die Gräfin dankte ihm für ſeinen Eifer und verſprach, ſich pünktlich einzufinden.

Der Abend brach heran, die Dame ſaß nachdenkend am Tiſche, auf dem eine Kerze ihren düſtern Schein verbreitete, als der Vogt eintrat und ſich um die Wünſche der Gaſtin erkundigte; eine Aufmerkſamkeit, deren er ſich ſeit zwei Tagen befliß.

Da ein Seitenblick ihn belehrte, daß die Thür, die in die Krankenſtube führte, angelehnt war, daß er ſich mithin mit der Jüdin allein befand, lächelte er ihr bedeutſam zu, bemühte ſich zu unterſchiedlichen Winken und Augenverdrehungen, ja noch mehr, er wagte ſogar die ſammtweiche Hand zu faſſen, gewillt, ſie an ſeine weinfeuchten Lippen zu führen.

Die Gräfin, ihre Lage berückſichtigend, ſchaute den Zudringlichen an; ſie entzog ihm ſanft ihre Hand, ohne ihn ſtrenge oder mit harten Worten zu verweiſen. Seine Bosheit und Tücke fürchtend, wollte ſie nicht voreilig und ohne Nothwendigkeit den Anbeter in einen Feind verwandeln.

Der Vogt deutete dieſes ſanfte Widerſtreben zu ſeinem Vortheile, endete, mit ſich ſelbſt zufrieden, ſeinen Beſuch, indem er der Jüdin ins Ohr raunte: »Wir ſehen uns bald wieder, ſeyd mir gut, und es ſoll euer Schade nicht ſeyn;« dann verließ er eilig das Gemach, als wolle er der Jüdin Zeit gönnen, über die glänzende Ausſicht, die er ihr eröffnete, nachzudenken.

Die Gräfin ſah ihm betroffen nach und murmelte: »Wohl iſt es eine ſchwere Aufgabe, nach der einen Seite hin einen Feind anzugreifen und nach der andern ſich vor einem zweiten zu vertheidigen, aber mit Gottes Hilfe hoffe ich auch dieſe Schwierigkeit zu überwinden.«

Als die beſtimmte Stunde herankam, verließ die Gräfin das Gemach.

Gideon hatte für gewiſſe unvorhergeſehene Fälle Verhaltungsregeln überkommen, die er genau zu beobachten verſprach.

Da des Nachts, ſobald das Schloßthor geſperrt wurde, die Schildwache außerhalb desſelben vigilirte, ſo konnte die *Gräfin die gewölbte* Einfahrt, welche den linken und rechten

Corridor verband, paſſiren, ohne von Jemanden bemerkt zu werden.

Jodlitzki harrte bereits vor der Thür ſeines Gemaches und begleitete dann ſeine Verbündete den Gang hinab, bis man vor der Eiſenthür anlangte, die durch die Quermauer nach dem nördlichen Schloßflügel führte.

Hier harrte eine Frauengeſtalt, welche die Angekommenen einließ.

Der Doctor flüſterte der vermeintlichen Jüdin zu, er werde als Wache an der Thür bleiben; dieſe willigte ein und begab ſich dann mit der vor Angſt zitternden Thamar in die nächſte erleuchtete Stube.

Die Gefangene, in der Meinung getäuſcht, Gideons Schweſter, die ſie perſönlich kannte, zu empfangen, erſchrak nicht wenig, als ſie eine unbekannte Frau ſich gegenüber ſah.

Die Gräfin beruhigte ſie, indem ſie die Maske fallen ließ und das Räthſel löſte. Sie weihte Thamar durch eine bündige Darſtellung in das Geheimniß ein.

»Wie Sie nun wiſſen,« ſchloß ſie ihre Mittheilung, »habe ich mich mit Gideon verbündet: wir bedürfen Ihrer Hilfe, um meine Zwecke, Sie benöthigen unſere Unterſtützung, um Ihre Befreiung zu erreichen. Sie kennen die Gefahr, die Ihre Ehre bedroht, im ganzen Umfange; um ihr zeitlich genug zu entkommen, müſſen Sie ſich uns anſchließen und in die Pläne, die ich vorſchlage, eingehen.«

Die junge Frau zögerte keinen Augenblick mit ihrer Einwilligung und die Gräfin erklärte ſich eines Weiteren.

»Sie haben,« begann ſie, »gegen Ihren Willen die Leidenſchaft des Staroſten erweckt, Sie müſſen nun trachten, ſein Vertrauen zu gewinnen. Zu dieſem Zwecke entſagen Sie dem

Anſcheine nach der Strenge, mit der Sie ihn bisher von ſich ferne hielten, und ſtellen ſich, als wären Sie nicht abgeneigt, das von ihm gewünſchte Verhältniß einzugehen. Nehmen Sie alle Ihnen eigene Anmuth und Coketterie zu Hilfe und Sie werden den Edelherrn noch mehr bezaubern, ohne daß Sie nöthig haben, Ihrer Würde etwas zu vergeben. Ihr Streben muß dahin gerichtet ſeyn, den größten Theil des Tages in ſeiner Geſellſchaft zuzubringen, und eine Gemeinſchaft herzuſtellen, die Sie in den Stand ſetzt, ſeine Gedanken, ſeine Pläne zu erfahren und in ſeinen Papieren herumzuſtöbern; kurz, Sie müſſen trachten, in die Rechte einer intimen Freundin zu treten, wobei es Ihrem Scharfſinne und Ihrer Verſtellung überlaſſen bleibt, den Edelherrn unter glaubwürdigen Vorwänden von ſich fern und hinzuhalten, bis wir Sie aus der Gefahr, in die Sie ſich begeben, erlöſen werden. Dabei bemerke ich im Voraus, daß es mir vollkommen genügen wird, wenn Sie im Stande ſind, Ihre gefährliche Rolle vier bis fünf Wochen fortzuſpielen, wobei Sie auf den Beiſtand des Doctors, der ebenfalls mit uns verbündet iſt, rechnen können. Er bildet die fortwährende Verbindung zwiſchen uns und wird jede mündliche oder ſchriftliche Mittheilung beſorgen. Nehmen Sie alle Ihre Schlauheit und Vorſicht zu Hilfe und denken Sie ſtets, daß Ihr **Wohl** auf dem Spiele ſteht.«

Hierauf begann die Patriotin in die Details ihrer Wünſche einzugehen und die Gefangene zu belehren, worauf ſie ihr Augenmerk zu richten habe. Thamar war verſtändig und begriff leicht, um was es ſich handelte: ſie verſprach, ſich ihrer Aufgabe mit Eifer zu unterziehen.

Zwei Stunden verfloſſen ſchnell und unbemerkt, Mitternacht war bereits vorüber, als die Patriotin von der neuen Verbündeten ſich verabſchiedete und das Frauengemach verließ.

Doctor Jodlitzki harrte ihrer an der Eisenthüre im Corridor.

»Wenn mirs recht,« lispelte er ihr zu »vernehme ich drüben, von der Seite, wo Ihr Zimmer ist, Geräusch.«

»Dann lassen Sie uns eilen,« erhielt er zur Antwort.

Hörte der Doctor recht? Was begab sich mittlerweile im linken Corridor in der Wohnstube der Gräfin?

Wir wollen es erzählen.

Herr Basil Sobotow hatte die vermeintliche Jüdin am Abende mit den Worten: »Wir sehen uns bald wieder, seyd mir gut und es soll euer Schade nicht seyn,« verlassen. Nach dieser zärtlichen Erklärung — der Dame, der sie galt, erschien sie als eine Drohung — begab er sich nach den Wirthschaftsgebäuden und nachdem er hier einige tausend Donnerwetter und mehre Millionen Teufel losgelassen, befahl er sämmtliche Thore zu schließen und verfügte sich zum Abendimbiß in seine Wohnung.

Diese Abendmahlzeiten des Schloßvogtes gehörten zu den Geheimnissen des Schlosses Mirogrod: er schloß sich während derselben für zwei, manchmal auch für drei Stunden ein, und kein sterblich Wesen konnte sich rühmen, ihn bei diesem täglichen Opferdienst belauscht zu haben.

Wie wenig er dabei an Speisen verzehrte, wußte Jedermann, denn die Speisen mußten in der Küche bereitet werden; was er aber an Flüssigkeiten vertilgte, das war das große Räthsel des Tages oder richtiger des Abends; darüber nur Vermuthungen anzustellen, erkühnte sich keine Seele, in die Tiefe eines solchen Abgrundes wagte sich keine Phantasie.

Und wenn der Bacchusdienst zu Ende war, wenn die Dünste der Flut gegen den Kopf zu steigen anfingen, und ihn

mehr oder weniger wirblig machten, dann thauten in seinem Herzen jene süßen Gefühle auf, deren »zarte Sehnsucht, süßes Hoffen« ihn vergessen machten, was er gesoffen.

In diesen überseligen Momenten versiegte der Strom der Flüche auf seinen Lippen und die Quelle der Liebesworte begann aus dem Kupferschachte herauszurieseln, in jenen merkwürdigen Augenblicken langte Basil Sobotow auf der Grenze an, wo für eine kurze Dauer der Schloßvogt aufhörte und der Mensch begann.

Und gerade zu solcher mitternächtigen Zeit war's, wo der Weingesättigte und Liebesdürstende sich auf den Weg machte um bei der Jüdin das Versprechen des baldigen Wiedersehens zu erfüllen.

Er schlich durch den Corridor, so leise er's mit seinem feisten Körper vermochte, und kam ohne Unfall bis zur Pforte seines Paradieses.

Ein leiser Druck an der Klinke und — sein Herz pochte gewaltig, die Thür ging auf.

»Ich Glücklicher!« dachte er, »die Thüre war offen, sie erwartet mich.«

Er schlich, die Hände als Fühler vor sich ausgestreckt, zum Lager — er erreichte es, aber was seine Finger berührten, war nicht das weiche Sammetfell einer Frau, sondern der Bart eines Mannes.

Und rasch zog er die Hand zurück, eine Gänsehaut überlief gleichzeitig seinen Rücken, die Frage: »Wo ist die Jüdin?« pochte an seine Seele.

Wie mit einer eisigen Flut begossen, fühlte er sich mit einem Schlage aus der Region der Menschen in die des Schloßvogtes zurückgeschleudert, Weindünste und Liebesdämpfe verflogen vor der gewaltigen Enttäuschung.

Der Ruf »Teufel Millionbonnerwetter!« drang über ſeine Lippen, und damit ſich nicht begnügend, ſetzte er hinzu: »Verfluchtes Höllengeſindel! Was geht hier vor?«

»Zu Hilfe, Räuber, Mörder!« ließ ſich nun Gideons ſchlaftrunkene Stimme vernehmen, denn er war es, der ſich auf der bedrohten Lagerſtätte aufrichtete.

»Halt dein jüdiſches Maul,« fuhr ihn der Andere an, »ich bin der Schloßvogt —«

»Ihr ſeyd es, Herr Sobotow! o wie habt Ihr mich erſchreckt! aber was ſucht Ihr hier?«

»Den Teufel und ſeine Großmutter, wen ſollte ich ſuchen? Ich machte die Runde im Schloſſe, um nachzuſehen, ob ſämmtliche Thüren geſchloſſen ſeyen. Die eure fand ich offen; was hat dies zu bedeuten? Wo iſt eure Schweſter?«

»Gott im Himmel, wo ſollte ſie ſeyn? Drinnen im Zimmer ſchläft ſie.«

»Frau Sara muß einen feſten Schlaf beſitzen, wenn der Lärm hier ſie bis jetzt nicht geweckt hat. Wie kam es, das Ihr die Stuben gewechſelt habt? Ihr wohntet doch bisher im innern Zimmer?«

»Gott im Himmel, wie ſoll es gekommen ſeyn? Mein Schweſterleben fürchtet ſich, darum hat ſie zu mir geſagt: Gideon, ich werde von nun an drinnen ſchlafen; ich habe natürlich nachgegeben, vergaß die Thüre zuzuſperren.«

»Das mag Euch die Hölle aufs Wort glauben,« rief Herr Baſil, »ich werde mich überzeugen.«

Dieſe Worte begleiteten eine Bewegung des Vogtes, die ſeine Abſicht, ins zweite Zimmer zu gehen, verrieth.

Gideon ſchnellte vom Lager auf und ſtand mit einem Sprunge vor der Verbindungsthüre, entſchloſſen dem Vogt den Eingang zu verwehren.

»Hoho,« rief dieſer, »mir ſcheint gar, Ihr möchtet hier den Herrn ſpielen?«

»Mit dem Spiel iſt's zu Ende,« verſetzte Gideon, ſeine Verlegenheit hinter einer Herausforderung bergend, »jetzt gilt es die Ehre einer Frau zu vertheidigen.«

»Vertheidige Du deine Heidenſeele, damit Lucifer ſie nicht hole!« polterte Herr Sobotow, »der ſchleißigen Ehre deiner Schweſter droht keine Gefahr, ich will mich nur überzeugen, wie ſie ſchlafend ſich ausnimmt, denn wenn ſie wacht, ſpielt ſie allerlei Farben.«

Der Vogt drang auf den jungen Menſchen ein, dieſer ſtieß ihn zurück — der Widerſtand öffnete einem Strome neuer Flüche und Scheltworte die Schleußen, doch daran kehrte ſich der Andere nicht.

Mitten in dieſem Lärm klingt auf einmal die Schloßſchelle, der Vogt hält inne, ſtutzt, ſtößt noch einen Fluch aus und wälzt ſich hinaus durch den Corridor in den Hof.

»Was gibt es? Wer hat an der Schelle gezogen?«

Das ganze Schloß iſt allarmirt, Niemand will geläutet haben.

Herr Chriſtoph Joblitzki, eine brennende Kerze in der Hand, im Nachtrock, eine Schlafmütze auf dem Kopfe, kommt auch herbeigeſchlichen.

»Iſt Jemand jäh erkrankt?« fragte er.

»Milliondonnerwetter,« ſchalt Herr Sobotow, »ich habe immer gehört, man fängt erſt zu läuten an, wenn Eins in den letzten Zügen liegt; oder iſt's vielleicht bei Euch nothwendig, daß wenn man Euch ruft, man zugleich an den Meßner denkt?«

Der Doctor ſtellte ſich für den altgebackenen Spaß taub und ſagte:

»Das räthſelhafte Schellengeläute dünkt mir ein böſes Omen zu ſeyn; am Ende iſt mein Patient verſchieden, ich will doch ſehen was er macht?«

»Thut das, ich werde Euch begleiten,« ſagte der Vogt.

In den Fremdenzimmern eingetreten, fanden ſie Gideon ohnmächtig im Bette, ſeine Schweſter jammernd und klagend rang verzweiflungsvoll die Hände.

Kaum erblickte ſie den Vogt, ſo rief ſie ihm entſetzt entgegen: »Zurück, Ihr ſeyd der Mörder meines Bruders!«

»Todt? Ohne mich?« fragte Jodlitzki.

»Retten Sie ihn, um Gotteswillen, retten Sie mein gutes Bruderleben.«

»Wenn ihm noch zu helfen iſt, ſoll's geſchehen,« erwiederte der Doctor. »Drachmas duas radicis Ipecacuanhae, uncias duo sal amarum, ſolch eine widerſpenſtige Natur muß man tyranniſiren. Ich werde mit den Medicamenten gleich wieder zurück ſeyn.«

Damit eilte er fort.

Der Vogt über das geſpenſtige Schellengeläute noch immer nicht aufgeklärt, ſchlich davon, die Gräfin Kaſſakowska begab ſich zu Bette, dem Doctor im Stillen für das rechtzeitige Geläute dankend.

II.

Weitere Begebenheiten und Abenteuer der Gräfin Kaſſakowska und ihres Begleiters im Schloſſe Mirogrod.

Die Rückkehr des Staroſten nach Mirogrod erfolgte nach einer Abweſenheit von wenigen Tagen und war mit einem Geſchehniß verknüpft, deſſen unbemerkte Zeugin die Gräfin werden ſollte.

An einem Abende, die Patriotin hatte ſich noch nicht zur Ruhe begeben, vernahm ſie ein mächtiges Getümmel, welches ſich dem Schloſſe näherte.

Sie lauſchte — der Lärm tönte immer ſtärker — bis mitten durch der Anruf der außen aufgeſtellten Schildwachen und gleich darauf die Thorglocke hörbar wurde.

Die Gräfin löſchte raſch die Lampe aus und ſagte zu Gideon:

»Das Getümmel verräth eine größere Menſchenmenge, die in den Schloßhof zieht, ich will durchs Fenſter im Corridor ſpähen, wer die neuen Gäſte ſind. Wenn ich mich nicht täuſche, höre ich eine anordnende Stimme, die dem Staroſten anzugehören ſcheint. Ich gehe, verhalte Dich ruhig, ich bleibe in der Nähe.«

Und leiſen Schrittes verließ ſie die Stube.

Wenige Schritte von der Thüre befand ſich eines der Fenſter, die, um den Corridor zu erhellen, in den Hof gingen

dort machte ſie in der Niſche Halt, und den ganzen Hofraum überſehend, wurde ſie Zeuge folgender Scene:

Eine große Anzahl brennender Kienfackeln, deren röthliche Flammen der Scene ſchon vom Beginne her einen unheimlichen Charakter verliehen, verſcheuchten die Dunkelheit der Nacht. Selbſt ein Feſttanz im Tacte der heiterſten Muſik würde, in dieſem Lichte beſehen, nur einen düſtern Eindruck hervorgebracht haben.

Das Licht der Fackeln beleuchtete eine Truppe von beiläufig fünfzig Bewaffneten, die man ihren Gewändern, ſo wie ihren Waffen nach für Landleute aus der Umgegend halten konnte. Die Gräfin aber, nicht gewohnt, ſich von einer äußern Hülle täuſchen zu laſſen, betrachtete die Männer genauer und gewahrte bald das Fremdartige ihrer Phyſiognomien, das Militäriſche ihrer Haltung und endlich jenen Anſtrich von Steifheit und Gezwungenheit der Bewegungen, wie ſie ſtets durch ſoldatiſche Dreſſur erzweckt werden.

Mit den Schlauheiten und Kniffen die damals im großen und im Parteienkrieg häufig angewendet wurden vertraut fand die Dame aus den dem Scheine nach bewaffneten Bauern gar leicht leibhafte ruſſiſche Soldaten heraus.

Der Gründe zu derartigen Verkleidungen gab es damals für die Ruſſen mancherlei. Sie wählten ſie, um kleinere Haufen durch patriotiſch geſinnte Gegenden zu ſchmuggeln, oder wenn es einen Ueberfall galt, oder, das ereignete ſich am meiſten, um dem Kampfe das Anſehen eines Bürgerkrieges zu geben, wo Polen gegen Polen kämpften; wodurch die conföderirten Krieger entmuthigt und in ihrer Ueberzeugung wankend gemacht werden ſollten.

Nebſt der erwähnten Entdeckung machte die Gräfin Kaſakowska noch eine andere.

Im Hintergrunde der verkappten Truppe gewahrte ſie, von einigen Bewaffneten gehütet, fünf Perſonen, die wehrlos mit geſenkten Häuptern da ſtanden.

Es ließ dies nicht verkennen, daß es Gefangene waren.

Gefangene in den Händen der Ruſſen, Gefangene auf dem Schloß Mirogrod, wer anders konnten ſie ſeyn als Polen!

Die Patriotin, geſtählt gegen gewöhnliche Schwächen der Frauen, begabt mit männlichem Muthe und ausgerüſtet mit ſeltener Gegenwart des Geiſtes, erblich diesmal doch und fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als wäre ein jäher Schmerz aufgezuckt oder als hätte eine Dolchſpitze ſich eingebohrt.

»Heilige Maria!« liſpelte ſie von einer fürchterlichen Ahnung erfaßt, »was werde ich heute erleben?«

Nur ein kurzer Zeitraum von fünfzehn Minuten und die Antwort auf dieſe Frage war aufs Erſchütterndſte erledigt.

Nur fünfzehn Minuten, aber ſo reich an Pein, Qualen und Schmerzen, daß man damit Jahre verbittern konnte.

Außer den Bewaffneten ſah man im Hofe noch das neugierige Schloßgeſinde, welches ſcheu ſich von ihnen ferne hielt.

Jetzt erſchien der Staroſt von einigen unbekannten Herren begleitet.

Polniſche Nationalgewänder bedeckten hier moskowitiſch geſinnte Herzen.

Als ſie den Hof betraten, brachten ſie unter den Bewaffneten eine Bewegung hervor, die anzeigte, daß nun die entſcheidenden Perſonen des Dramas erſchienen ſeyen.

Die lauſchende Dame drückte die heiße Stirne an das eiskalte Fenſtergitter und ſammelte ihr ganzes Leben in den

Gehör- und Sehnerven, damit ihr ja kein Moment des Schauſpieles entgehe.

Der Edelherr ſtellte ſich ſeitwärts auf, wie zu einem Standgericht.

Die fünf Gefangenen — jetzt erſt bemerkte die Gräfin, daß ſie gefeſſelt waren — wurden vorgeführt, kamen aber dabei mit dem Rücken gegen die Lauſcherin zu ſtehen, ſo daß ſie ihre Geſichter nicht ſehen konnte.

Trotz der Stille der Nacht und trotz ihrer geſpannteſten Aufmerkſamkeit vermochte die Dame doch nicht das ganze Verhör zu erlauſchen, die Gefangenen ſprachen leiſe und auch die regelloſen Fragen des Staroſten ließen manche unverſtändliche Lücke.

Aus dem Ganzen entnahm ſie, daß die Gefangenen beſchuldigt wurden, der Verrätherei gegen königlich polniſche Truppen und eines bewaffneten Angriffes auf Polen, die ihrem Könige mit Treue anhingen.

Dagegen that einer der Gefangenen kräftige Einſprache.

»Jene Soldaten,« rief er, »waren verkleidete Ruſſen —«

Der Staroſt unterbrach ihn mit einer fürchterlichen Drohung.

»Welch' ein ſchändliches, gewiſſenloſes Spiel treibt der Moskowiter in unſerem armen Landes!« jammerte die Patriotin in ihrem Innern, »er kleidet ſeine Söldlinge in die Farben Polens, um auf die Vertheidiger des Vaterlandes die Schuld des Verrathes zu laden; ſeine Creaturen ſpielen die Richter, verurtheilen Unſchuldige, die nie etwas gegen das Geſetz unternahmen, während ſie und ihr ganzer Anhang

ohne Scham und Scheu Recht, Gesetz und Verfassung mit Füßen treten.«

Aber was die Gräfin bis jetzt sah und hörte, war jedenfalls nur eine Formalität, um wenigstens den Schein zu retten; der ganze richterliche Act war eine Lüge, ein Schirm, um dahinter eine himmelschreiende Gewaltthat, einen fünffachen Mord zu verbergen.

Das Verhör aller fünf Gefangenen währte kaum zwanzig Minuten und der vierte Theil dieser Zeit reichte hin, über sie das Todesurtheil zu fällen.

Die Lauscherin am Corridorfenster erzitterte mächtig, was bei Andern von Furcht und von Angst erzeugt wird, das erweckte bei ihr der Schmerz.

Sie sollte Zeugin seyn, wie man fünf Polen hinmordete, ohne ihnen beistehen zu können!

Einen Moment durchflog sie der Gedanke, von ihren verborgenen Schußwaffen Gebrauch zu machen, sie unterließ es jedoch. Nicht ihr Leben war es, das sie schonte, sondern der Gedanke an ihre wichtige Sendung; die Dienste, die das Vaterland von ihr erwartete, hielten sie zurück.

Und so groß war der Muth dieser Frau, so gewaltig ihre moralische Kraft, so männlich ihr ganzes Wesen, daß sie ihren Lauschort nicht kraftlos verließ, daß sie trotz der Qual, die ihre Seele peitschte, bis zum letzten Momente Zeugin der entsetzlichen Scene blieb, um aus ihr neuen Muth, neue Ausdauer und noch glühenderen Haß zu schöpfen.

Wir wollen was weiter vorging in wenigen Zeilen erzählen.

Das Todesurtheil war gesprochen.

Ein Wink des Staroſten rief drei riesige Gestalten aus dem Haufen heraus.

Es waren Zigeuner, die das blutige Amt der Henker verſahen.

Wie Hunde über ein wehrloſes gehetztes Wild fielen ſie über den erſten Gefangenen her und ehe die Gräfin das »Vater unſer« für ſeine arme Seele zu Ende gebetet, hing er erdroſſelt an einem Haken jener Querwand, welche, wie bereits erwähnt, den Schloßhof in zwei Theile theilte.

Das Antlitz der Leiche, vom Fackellicht grauſig beſchienen, war gegen jenes Corridorfenſter gekehrt, an welchem zwei Polenlippen beteten und ein Polenherz, von unſäglichem Jammer erfüllt, ſchlug.

Und kaum war das erſte »Vater unſer« zu Ende geſprochen, mußte ſchon das zweite begonnen werden, denn die Ruſſen würgen geläufig, wenn es polniſche Kehlen gilt — dann kam raſch darauf das dritte, dann das vierte »Vater unſer« — und ſo lange dieſe einfach erhabenen Bitten über menſchliche Lippen fließen, ſie wurden noch nie mit ſolcher Ergebenheit, mit ſo weihevoller Andacht, mit ſo qualgefoltertem Herzen geſprochen.

Und als vier Leichen an der Mauer neben einander gereihet waren, trat eine kurze Pauſe ein.

Was verurſachte die merkwürdige Verzögerung?

Sollte für den fünften ein Hoffnungsfunken glimmen? Sollte bei ihm eine Ausnahme eintreten, eine mildernde oder eine grauſamere?

Hören wir.

Als die Henker Miene machten, ſich des letzten Opfers zu bemächtigen, winkte der Staroſt ſie bei Seite und befahl dem Gefangenen, ihm zu folgen.

Beide begaben ſich abſeits der Gruppen und näherten ſich ſomit dem Fenſter, an dem die Gräfin lauſchte.

Von den vier Gemordeten hatte ſie keinen perſönlich gekannt, in dieſem Fünften aber, wer beſchreibt den wo möglich noch verſtärkteren Orkan in ihrer Bruſt, in dem Fünften erkannte ſie Michael, ihren treuen Diener, den ſie bei ihrer Abreiſe von Kaminietz nach Hauſe ſandte und der wer weiß auf welche Weiſe in die Gewalt ihrer Feinde gerathen war.

Der Zufall ließ den Staroſten in einer ſolchen Nähe von der Lauſcherin anhalten, daß ihr kein Wort, das an dieſer Stelle geſprochen wurde, entging.

»Michael,« begonn der Edelherr im Tone der Milde und Ueberredung, »Du ſtehſt an der Schwelle dieſes Lebens, noch einen Schritt und es liegt hinter Dir. Du biſt nicht gezwungen, dieſen Schritt zu thun, es liegt noch immer in deiner Macht, Dir nicht nur das Leben zu erhalten, ſondern auch eine gute Verſorgung zu erwerben. Du ſtehſt bereits mehre Jahre in den Dienſten der Gräfin Kaſſakowska, erfreuſt Dich ihrer Gunſt, biſt eingeweiht in ihre Geheimniſſe, folglich weißt Du auch wohin ſie ſich von Kaminietz begeben, ob und welche Verkleidung ſie gewählt hat. Theile uns Alles mit, was Dir bekannt, und ich bürge Dir nicht nur für dein Leben, ſondern nehme Dich auch noch in meine Dienſte. Sey kein Thor, Michael! Du biſt noch jung, es thäte mir leid, wenn ich Dich als den Fünften in jener Reihe dort hängen ſähe, was unausweichlich der Fall wäre, wenn Du halsſtarrig bliebeſt.«

Bei dieſer Rede überlief es die Lauſcherin wie eine Flut von Eiswaſſer, ſie war Zeugin, wie man ihren Diener auf die gräßlichſte Folter ſpannte, man drohte ihm mit dem Tode, wenn er ihre Geheimniſſe nicht verrieth; doch verlor ſie ihre Ruhe, ihre Faſſung nicht; ſie ſtand feſt wie eine Statue, bei der ſich, wie von einem künſtlichen Mechanismus belebt, blos

die Augen bewegten, und dieſe Augen richteten ſich jetzt vom Staroſten auf Michael. deſſen Antwort ohne Bedenken erfolgte.

»Warum martert Ihr mich?« ſagte der Gefangene mit der Stimme des Vorwurfs, »warum verlängert Ihr gerade bei mir die Todesqualen? Ihr wollt, ich ſoll meine gnädige Frau, die Gräfin Kaſſakowska, verrathen? Nimmermehr! Thät' ich es, ich erläge der eigenen Schmach und müßte mich aus Reue ſelbſt erwürgen. Sie verrathen, die mir eine milde Herrin war, deren Name jeder Pole mit Ehrfurcht nennt? Nimmermehr! Laßt mich hin zu eurem Henker; ſein Strick iſt mir willkommener als euer Antrag; ehe ich Ein Geheimniß der Gräfin verrathe, will ich lieber tauſendfachen Tod ſterben!«

Und ohne eine Antwort des Edelherrn abzuwarten, eilte er zurück zur verhängnißvollen Stelle.

Selbſt der heldenmüthigſte Krieger läuft bei Erſtürmung der Schanze einem ſo ſicheren Tode nicht entgegen, für ihn gibt es noch Hoffnung, daß er aus dem Sturme unverſehrt zurückkehren könne, während dieſer treue Diener ſeiner Herrin jede Hoffnung hinter ſich ließ.

Ein tiefer Seufzer drang über die Lippen der Dame und eine Thräne perlte diesmal aus ihren Augen.

»Wieder ein Opfer auf dem Herde des Vaterlandes,« murmelte ſie, »und, bei Gott! keines der Unwürdigſten. Gott mit Dir, treuer Diener, Du ſtirbſt leicht und ſüß!«

Die Henker zögerten Michael zu erfaſſen.

Der Staroſt, ergrimmt über die Standhaftigkeit des einfachen Burſchen, ſchrie den Schergen zu:

»An den Zaun mit dem Schurken!«

»Selbſt Schurke und Vaterlandsverräther!« rief Michael, daß es im Hofe wiederhallte, zur Antwort.

Es waren ſeine letzten Worte, denn nun fielen die Henker über ihn her.

Die Gräfin am Fenſter ſtarrte auf die entſetzliche Scene, dann — gleichſam ſich ermannend — ſchlug ſie ein Kreuz über Stirne und Bruſt, nur Einen Blick noch ſandte ſie hinüber zur Leiche des Treuen, dann ſchwankte ſie zurück in ihr Zimmer.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Wenn doch der wohlthätige Wechſel in der Natur, wo auf den Sturm ſtets die Ruhe folgt, auch jederzeit im Menſchenleben ſtatt fände; aber hier folgen oft Stürme auf Stürme und dazwiſchen liegt nicht Ruhe, ſondern düſteres Grollen, bei dem man nicht weiß ob es das Echo des vergangenen oder ein Vorläufer des kommenden Sturmes iſt.

Nach den erlebten fürchterlichen Scenen, wie wohlthätig wäre der Gräfin eine wenn auch nur kurze Ruhe erſchienen; aber die Aufregung der Elemente — das heißt der Elemente des Menſchenlebens — ſollte ſich bei ihr nicht legen, ſchon der nächſte Vormittag ſollte neue Begebniſſe bringen.

Unter einem unglaublichen Getümmel ſprengte ein Reiterhaufen in das Schloß.

Die Gräfin bemerkte ſchon ſeit dem Morgen unten in der Ebene Soldaten, Fußvolk und Reiterei — hätte auch ihr Auge zur Unterſcheidung nicht hingereicht, ihr Inſtinct hätte ſie die Ruſſen erkennen laſſen.

Die Truppen hatten eine Art Lager improviſirt und der in der dünnen Winterluft hoch aufwirbelnde Rauch zeugte von deſſen Ausdehnung.

Der im Schloſſe angelangte Reiterhaufe beſtand offenbar aus Offizieren der unten lagernden Soldaten, die ſich bei dem

Staroſten entweder zu Gaſte laden, oder von ihm bereits geladen waren.

Die verkappte Patriotin beeilt ſich das Zimmer zu verlaſſen, um den ruſſiſchen Offizieren, die im Hofe, wo keine Spur der nächtlichen Gräuel mehr zu ſchauen war, von dem Schloßherrn empfangen wurden, näher zu ſeyn.

Der Vornehmſte von ihnen war ein Mann von kaum vierzig Jahren, Oberſt ſeines Ranges, eine mittlere, ſchmächtige Figur, die ſteif zu Pferde ſaß und nur den Kopf mit ſeltener Lebhaftigkeit und ungewöhnlicher Biegſamkeit des Halſes hin- und herbewegte.

Die Gräfin hatte dieſen Mann kaum erblickt, als ſie ihr Auge nicht mehr von ihm wendete.

Eine geheime Macht hielt es an dieſer Geſtalt wie feſtgebannt.

Zog der durchdringende Blick des dunklen Auges ſie an, deſſen Lider ſtets aufgeſpannt waren, wie bei Menſchen, von denen man ſagt, daß ſie »große Augen« machten; oder der unausſprechlich höhniſche Zug, der den etwas breitgeſchnittenen Mund umlagerte; oder die ſeltene Härte, die aus den Zügen der Phyſiognomie hervorleuchtete, oder der auffallend alte Soldatenmantel, in den der junge Oberſt gehüllt war, oder endlich war's der Totaleindruck der Erſcheinung, die ſie feſſelte? Gleichviel, die Gräfin vermochte ſich von ihm nicht loszureißen.

Und welch ein Zufall!

Der Oberſt hielt ſein Pferd an derſelben Stelle an, welche in der verfloſſenen Nacht die Glieder des Standgerichtes einnahmen, und obwohl der ſeltene Schmuck an dem Eiſenzaun beſeitigt war, wollte es der Gräfin doch bedünken, als thürm-

ten ſich hinter dem ruſſiſchen Oberſten Leichenhaufen; ihr Herz fing an zu pochen, wie unter dem Eindrucke einer bangen Ahnung, einer prophetiſchen Unglücksverkündigung.

Was war's, das ſie ergriff, erſchütterte?

Der Inſtinct der Polin ließ ſie jetzt ſchon den gefährlichen Gegner ihres Vaterlandes ahnen, den baldigen Sieger von Krakau, noch ſpäter den blutigen Bezwinger auf den Trümmern Praga's, den Mann, der einſt nach Petersburg melden ſollte:

»Hurrah! Warſchau iſt unſer!

»Suworoff.«

Worauf die eben ſo laconiſche Antwort erfolgte:

»Hurrah! Suworoff Feldmarſchall!

»Katharina.«

Ja, der ruſſiſche Oberſt war Alexis Suworoff, der ſchon im finnländiſchen und im ſo eben beendeten ſiebenjährigen Kriege als Offizier ſeine Unerſchrockenheit bewieſen und nun als Oberſt unter den Befehlen des Generals Apraxyn die Conföderirten von Bar bekämpfen ſollte.

Als Suworoff ſein Pferd anhielt, warf er die Zügel von ſich, nahm ſeine paradewidrige Pelzmütze vom Kopfe und bekreuzte ſich. Gleichzeitig zog er ein kleines Marienbild hervor, das er ſtets auf ſeinem Buſen trug, und küßte es andächtig.

Hierauf ſprang er flink aus dem Sattel, hob ein paar Steinchen vom Boden, warf ſie, ohne ſich umzuſehen, über ſeine Schulter hinter ſich und rief: »Slava bogu!« (Gott ſey die Ehre!)

Als der Staroſt, um ihn zu bewillkommnen, ſich ihm näherte, lief Suworoff auf ihn zu, umarmte ihn, küßte ihn ein paarmal raſch nach einander und rief:

»Ich ſehe Dich heute zum erſten Male, doch habe ich bereits von Dir ſprechen gehört, als von einem treuen Anhänger unſeres Reiches, und darum küſſe ich Dich; wärſt Du [redacted]iger Aufſtändiſcher, nicht einmal mein Roß hätte dein Schloß betreten, viel weniger ich; als Sieger iſt es freilich was Anderes, da iſt man nicht Gaſt, ſondern Herr.«

Der Staroſt verſuchte ſich in einigen Schmeichelreden, die ihm jedoch mißlangen.

Suworoff unterbrach ihn: »Halt ein, mein Lieber; das Schmeichelhandwerk iſt nicht ſo leicht, wie Du denkſt. Die Schmeichelei iſt wie ein Kuchen, man muß verſtehen ſie zu bereiten und zu backen, ſonſt bringt man ganz was Unſchmackhaftes aus dem Ofen. So wie Du bin auch ich ein herzlich ſchlechter Schmeichler, hoffe aber trotzdem, es noch weiter zu bringen, wenn es dem lieben Gott gefällt und der Matuſchka Czariza in Petersburg.«

Weiter vermochte die Gräfin nichts zu hören, denn der Schloßherr führte ſeine Gäſte in die Gemächer des rechten Corridors.

Bald darauf erſchien der Vogt und kündigte der Jüdin an, ſie müſſe mit ihrem kranken Bruder die bisher bewohnten Stuben verlaſſen und ſich mit einer Kammer im Wirthſchaftsgebäude begnügen, die Gemächer des ganzen linken Flügels ſehen zur Aufnahme ruſſiſcher Offiziere beſtimmt.

Die Polin machte den Ruſſen Platz.

Die neue Wohnung der Gräfin lag im nördlichen Schloßtheile, wo ſich im Garten das Wirthſchaftsgebäude befand.

Wenn man von der minderen Bequemlichkeit und dem ärmlichen Zuſtande abſah, erfreute ſich der neue Aufenthalt einiger Vorzüge, die für die Dame von unſchätzbarem Vortheile waren.

Sie war hier von den Hauptperſonen des Schloſſes weniger beobachtet, eine Flucht ließ ſich mit wenigen Schwierigkeiten antreten und ihre Verbindung mit dem Schloßarzt [redacted] weniger der Gefahr der Entdeckung ausgeſetzt.

Nur ein paar Tage und die vortrefflichen [redacted] die Herr Chriſtoph Jodlitzki ſeiner Verbündeten wiſſend und unwiſſend leiſtete, erwarben ihm ihre vollſte Anerkennung.

Nicht nur daß er die Verbindung mit Thamar, die ihr Spiel ebenfalls mit gutem Erfolge begonnen hatte, unterhielt, er befand ſich auch in der günſtigen Poſition, inmitten der ruſſiſchen Offiziere Manches zu hören und zu erſpähen, was ihm die Jüdin auf eine kluge Weiſe abzulauſchen verſtand.

Die Ernte der Patriotin war daher eine höchſt ergiebige.

Sie verzeichnete Aufklärungen über Stärke und Eintheilung der feindlichen Armee, Notizen über Marſchrichtungen, Winke über Operationsplane, aus welchen deutlich hervorging, daß die Ruſſen es auf einen Angriff der Feſtung Bar, als dem Gründungsorte der patriotiſchen Conföderation abgeſehen hatten.

Von Thamar erhielt ſie unter Anderen die Abſchrift zweier Actenſtücke zugeſendet, die wir hier — da ſie keinen großen Raum beanſpruchen — wiedergeben, als beſonders charakteriſtiſch für die damalige Situation.

Das erſte Document iſt ein Reſcript der Czarin aus Petersburg und lautet:

„Wir Katharina II. Kaiſerin aller Reußen, in Anbetracht der ſchweren Knechtſchaft, in welcher der polniſche Adel das reußiſche *) Volk hält, in Anbetracht, daß dieſer nemliche Adel nicht nur den Glauben des griechiſchen Bekenntniſſes

*) Reußen, Ruſſinen, ſind wohl von den Ruſſen zu unterſcheiden.

durch ſeine lateiniſchen Prieſter herabwürdigen läßt, ſondern, was noch ſchlimmer, ſogar die Juden, die Feinde der Chriſten, die Mörder Chriſti, unterſtützt; haben unſern Getreuen den Befehl gegeben, in Polen einzudringen, den Adel und die Juden mit dem Schwert auszurotten, ihre Güter mit Feuer zu verwüſten, dagegen dem rechtgläubigen Volke Beiſtand und Unterſtützung angedeihen zu laſſen.

»So geſchehen zu St. Petersburg, unſerer Hauptſtadt u. ſ. w.«

Das zweite Document war eine Zuſchrift des Königs von Polen, eine Art geſchriebener Blanquets, welche die ruſſiſchen Befehlshaber geheim mit ſich führten, und wo ſie nur die leergelaſſenen Stellen auszufüllen hatten, wenn ſie die darin enthaltene Weiſung dieſem oder jenem Schloßbeſitzer oder Vertheidiger zukommen laſſen wollten.«

Die Zuſchrift lautete:

»Mein Herr Brazlaw!

»Sie werden, ſobald ein ruſſiſcher General es verlangt, das Schloß von Mirogrod ſeinem Schutz übergeben und ſelbſt unter dem Schutz der allergnädigſten Kaiſerin verbleiben. Der Adel in den reußiſchen Landen hat ſich ſtets durch ſeine Abneigung gegen mich und durch ſeinen Haß gegen den moskowitiſchen Schutz ausgezeichnet, möge er, wenn ihm ein Unglück widerfährt, dasſelbe nicht mir, ſondern ſich ſelbſt zuſchreiben.

»Ihre Majeſtät die Kaiſerin und der Fürſt Repnin haben mirs verſprochen, ſo glimpflich als möglich mit ihm umzugehen; dieſes mein Schreiben bleibe übrigens nur Gott und Ihnen bekannt.«

»S. A. K. v. P. G. F. v. L.« *)

*) Stanislaus Auguſt König von Polen, Großfürſt von Lithauen.

Die Entrüſtung der Polin beim Durchleſen dieſer Actenſtücke, beſonders des letzteren, läßt ſich leicht begreifen, doch bezwang ſie auch dieſes Gefühl; die Kraft dieſer Frau beſtand nicht nur in einer merkwürdigen Ausdauer, in einer zähen Unerſchütterlichkeit, mit welcher ſie Eindrücke von außen ertrug, ſondern auch in der Macht, die ſie über ihr eigenes Innere auszuüben verſtand, wo ſie die Gefühle mit der ganzen Energie einer ſtarken Seele niederkämpfte und ſie nur dort hervorbrechen hieß, wo es ohne Gefahr geſchehen durfte.

Die Nähe des ruſſiſchen Lagers umwandelte das ſonſt einſame Schloß Mirogrod in einen Tummelplatz der ruſſiſchen Offiziere, und machte es zum Mittelpunkte verſchiedener Luſtbarkeiten, die ein wildes, geräuſchvolles Leben heraufbeſchworen.

Unſere Patriotin befand ſich in einer ununterbrochenen Erregung, in welche ſie theils der Anblick der verhaßten Feinde, theils die Mittheilung ihrer Verbündeten verſetzten.

In einer nicht mehr beneidenswerthen Lage befand ſich ihr Begleiter.

Was den jungen Sabbathianer bewog, ſich in die Gefahr zu begeben, war die Liebe.

Wir kennen die Stärke ſeiner Leidenſchaft und die Heftigkeit ſeines Temperamentes; wenn man nun erwägt, daß er bereits wochenlang mit Thamar unter Einem Dache lebte, ohne ſie auch nur zu ſehen, ſo läßt ſich daraus auf die Ungeduld ſchließen, mit der er einer Zuſammenkunft mit ihr entgegenſah, und überhaupt auf das Peinliche ſeiner Lage.

Manchmal war er ſchon nahe daran, die Gräfin mit ſeiner Bitte, ernſter als er es bereits einmal that, zu beſtürmen, allein die Scham, ſich im Lichte der Unmännlichkeit zu zeigen, eine ehrfurchtsvolle Scheu vor der Patriotin,

die über alle irdiſchen Leidenſchaften erhaben, gleichſam als Muſter vor ihm ſtand, erſparten ihm die Unannehmlichkeit, ſich abermals eine abſchlägige Antwort zu holen.

Aber die Leidenſchaft war damit nichts weniger als beſänftiget, ſie machte ihn erfinderiſch, und Gideon glaubte auch ohne die Gräfin ſein Ziel — eine Zuſammenkunft mit Thamar — erreichen zu können.

Er wendete ſich vertraulich an den Doctor Jodlitzki.

Der Wiener Barbier, obſchon in die Geheimniſſe des Hippokrates herzlich ſchlecht eingeweiht, konnte ſich doch einer ziemlichen Doſis Schlauheit rühmen, er hatte daher gar bald in Gideon den Liebhaber der Gefangenen herausgefunden, allein er war auch klug genug, zu durchſchauen, daß für ihn, das heißt, für ſeinen Vortheil, Frau Sara ſtets die Hauptperſon bleiben werde, während er von den beiden Anderen, als Nebenperſonen, wenig zu hoffen und zu erwarten habe.

Der Ex-Feldſcher ging daher der angebotenen Nebenintrigue aus dem Wege, wie der Hund einem Topfe mit ſiedendem Waſſer ausweicht, und als der leidenſchaftliche junge Mann ihn zur Nachgiebigkeit drängen wollte, erwiederte er:

»Verehrteſter Herr Kohen! Ihre Frau Schweſter iſt eine Frau, wie ich in der ganzen Roßau, das iſt nemlich eine Wiener Vorſtadt, wo ich in der Nacht das Licht der Welt erblickte, keine klügere gefunden habe; würde ſie es für nothwendig erachten, Sie und die Gefangene jetzt ſchon zu vereinigen, ſo hätten wir's bereits ausgeführt, ſintemalen aber Frau Sara entſchieden gegen eine ſolche Mixtur eingenommen iſt, ſo halte auch ich ſie für Ihren Zuſtand höchſt gefährlich. Die Liebe iſt blind und wenn man blind iſt, ſoll man jenen Boden meiden, der mit Fußangeln und Wolfsgruben beſäet iſt. Wir Drei haben unſere Köpfe ohnedem in einer gefährli-

chen Schlinge ſtecken und dürfen allen Heiligen, das heißt, Sie können den Patriarchen und Stammvätern danken, wenn wir mit heiler Haut davonkommen, es iſt demnach gar kein plauſibler Grund vorhanden, die Gefahr zu vergrößern und die Schlinge, in der wir ſtecken, zu verkleinern. Hätten Sie jüngſt die fünf Polen am Zaun hängen ſehen, meiner Treu, Ihre Liebesbrunſt wäre abgekühlt worden, wie die Hitze eines Gehirnkranken, dem man Eisumſchläge applicirt. Der Guckuck, ich war auch einmal verliebt, ja noch mehr, ich war ſchon zweimal verliebt, und meine zweite Liebe war noch ſo heiß, daß ſie mir ſelbſt bei Kunnersdorf und Liegnitz nicht aus dem Kopfe kam; aber ſeit ich Doctor auf Mirogrod bin, iſt mir das Lieben vergangen.«

Hätte ſich Gideon mit dieſer Abweiſung beſchieden, oder würde er, ſein Ziel zu erreichen, andere Verſuche unternommen haben? Wir vermögen darauf nichts zu erwiedern; eingetretene Ereigniſſe zwangen ſeine Gedanken aus dem Geleiſe, wo ſie ſich bisher bewegten, in ein anderes, die Gefahr, die bis nun blos unſichtbar und wie ein Schemen in der Luft ſchwebte, verkörperte ſich urplötzlich und ſtieß auf unſere Bekannten herab wie ein Raubvogel auf ſeine Beute. — Um uns der Worte des Wiener Barbiers zu bedienen: »Die Schlinge verkleinerte ſich merklich.«

Im Schloßſaale zu Mirogrod war die Tafel im vollen Gange.

Der Staroſt bewirthete heute eine größere Zahl von Gäſten als ſonſt; Offiziere, geſinnungsfreundliche Edelherren gaben ſich auffallende Mühe, die Vorräthe ſeines Kellers zu mindern.

Und wie es bei ähnlichen Gelegenheiten, wo der Strom der Unterhaltung durch die Anweſenheit von Damen in nicht

gewiſſe Grenzen eingedämmt wird, immer zu gehen pflegt, ſo kam es auch hier; anfangs war man munter, dann fröhlich, endlich ausgelaſſen.

Es darf nicht überſehen werden, daß faſt alle Anweſenden unvermält, folglich daß ſie luſtige Herren waren, die keinen Scherz verſchmähten, wenn ſie ihn auch manchmal etwas unzeitig vom Baume der Freude pflückten.

Das Stichblatt der eben im Schwunge begriffenen Unterhaltung war der Staroſt ſelbſt.

Ein Edelherr, der zu ſeinen intimen Freunden gehörte, erlaubte ſich den Scherz, bei den ruſſiſchen Offizieren den Verräther zu ſpielen und ſie in die kleinen und großen Leidenſchaften ihres gemeinſchaftlichen Wirthes einzuweihen.

Herr von Brazlaw, der jedem Niedereren, ſo er es gewagt hätte, auf dieſe Dinge nur hinzudeuten, den Kopf geſpalten haben würde, machte hier gute Miene zum muthwilligen Spiel und ließ ſich den Scherz gefallen.

Der ſchelmiſche Verräther mit dem mächtigen Schnurbarte machte die fremden Gäſte eben auf die eigenthümliche Eintheilung und Verbauung des Schloſſes aufmerkſam.

»Wir,« fuhr er lachend in ſeiner Rede fort, »poculiren in dem ſüdlichen Schloßflügel, in dem nördlichen trinkt man nicht, dort wird nur geliebt. Hier Bacchus, dort Amor. Unſer hochgeehrter Wirth erfreut ſich bourboniſcher Gelüſte, daher wir in der ganzen Umgegend den abgeſchloſſenen Theil des Schloſſes den Hirſchpark von Mirogrod nennen.«

»Hirſchpark?« rief ein ruſſiſcher Offizier munter, »welch ein häßlicher Name für eine ſo duftige, phantaſiereiche Anſtalt! Schon das Wort Hirſch erinnert an das höchſt unbequeme Geweih, und ſpricht man von Park, ſo denkt man an die Möglichkeit einer Verirrung. Da klingt mir das orientaliſche

»Harem« viel anmuthiger, viel lieblicher; ich halte es daher mit dem Harem, und iſt auch der Großtürk unſer natürlichſter Feind, ſo nehm ich doch keinen Anſtand zu rufen: Hoch der Sultan. das heißt,« ſetzte er erklärend hinzu, »nicht der Sultan am goldnen Horn, ſondern der zu Mirogrod.«

Lautſchallendes Gelächter folgte dem einſtimmig wiederholten Toaſt und der Staroſt dankte mit einer Miene, als hätte er eben ſtatt des köſtlichen Rebenſaftes Eſſig mit Honig vermiſcht getrunken.

Ein Harem war für die Offiziere Katharina II. ein viel zu intereſſanter Gegenſtand, als daß man die amüſante Unterhaltung nicht weiter hätte fortſpinnen ſollen. Man warf verſchiedene Fragen auf, die mitunter große Heiterkeit erregten, zum Exempel: »Woher bezieht der Harem von Mirogrod ſeinen Erſatz? Gibt es zu Mirogrod einen Bazar und Sclavenmarkt? Erzeugt Mirogrod die zum Serail nöthigen Verſchnittenen ſelbſt oder werden ſie von Dresden her verſchrieben?«

Um den letzten Scherz zu verſtehen, muß man wiſſen, daß damals ein paar Sänger bei der churfürſtlichen Oper, die Caſtraten waren, ſich großer Berühmtheit erfreuten.

Endlich rief ein ruſſiſcher Major: »Darf man wiſſen, wie groß der kriegsfähige Effectivſtand des Mirograder Harems iſt?«

Und der Edelherr, der ſchon ſo viel verrathen, ertheilte blitzſchnell die Auskunft: »In dieſem Momente athmet nur eine Peri drüben, eine zweite befindet ſich auf dem Anhermarſch und eine dritte im Lazareth.«

Allgemeines Gelächter.

»Und wer iſt dieſe Eine und Einzige, der das Schickſal für lange Zeit das Schnupftuch zugeworfen?« ſo hieß es weiter.

»Eine Jüdin,« platzte der nie schweigende Verräther heraus.

Allgemeines komisches Entsetzen.

»Eine Jüdin?«

»Pfui, wer wird eine Jüdin lieben?«

»Wissen Sie, verehrtester Herr Wirth, daß Sie gegen das Rescript unserer allergnädigsten Kaiserin handeln? Sie befiehlt, die Juden mit Feuer und Schwert zu vertilgen, nicht aber zu lieben.«

Neues Gelächter.

»Ich bitte unsern Freund Brazlaw zu entschuldigen,« nahm jetzt ein anderer Edelherr das Wort, »seit Casimir der Große das Beispiel mit einer jüdischen Maitresse gegeben hat, ist dergleichen in Polen gar oft vorgekommen.«

»Wie, ein Polenkönig vergaß sich so weit, eine jüdische Maitresse zu nehmen?«

»Wie gesagt, war's Kasimir der Große, der letzte der Piasten. Die schmucke Tochter Juda's hieß Esther und wohnte, wie vor ihr das böhmische Fräulein Rokyzana und nach ihr unzählige andere Favoritinnen des liederlichen Königs, in den Palästen Lobzow und Kasimir. Aus ihrem Verhältnisse mit dem Könige entsprangen zwei Söhne, Nimmira *) und Polka, die in der christlichen Religion erzogen wurden, wogegen die Mädchen gleich der Mutter im jüdischen Glauben verblieben. Noch heutzutage lebt in Polen ein Jude, der sich rühmt, von einer dieser natürlichen Töchter Casimirs abzustammen; wenn ich mich nicht irre, nennt er sich Jacob Dobruschki oder Jacob Frank und hält sich in Kaminietz auf.«

*) Von diesem leitet die noch heute in Polen bestehende Familie der Nimmira ihre Abstammung her.

Man hätte meinen ſollen, dieſe geſchichtliche Mittheilung würde dem Geſpräche eine andere Richtung verleihen; es kam jedoch nicht ſo; die weinfrohe Geſellſchaft befand ſich im luſtigen Strome zu angenehm, als daß ſie ſich dem Vergnügen ſo leicht hätte entreißen laſſen.

Nachdem man wußte, daß die gegenwärtig einzige Bewohnerin des Mirogroder Harems eine Jüdin ſey, wollte man noch mehr wiſſen.

Man beſtürmte Herrn von Brazlaw mit Fragen, die er entweder ſehr kühl oder gar nicht beantwortete, bis endlich ein Offizier den Antrag ſtellte, der gaſtfreundliche Wirth möge ſeinen Gäſten die höchſte Ehre erweiſen und die Zierde des Schloſſes in die Geſellſchaft laden.

Dieſer Antrag wurde mit allgemeiner Acclamation aufgenommen.

Der Schloßherr ſträubte ſich gegen ſolche Zumuthung, wurde jedoch von einem Ruſſen belehrt, daß er dem ſchönen Grundſatze, nach geſchichtlichen Vorbildern zu leben, nicht untreu werden möge.

»Von Indien bis an die Mohren,« erzählte der Ruſſe, »herrſchte einſt ein König Ahasverus; dieſer König hatte eine Reſidenz, die Suſan, und eine Königin, die Vaſthi hieß. Einmal gab dieſer Ahasverus den Gewaltigen in Perſien und Medien, den Oberſten und Landpflegern ein Gaſtmahl, gerade ſo wie Ihr uns eins auf Mirogrod gebt, und wie man eben am froheſten war, befahl der König, die Frau Vaſthi zu holen, daß er den Fürſten und Völkern zeigete ihre Schöne, denn ſie war ſchön, dieſe Vaſthi.«

»Wenn nun,« demonſtrirte der bibelkundige Ruſſe — der Guckuck mag wiſſen wo er den bibliſchen Wind herbekommen hatte — »wenn nun ſogar ein indiſcher König ſeinen

Fürſten und Völkern ſeine Gattin producirt, ſo denke ich kann ein polniſcher Staroſt ruſſiſchen Offizieren auch ſeine Maitreſſe vorſtellen, um ſo mehr, da dieſe nur eine Jüdin iſt.«

»So iſt es! Bravo! Einverſtanden! Es lebe Ahasverus! Hoch die Vaſthi!«

Wäre Herr von Brazlaw mit der Bibel auf vertrauterem Fuße geſtanden, er würde aus dem, was ſich zwiſchen dem Ahasverus und der Vaſthi weiter begab, eine ſehr wirkſame Einwendung gegen das Argument des Ruſſen herausgefunden haben; da aber jenes nicht der Fall war, ſo blieb er unfähig, das allgemein ſtürmiſche Drängen durch eine einfache Weigerung zu beſchwören und gab ſcheinbar nach.

Wir ſagen ſcheinbar, denn ein Gedanke, würdig eines Mephiſtopheles, durchflog im Drange des Augenblicks den Kopf des Staroſten, und überhob ihn der Verlegenheit, eine Frau als Geliebte vorzuſtellen, die er noch gefangen halten mußte, damit ſie ſein Schloß nicht verließ.

Er erhob ſich und ſagte zu dem Schloßarzte, der an dem unterſten Ende der Tafel ſaß: »Doctor, Sie haben den Wunſch der ehrenwerthen Geſellſchaft gehört, gehen Sie und holen Sie Sara her.«

»Sara heißt der Engel?«

»Vivat Sara! Hoch Ahasverus! Es lebe Vaſthi!«

Der Wiener Barbier, augenblicklich die Liſt des Gebieters erfaſſend, verließ den Salon, um Sara zu holen.

— — — — — — — — — — —

Die Nacht war hereingebrochen, die Gräfin Kaſſakowska und Gideon ſaßen arglos am Fenſter, als Jodlitzki mit dem Befehle des Staroſten anlangte, in wenigen Worten was im Saale vorgefallen war, erzählte, damit die Jüdin die Rolle kennen lerne, die Sie im Salon werde ſpielen müſſen.

Die Dame, so unangenehm ihr auch dieses Spiel erschien, durfte doch an keine Weigerung denken, die am Ende ohne zu fruchten nur gefährlich hätte werden können, während sie im Gegentheil hoffen durfte, durch ihr rasches Eingehen in die Ideen des Schloßherrn sich in seiner Gunst noch höher zu stellen.

Sie erhob sich daher, zog das Stirnband etwas tiefer, hüllte sich in ihr Tuch und sagte:

»Ich bin bereit, gehen wir! Für den Fall, daß mir eine Widerwärtigkeit begegnen sollte, bleibt es bei unserer Verabredung. — Gideon, nebst mir der größten Gefahr ausgesetzt, entflieht und die Befreiung Thamar's bleibt dann Ihre Sache; da Alles, was unser Einverständniß verrathen könnte, beseitigt ist, so haben Sie und Thamar nichts zu besorgen. Sollten Sie auf Ihrer Flucht mit Conföderirten in Conflict gerathen, so nehmen Sie diesen meinen Ring, weisen ihn vor und er wird Sie schützen. So, jetzt gehen wir!«

Und sie gingen.

Vor der Thüre angelangt, hielt die Gräfin an, und als besänne sie sich noch einer Sache von Wichtigkeit, sagte sie zu Jodlitzki: »Gedulden Sie sich hier nur einen Augenblick, ich vergaß Gideon noch eine Vorsichtsmaßregel zu ertheilen.«

Damit ging sie in die Stube zurück.

»Nimm dieses Päckchen,« flüsterte sie ihrem Gefährten rasch zu, »bewahre es aufs Sorgfältigste, denn es enthält alle Mittheilungen, Notizen und Documente, die ich hier im Schlosse gesammelt habe. Solltest Du die Flucht antreten müssen, so überbringest Du dieses Päckchen schleunigst entweder einem Krasinski oder einem Pulaski.«

Gideon, der sich eines bangen Gefühls nicht erwehren

konnte, nahm nicht nur das Päckchen, ſondern ergriff auch die Hand der Gräfin, die er gerührt an ſeine Lippen drückte.

»Du ſcheinſt Dich zu ängſtigen, mein Freund,« ſagte ſie lächelnd, »ermanne Dich und ſey wie ich vollkommen ruhig. Damit Du jedoch nicht überraſcht wirſt, ſieh Dich vor; mir iſt an dem Umſtande, daß das Päckchen in die beſtimmten Hände gelange, ſo viel gelegen, wie an meinem Leben. Leb wohl, ich hoffe, deine böſe Ahnung wird Dich trügen.«

Damit verließ ſie die Stube und begab ſich an Jodlitzki's Seite nach dem ſüdlichen Schloßflügel.

Im Saale legte ſich während der zehn Minuten langen Abweſenheit des Doctors der heftige Zug der Ausgelaſſenheit und wich einer Stille, welche von der großen Ungeduld und Spannung zeigte, die ſich faſt aller Anweſenden bemächtigt hatte.

Die Neugierde, die Reize einer Jüdin zu bewundern, die ein polniſcher Sultan ſeines Harems würdig fand, zeigte ſich in Aller Blicken, Einer ausgenommen, und dieſer Eine war der Oberſt Suworoff.

Der ſoldatiſche Sonderling ſaß an der Tafel, ohne an deren Freuden theilzunehmen. Wie immer trank er nur Waſſer, wie immer verzehrte er nur ſeine zwei Gerichte, wie immer wurde er deſto ſchweigſamer, je mehr die Andern ſprachen; deſto ſtiller, je lauter ſie wurden.

Oberſt Suworoff hatte nichts beigetragen, das Erſcheinen der jüdiſchen Favoritin zu veranlaſſen, er intereſſirte ſich ſomit auch jetzt nicht dafür.

Für die Anderen erſchien endlich der erwünſchte Augenblick.

Die Salonthüre ging auf und Doctor Jodlitzki führte

die Jüdin Sara herein, ehrfürchtig, wie es ihm gegenüber der Auserwählten seines Herrn ziemte.

Eine allgemeine Verblüffung war das erste Ergebniß der Enttäuschung, dann flog die Miene der Unbegreiflichkeit über alle Gesichter, die hierauf bei dem größten Theile einem schlecht verborgenen Spottlächeln Platz machte.

Die Gräfin Kassakowska war, wie schon erwähnt, keine schöne Frau, den idealen Anforderungen an eine Odaliske genügte ihr Aeußeres schon gar nicht.

Ihr brünetter Teint, ihr mehr als üppiger Wuchs verliehen ihr einen matronenhaften Anstrich, der durch die entstellende jüdische Toilette sie noch mehr gealtert erscheinen ließ. Bedenkt man dazu, daß die Gräfin die Glanzpunkte ihres Antlitzes — wir meinen die Augen — ihrer Rolle gemäß, züchtig niedergeschlagen hatte, und daß sie sich absichtlich befliß, das Edle ihrer Erscheinung zu verbergen, durch täppische Haltung zu entstellen, so wird man den unvortheilhaften Eindruck, den ihr Aeußeres hervorbrachte, begreifen, und die negative Sensation, man gestatte uns diesen Ausdruck, erklärlich finden.

Der Staroſt, dem bei seinen Gästen dieser Eindruck, dieser Queckſilberfall vom Sied- bis zum Gefrierpunkt hinab, nicht unerwartet kam, freute sich über die Bereitwilligkeit, mit der Sara die ihr zugemuthete Rolle übernahm und jubelte in seiner Seele über die glänzende Myſtification der ruſſiſchen Zudringlichkeit. Wie es einem zärtlichen Seladon ziemt, befahl er, für die Favoritin an seiner Seite einen Sitz zu beſorgen, und lud ſie dann mit einer huldvollen Handbewegung ein, ſich niederzulaſſen.

Von dem Eintritt der Jüdin bis zu dieſem Momente

war auch von keiner Seite ein Wort gefallen, jetzt ergriff der Schloßherr das Wort.

»Meine verehrten Gäste,« begann er, »haben einſtimmig den Wunſch geäußert —«

»Halt, Herr Staroſt,« fiel ihm Suworoff eifrig in die Rede, »ich bitte das Wort einſtimmig zu corrigiren, meine Stimme war nicht dabei. Ich liebe es eben ſo wenig Eine Frau unter lauter Männern zu ſehen, als es mir gefiele, mich allein unter dreißig Frauen zu befinden.«

Der Staroſt verbeſſerte ſich, indem er das Einſtimmig in Mehrſtimmig verwandelte und fuhr dann fort: »Dieſem Wunſche glaubte ich ohne Anſtoß willfahren zu können und freue mich, daß auch Du derſelben Anſicht biſt wie ich.«

Darauf erwiederte Sara ihrer Rolle getreu:

»Mein Herr und Gebieter! Warum ſollte ich nicht folgen eurem Befehle, da Ihr mich behandelt mit ſo großer Aufmerkſamkeit und Huld? Ihr habt mich auf dieſes Schloß gebracht; es war nicht mein freier Wille hierher zu kommen; nicht wahr, mein Herr und Gebieter, es iſt ſo, wie ich ſpreche?«

Der Staroſt begann zu ſtutzen und zögerte mit der Antwort.

»Alſo eine romantiſche Entführung?« ließ ſich eine ruſſiſche Stimme vernehmen.

»Ich weiß nicht wie man es bei den Chriſten nennt,« entgegnete Sara, »bei uns heißt es ein wenig anders; doch ſoll dies, Gott behüte, keine Klage ſeyn, ich wollte nur bemerken, daß ich nach Mirogrod eben ſo unfreiwillig kam, wie in dieſe hohe Geſellſchaft. Ich arme Jüdin hätte mich nie hierher gewagt, würde es nicht mein Herr und Gebieter ge-

wünſcht haben; darum nichts für ungut, gnädige Herren, ſpottet der armen Jüdin nicht, wenn ſie blos ein ſchlichtes Weib und an Schönheit und Anmuth keine Prinzeſſin iſt. Die Schönheit ſänke im Werthe, würde ſie nicht durch die Häßlichkeit gehoben. Bei uns gibt es ein hübſches Sprichwort: »Man empfängt einen Mann, je nachdem ſein Rock, und man entläßt ihn, je nachdem ſein Verſtand iſt.« Für Frauen lautet das Sprüchlein ein wenig anders: »Frauen empfängt man nach ihrem Geſichte und entläßt ſie, je nachdem ihr Herz iſt.« Ich hoffe, gnädige Herren, Sie werden mich freundlicher entlaſſen, als Sie mich empfangen haben.«

Ein beifälliges Murmeln durchlief den Kreis, der Eindruck dieſer Rede war ein höchſt angenehmer. Die Einfachheit und Schlichtheit des Ausdruckes, die naive jüdiſche Sprechweiſe wirkten um ſo ſympathiſcher, je ungewohnter ſie den Ruſſen erſchien.

Ein junger Offizier verſuchte die Geſellſchaft zu entſchuldigen, was Sara aber nicht zuließ.

»Demüthiget mich nicht noch mehr, gnädiger Herr,« bat ſie, »damit ich nicht gezwungen bin, zu vergeſſen. Für uns Juden gibt es nemlich keinen gefährlicheren Feind, als das Gedächtniß, darum iſt mein einzig Streben fort und fort, das Böſe, das mir begegnet, zu vergeſſen. Ich weiß bereits jetzt nicht mehr, was ſich vor zwei Minuten hier zutrug, und nur von Euch wird es abhängen, ob ich das, was in der nächſten Stunde geſchehen wird, in der zweitnächſten nicht auch ſchon vergeſſen habe.«

Auf die Einwendung, daß »vergeſſen« nicht in der Willkür des Menſchen liege, antwortete die Jüdin:

»O doch, gnädiger Herr, wir haben das Vergeſſen und das Gedenken ganz in unſerer Gewalt; man braucht nur das

Schlimme wie Staub an die Fußsohle, und das Gute, so man empfängt, wie Blumen an's Herz zu heften; der Staub bleibt hinter uns, den Duft der Blumen hingegen saugen wir ein.«

»Herr von Brazlaw,« wendete sich ein Offizier zu dem Schloßherrn, »ich fühle mich gedrungen, Ihrem Geschmacke feierliche Abbitte zu leisten. Diese Frau verdient in der That angebetet zu werden.«

Sara schlug das Auge züchtig nieder und sagte:

»Mein Herr und Gebieter betet mich zwar nicht an, aber er behandelt mich mit Achtung und Nachgiebigkeit, und das freut meine Seele. Nur feige Männer behandeln ihre Frauen rauh und herrisch; so hält der Bettler sich einen Hund, um auch ein Wesen zu besitzen, dem er gebietet. Uebrigens wird mein Herr mir auch nachrühmen, daß ich nie launig bin, und jede Gelegenheit meide, ihn zu erzürnen. Ich handle nach seinem Willen und widerspreche nie, obwohl widersprechen oft eben so viel ist, wie an eine Thür klopfen, um zu erfahren, ob Jemand zu Hause ist.«

»Meiner Treu,« fuhr jetzt Oberst Suworoff auf, »bei euch, Madame, ist was zu Hause, entweder ein spitzer Verstand oder ein reiches Gedächtniß.«

»Oder beides zugleich,« meinte einer der Edelherren höhnisch lächelnd, dann stand er auf, erhob seine Stimme zu Ernst und Nachdruck und fuhr fort:

»Genug des Possenspiels, meine Herren, lassen wir uns nicht weiter narren. Mich täuscht keine Maske, darum sage ich, die Favorite des Herrn von Brozlaw ist keine Jüdin, ich habe sie erkannt: die Frau vor uns, die so verführerisch klug spricht, ist die Gräfin Sophia Kassakowska!«

Als drohte eine Mine unter dem Fußboden entzündet zu werden, so flog die Gesellschaft gleichzeitig von den Sitzen —

der Schloßherr ſchnellte mit ſammt ſeinem Seſſel zwei Schritte zurück, wie vor einer züngelnden Schlange — Doctor Joblitzki zitterte, wie er muthmaßlich bei Kunnersdorf und Liegnitz gezittert hat — nur Suworoff blieb ruhig; jetzt, wo der bloße Name Kaſſakowska Alle außer Faſſung gebracht hatte, jetzt lächelte der Sonderling.

Und die Gräfin?

Sie war aufrecht ſitzen geblieben und ſchaute den Greis verwundert an. Dachte ſie daran, ihre Rolle fortzuſpielen, oder begriff ſie nicht den Schreck ſo vieler Männer vor einer einzigen Frau?

Dieſer Gelaſſenheit und ſeltenen Faſſung gegenüber erſchien der Schloßherr um ſo erbarmenswerther.

Er wechſelte mehrmals raſch hintereinander die Farbe, bebte, daß er ſogar ſeinen Seſſel miterzittern machte und ſtöhnte wie Einer, dem ſechs Zoll Eiſen zwiſchen den Rippen ſitzen.

Man denke ſich aber auch ſeine Situation.

Er, der erklärte Anhänger der Czarin in Petersburg, hatte einem förmlich ruſſiſchen Stabe die berüchtigteſte aller Ruſſenfeindinnen als ſeine Geliebte vorgeſtellt! Und wie geſchah dieſe Vorſtellung? In einer Maske, die auf ihn den Verdacht eines augenfälligen Einverſtändniſſes mit der gefährlichen Patriotin wälzte.

In der That, der Gedanke, die falſche Sara ſtatt der echten Thamar den Ruſſen als ſeine Favorite zu präſentiren, war eines Mephiſtopheles würdig und es erforderte nicht geringe Gewandtheit dazu, ſich aus dieſer Falle zu befreien.

Die Gräfin mit ihrem durchdringenden Verſtande durchſchaute augenblicklich ihre Lage.

Sie war mißlich genug.

Nachdem sie mit unerschütterlicher Bestimmtheit ihres Incognito beraubt war, durfte sie an keine Täuschung mehr denken. Sie befand sich in der Gewalt ihrer Feinde, doch war es in diesem Momente noch unentschieden, ob die Russen sich ihrer bemächtigen oder ob ihr Schicksal der Willkür des polnischen Staroſten überlassen bleiben werde.

In der Wahl zwischen diesen beiden Uebeln entschied sich die Gräfin ohne Bedenken für das letztere; denn die Moskowiter sandten ihre Gefangenen in das Innere Rußlands, meist sogar bis nach Sibirien, und einer so hoffnungslosen Existenz außerhalb ihres Vaterlandes, einem so peinvollen Daseyn zog die Patriotin den Tod von der Hand des Staroſten vor, sie wollte lieber auf polnischem Boden sterben, wie auf russischem leben; doch dachte sie an dieses Aeußerste noch nicht, aus der Nachtschwärze ihrer Lage schimmerte ihr ein wenn auch nur winziges Hoffnungssternchen entgegen, darauf beschloß sie rasch zuzusteuern.

So wie ihre eigene Situation hatte nemlich die Dame auch die des Staroſten durchschaut und den Einfluß gewahrt, den sie in diesem Momente auf sein Schicksal üben konnte. In ihrer Macht lag es, den Verdacht eines Einverständnisses mit ihr bei den Russen zu beseitigen und den Staroſten zu reinigen, oder entgegengesetzt, ihn bei seinen Schützern noch mehr zu verdächtigen, und ihn in unzählige Verlegenheiten zu verwickeln, wovon wie gewöhnlich die erste Folge eine Verwüstung seines Schlosses durch russische Soldaten gewesen wäre.

Die Gräfin beschloß daher den ihr durch die Lage gegebenen Vortheil zu benützen, und den Staroſten zu vermögen, daß er sein Recht auf ihre Person nicht aufgebe und sie den Russen nicht überlasse; damit war freilich wenig gewonnen,

allein für den Fall, daß man sie am Leben ließ, war von Mirogrod doch noch eher eine Rettung denkbar, wie aus dem fernen feindlichen Lande; polnische Luft zu athmen war der Patriotin süß, und für den schlimmsten Fall wünschte sie, daß ihre irdischen Reste in polnischer Erde ruhen möchten.

Alle diese Gedanken und Erwägungen, die zu erwähnen wir einer längeren Zeit bedurften, waren das Werk weniger Augenblicke.

Die Sensation, welche die verhängnißvolle Entdeckung hervorrief, hatte sich noch nicht gelegt, als Oberst Suworoff das Wort ergriff:

»Ei, ei, meine Herren,« sagte er, »warum dieses Entsetzen vor dem Namen einer einzigen Frau? Sie haben eine Fee erwartet und fanden sich getäuscht; Sie glaubten eine Jüdin zu hören, und haben sich abermals geirrt. Das ist Alles! Die geistreiche Frau Gräfin mag es nicht als Schmeichelei anhören, wenn ich gestehe, daß ich an ihrem Haupte keineswegs so viel Medusenartiges finde, um davor zurückzuschrecken.«

Darauf versetzte jener Edelherr, der die Gräfin erkannt und verrathen hatte: »Ich glaube die Ueberraschung der würdigen Gesellschaft nicht zu mißdeuten, wenn ich sie eine höchst freudige nenne, freudig darüber, daß uns der Zufall eine der gefährlichsten Frauen, die Stifterin des Barer Adelsbundes, in die Hände lieferte.«

»Ihren Worten nach,« erwiederte Suworoff, »schmeicheln Sie sich mit Ansprüchen auf die Person der Dame, das Uns in Ihrer Rede verräth es deutlich. Darin irren Sie, mein Herr! Ueber die Gräfin Kassakowska, als der Feindin Rußlands, steht das Richteramt nur Russen zu.«

Die übrigen Offiziere, die ſich indeſſen beſonnen hatten, machten Miene, die Partie des Oberſten zu ergreifen, als die Gräfin das Wort nahm.

Ihre Maske in Wort, Ausdruck und Haltung abſtreifend, begann ſie langſam und mit ſeltener Würde:

„Wenn Sie, meine Herren, das Recht im Auge behalten, ſo ſteht keinem Ruſſen über eine Polin, und wäre ſie auch nur eine Bettlerin, ein Richteramt zu. Wenn Sie aber nach moskowitiſchem Brauch vom Standpunkte der Gewalt ausgehen, dann freilich können Sie, wie in Warſchau, wie überhaupt in ganz Polen, auch auf Mirogrod die Herren ſpielen. Ich befinde mich auf dem Schloſſe eines polniſchen Edelherrn, ein polniſcher Edelherr hat mich verrathen, welches Verdienſt bleibt Ihnen bei meiner Gefangennehmung übrig? Ich mag das häßliche Wort nicht ausſprechen, denn ich habe keinen Grund, muthige Männer zu beleidigen, die nur im Charakter ihrer Nation und nicht anders handeln können. Und die hier anweſenden Edelherren, können Sie es zugeben, daß das Haus- und Grundrecht in ſolcher Weiſe verletzt werde? In Polen iſt in den letzten Jahren Vieles möglich geworden, vielleicht auch dieſes! Ich habe im Laufe unſerer traurigen Zeit Manches begreifen, Manches faſſen gelernt, nur Eines iſt mir ein Räthſel geblieben. Ich begreife den Ehrgeiz, der ſich durch Würden zum Verrathe beſtechen läßt; mir iſt es klar, daß der Eigennutz ſo weit gehen kann, ſogar ſein Heiligſtes zu verkaufen, wie es Judas Iskarioth mit Chriſtus dem Herrn gethan hat; ich weiß mir die Sympathien der Glaubensgenoſſen zu einander ohne Mühe zu erklären; ich habe einſehen gelernt, daß man im übermäßigen Freiheitstrieb gegen ſeine Brüder kämpfen oder von Rache benebelt wie Coriolan gegen ſeine eigene Vaterſtadt ziehen kann, wie geſagt,

ich habe Manches begreifen, Manches faſſen gelernt; wie es aber möglich iſt, daß ein Edelmann, der in ſeinem Lande Herr iſt und mächtig und frei, wie ein ſolcher Edelmann dieſe Herrſchaft, dieſe Freiheit und Herrlichkeit, gleichviel wofür, verkaufen kann, um eines Fremden Diener zu werden, das, meine Herren, wird mir immer ein Räthſel bleiben, und ich weiß im Voraus, daß ich, ohne dieſes Räthſels Löſung gefunden zu haben, ſterben werde.«

Schamröthe färbte die Geſichter der anweſenden Edelherren, und die Gräfin freute ſich im Stillen dieſer ſichtbaren Wirkung.

Die nächſte Folge davon war ein Wortwechſel zwiſchen ihnen und den Offizieren, der mit unverkennbarer Gereiztheit geführt wurde.

Während dieſes Wortwechſels war es, wo der Gräfin Gelegenheit ward, dem Staroſten unbemerkt zuzuflüſtern:

»Machen Sie alle Anſtrengung, Ihr Recht zu behaupten; wenn Sie mich den Ruſſen überlaſſen, verlieren Sie nicht nur den auf meine Einlieferung geſetzten Preis von tauſend Ducaten, ſondern ich werde auch kein Mittel ſcheuen, um die Moskowiter in ihrem Verdachte gegen Sie zu beſtärken!«

Herr von Brazlaw biß ſich in die Lippen und ſetzte dann den Wortkampf mit erhöhtem Eifer fort.

Suworoff, obwohl der Streit durch ihn hervorgerufen worden war, zog ſich doch im Verlaufe desſelben, ſey es aus Rechtlichkeitsgefühl oder um ihn beſſer beurtheilen zu können, zurück und war ein ſtiller Beobachter geworden.

Die überhandnehmende Gereiztheit nöthigte ihn endlich das Wort wie folgt zu ergreifen:

»Meine Herren! Meine Meinung, daß das Richteramt

über die Feindin unſerer Matuſchka Czariza nur Ruſſen zuſtehe, iſt auf Widerſtand geſtoßen. Vermeiden wir es, uns darob zu entzweien und überlaſſen wir die Entſcheidung der entſtandenen Meinungsverſchiedenheit einem höheren Tribunal. Ich könnte mich zwar auf ein gewiſſes geheimes königliches Reſcript berufen, das dem Herrn Staroſten von Mirogrod recht wohl bekannt iſt, und welches die Angelegenheit zu unſeren Gunſten entſcheiden würde, allein ich mag keinen Zwieſpalt zwiſchen Verbündeten ausbrechen laſſen, und will, um beiden Theilen zu genügen, den Fall nach Warſchau berichten. Bis die Antwort des Fürſten Repnin von dorther anlangt, mag die Frau Gräfin im Gewahrſam des Herrn von Brazlaw bleiben. Er bürgt uns mit ſeinem Kopfe für die Perſon und für das Leben der Gefangenen; er wird um ſo vorſichtiger ſeyn, da er die Verſtellungskunſt und die Schlauheit dieſer Dame hinlänglich kennen gelernt hat. Herr Fähnrich von Golikoff, Sie werden morgen Mittag als Courier mit der betreffenden Depeſche abreiſen.«

Dieſem Entſcheide fügten ſich beide Theile.

Der Staroſt ließ den Vogt und Bewaffnete holen, um die Gräfin nach dem Schloßgefängniß abzuführen.

Ein Wink von Seite der Dame veranlaßte den Doctor vor ihr unbemerkt den Salon zu verlaſſen.

Draußen wartete er, bis die Gefangene an ihm vorübergeführt wurde; als ſie ihn erblickte, ſagte ſie laut und mit Nachdruck als ſpräche ſie zum Vogt: »In Warſchau wird mein Loos entſchieden werden; ob früher oder ſpäter, hängt einzig und allein von der Reiſe des Fähnrichs Golikoff ab!«

Jodlitzki hörte und verſtand.

III.

Was ſich nach der Gefangennehmung der Gräfin Kaſſakowska im Schloſſe Mirogrod weiter begab.

Der flüſſige Strom der Laune an der Tafel des Staroſten war durch die letztgeſchilderte Scene zu Eis erſtarrt; Niemand fühlte ſich mehr fröhlich, Niemand behaglich; die vorgerückte Abendſtunde gab daher einen erwünſchten Vorwand, nicht nur die Tafel aufzuheben, ſondern auch ſich zu trennen. Die meiſten Offiziere ritten in das Lager zurück, diejenigen, welche im Schloſſe wohnten, begaben ſich in ihre Gemächer.

Der Staroſt erwartete mit Ungeduld die Zeit des Alleinſeyns; kaum ſah er ſich daher von den anſpruchsvollen Gäſten befreit, ſo befahl er dem Vogt, den Juden Gideon unter bewaffneter Aufſicht herbeizuholen.

»Am Ende,« brummte Herr von Brazlaw, »iſt der Kerl auch kein Jude, ſondern irgend ein conföderirter Edelmann. Um ſo beſſer! Die Ruſſen haben mich nur für die Gräfin verantwortlich gemacht, mit dem Andern kann ich daher verfahren, wie es mir beliebt, und — der Böſe ſoll mich all mein Leben lang kneipen, wenn ich nicht Wort halte — ehe eine Viertelſtunde vergeht, muß er am Zaune zappeln und wenn ich ihm mit eigenen Händen den Strick um den Hals legen müßte. Ob Jude oder Edelmann, er wird in jedem

Falle gehängt, denn ſein Einverſtändniß mit der verteufelten Gräfin liegt offen am Tage.«

Aber nicht nur in Nürnberg, ſondern auch auf Mirogrod hängt man Keinen, bevor man ihn hat, und der Staroſt hatte Gideon noch nicht. er war daher unvermögend, ſeinen Schwur zu halten. Von rechtswegen hätte in Folge deſſen der Böſe anfangen ſollen, ihn zu kneipen, allein der Teufel war damals wahrſcheinlich in Petersburg oder in Berlin auf Urlaub, daher unterblieb die Kneiperei, jedoch nicht ein für allemal, ſondern nur einſtweilen, ab instantia, denn lange geborgt iſt noch immer nicht geſchenkt, mochte ſich Papa Lucifer denken.

Als der beſtürzte Vogt erſchien und meldete, der infame Hebräer ſey nirgends zu finden und muthmaßlich entflohen, begann der Staroſt erſt recht zu toben und zu wüthen.

»Ein Complott, ein förmliches Complott,« ſchrie er, »angezettelt mich auf meinem eigenen Schloſſe zu narren und hier Spionage zu treiben —«

»O, Euer Gnaden,« replicirte demüthigſt der Vogt Sobotow, »ich wollte dem Judengeſindel gleich zu allen Teufeln die Thüre weiſen —«

»Ihr altes Weinfaß, war's denn ein Judengeſindel?« Habt Ihr's mit euren langen Ohren noch nicht ſattſam gehört, daß es die Gräfin Kaſſakoweka iſt —«

»Verſtehe, Euer Gnaden, verſteh, die Sara iſt die verdammte Gräfin, allein ihr gottverfluchter Begleiter war doch ein räudiger Hebräer.«

»Wißt Ihr's gewiß? Habt Ihr ihn unterſucht?«

»O, o, Euer Gnaden, wie konnte mir ſo was beikommen?«

»Ich bin der Meinung,« wüthete der Schloßherr wei-

ter, »daß der ſogenannte Gideon irgend ein conföderirter Edelmann war.«

Darauf erwiederte Herr Sobotow:

»Wenn unter der Hexenhaube eine Gräfin geſteckt hat, dann kann auch hinter dem Beſenſtiel ſich ein Edelmann verkrochen haben; wollt' ich doch der vermaledeiten Sippſchaft gleich anfangs die Thüre weiſen —«

»Krächzt Ihr mir die Eſelei zum zweiten Male vor?« ſchrie ihn der zürnende Gebieter an; »ihnen die Thüre zu weiſen hätt' uns nichts genützt; wäret Ihr ein kluger Kopf geweſen, würdet Ihr ſie feſtgenommen haben!«

»Meiner Treu, Euer Gnaden,« verſetzte der Zinnobrige pfiffig, »ich hätt' es auch gethan, beſäß ich nicht von Alters her die Tugend, mich der gnädigen Herrſchaft bei keiner Gelegenheit vorzudrängen, ſondern, wie es einem treuen Diener ziemt, mich ſtets hübſch im Hintergrund zu halten; indeſſen aber, wenn man bedenkt, daß dieſer niederträchtige Jude, oder wer er ſonſt war, lange Zeit im Schloſſe krank gelegen, wenn man weiter bedenkt, daß der Doctor Jodlitzki den betrügeriſchen Schuft täglich beſucht hat, ſo ſollte man billig meinen, der Doctor müſſe denn doch Gelegenheit gehabt haben zu bemerken, primo, daß die Sara möglicherweiſe keine Jüdin ſey; secundo, was die falſche Sara eigentlich auf Mirogrod tentiret; tertio, in welchem erlaubten oder unerlaubten Verhältniſſe der Gideon zu der Sara geſtanden, und endlich quarto, ob denn beſagter Gideon ein Edelmann oder ein Jude war.«

»Ei ſeht,« fuhr der Schloßherr auf, »wie könnt Ihr es wagen, mir das zu rathen, was ich eben ſelbſt auszuführen gedachte? Wenn man ſchon ſo alt iſt wie Ihr und ſchon ſo

viel Wein getrunken hat, ſollte man doch weniger vorlaut ſeyn. Geht und holt den Quackſalber her!«

Wenige Minuten darauf trat Jodlitzki ein; er war — um uns bündig auszudrücken — zu Schutz und Trutz vorbereitet.

Kaum eingetreten rief er beſtürzt:

»Um Gott, gnädiger Herr, mäßigen Sie Ihre Wuth, Sie ſind brennroth im Geſicht, denken Sie um Gottes willen an Ihren apoplectiſchen Habitus, ich will die Lancette holen, damit es nicht zu ſpät wird.«

»Meinen Sie, Doctor?« ſtammelte der Staroſt auf einmal kleinlaut.

Um dieſe plötzliche Umwandlung zu verſtehen, muß man wiſſen, daß der Staroſt eine unüberwindliche Furcht vor dem »Schlagrühren« hatte; wer weiß welch eine ſpitzbübiſche Zigeunerin hatte ihm einmal prophezeit, er werde eines jähen Todes ſterben; ſeit damals ſchwebte ihm das Geſpenſt des Schlages in einem fort vor den Augen; dies war auch der Hauptgrund, warum er im Schloſſe einen eigenen Arzt hielt, und zwar einen, der aufs Aderlaſſen leidenſchaftlich erpicht war.

Der ſchlaue Wiener Barbier, mit der fixen Idee des Gebieters bekannt, bediente ſich derſelben ſtets mit Erfolg, wenn es galt, Stürme zu beſchwören. Er ruhte auch heute nicht, bis der Staroſt zu Bette ging und, wie der Doctor ſich ausdrückte, »etwas Niederſchlagendes« zu ſich nahm.

»Was Euer Gnaden mir zu befehlen und zu ſagen haben,« fuhr er beſorgt fort, »können Sie mir ja auch vom Bette aus ſagen und befehlen, dabei genieße ich wenigſtens die Beruhigung, daß die Aufregung ſich legen wird; nach

den Begebniſſen dieſes unſeligen Abends war auch nichts Anderes zu erwarten.«

Der um ſein Leben ängſtliche Staroſt fügte ſich dem ärztlichen Rath, nahm das »niederſchlagende« Mittel und begann hierauf das von dem Vogt angeregte Examen.

Aber ſiehe da, wie ſchon bei manchem Examen erging es auch bei dieſem, der Herr Examinator fing an von Secunde zu Secunde matter, träger, wort- und gedankenarmer zu werden und verſtummte endlich ganz. Er war entſchlafen.

»So,« murmelte Jodlitzki, mit der Wirkung ſeines Schlaftrunkes zufrieden, »der iſt für zwölf Stunden verſorgt, bis dahin ſind wir über alle Berge.«

Von dem Gemache aus führte eine Tapetenthüre in die Frauengemächer.

Der Barbier verfügte ſich dahin, vorgebend, der Staroſt wünſche die Jüdin zu ſprechen.

Da der Doctor aus dem Gemache des gnädigen Herrn gekommen war, ſo konnte bei der alten Magduſia nicht der kleinſte Verdacht rege werden.

Thamar folgte Jodlitzki und befahl ihrer Wärterin, ſich nur zur Ruhe zu begeben.

Die Thüre hinter ſich ſchließend traten ſie beim Staroſten ein, der bereits entſetzlich ſchnarchte.

Der Barbier führte die bebende junge Frau nach ſeiner Wohnung, die bekanntlich in demſelben Corridor lag, wobei er die Vorſicht beging, auch das Gemach des Staroſten hinter ſich zu ſchließen und den Schlüſſel mitzunehmen.

Während Thamar auf den Wunſch Jodlitzki's das in Bereitſchaft liegende Gewand eines Burſchen anzog, der dieſen gewöhnlich bediente, begab er ſich zum Vogt, der eben im Begriffe war in's Bett zu kriechen.

Jodlitzki gab vor, von dem Gebieter mit der Verfolgung Gideons beauftragt zu seyn, da ihm die Richtung bekannt sey, die der Jude eingeschlagen habe. Zu diesem Behufe möge der Vogt binnen einer Stunde zwei gesattelte Pferde mit den nöthigen Lebensmitteln und Fourage auf zwölf Stunden, Waffen und vier mit Piken bewaffnete Knechte in Bereitschaft halten. Die Anordnungen und die Expedition müssen in der Stille geschehen, damit sie den im linken Corridor bequartierten russischen Offizieren ein Geheimniß bleibe.

Da der Vogt den Doctor vom Staroſten kommend wußte, so hegte auch er keinen Verdacht, traf die Anordnungen, wozu er zum Unterschiede seine Schimpf- und Scheltworte blos in sich hineinmurmelte.

Nach einer Stunde, Sobotow war bereits selig in dem Herrn entschlafen, verfügte sich Jodlitzki und sein angeblicher Bursche, beide in Pelze vermummelt, nach dem Wirthschaftsgebäude, wo die Bewaffneten und die Pferde bereits harrten.

Die Reise wurde durch den Garten und durch das rückwärtige Thor angetreten.

»Aber mein Gott,« flüsterte Thamar, die ungeschickt genug neben ihrem Begleiter hinter den Knechten ritt, »wozu haben Sie denn diese Bewaffneten mitgenommen?«

Darauf flüsterte Jodlitzki zur Antwort: »Sie müssen den Schein des Auftrages bewahren, ferner uns statt einer Legitimation dienen; haben wir erst das russische Lager hinter uns, so werde ich sie schon noch vor Tagesanbruch zu beseitigen wissen. Uebrigens verdienen wir es, daß uns der Staroſt eine Sicherheitsgarde mitgibt, Sie haben genug Thränen und ich genug Schweißtropfen auf Mirogrod vergossen. Haben Sie Acht, daß Sie nicht vom Pferde fallen. Ich bitte

Sie, während der Finsterniß sich im Reiten einzuüben, damit wir am Tage einen ausgiebigen Trab einschlagen.«

Und besser als man vermuthen durfte ging es die Nacht über vorwärts.

IV.

Der Wiener Barbier tritt aus der Nebenrolle heraus und fängt an eine Hauptrolle zu spielen.

Gönnen wir uns zur besseren Verständigung eine kurze Aufzählung der Momente, die Jodlitzki's Lage feststellen.

Der Mirograder Doctor hatte sich mit der Jüdin Sara Kohen in eine Intrigue eingelassen; zu seinem Erstaunen kroch aus der hebräischen Puppe ein christlicher Schmetterling hervor; eine Metamorphose, die unserem Ex-Feldscher höchst angenehm erschien, denn durch die Gräfin Kassakowska stand er plötzlich mit dem ganzen conföderirten polnischen Adel in Verbindung, was zwar etwas halsbrecherisch, aber dem einstigen Barbier auch sehr schmeichelhaft war.

Durch die Fürsorge der Gräfin sah sich Jodlitzki mit Reisegeld reichlich versehen, was ihn nicht nur sehr freute, sondern auch ungewöhnlich beruhigte.

Seine Reise trug einen zweifachen Zweck:

Erstens war sie eine Flucht, um sich und Thamar aus den Klauen des Herrn Alexei von Brazlaw zu befreien, zweitens war sie eine Sendungsreise, weil er während derselben auch eine wichtige Aufgabe zu lösen hatte.

Ein günstiger Zufall fügte es, daß Flucht und Sendung auf einem und demselben Wege erreicht werden konnten, nemlich auf dem Wege von Mirograd nach Warschau.

Die Frage, wohin Thamar bei der beabſichtigten Flucht gebracht zu werden wünſche, war ſchon bei einer früheren Gelegenheit erledigt worden. Die junge Frau beſaß in Warſchau eine Muhme, eine Schweſter ihrer verſtorbenen Mutter, zu dieſer und nicht wieder in das Haus ihres Gatten nach Kaminietz wünſchte ſie gebracht zu werden und, Dank der Gräfin Kaſſakowska und der Gewandtheit Jodlitzki's, ſie befand ſich auf dem Wege dahin.

Worin beſtand die Aufgabe, die der Ex-Feldſcher während der Sendungsreiſe löſen mußte?

Die Worte, welche die Gräfin ſprach, als ſie auf dem Wege nach dem Gefängniß an ihm vorüberging, lauteten: »In Warſchau wird mein Loos entſchieden werden, ob früher oder ſpäter, hängt einzig und allein von der Reiſe des Fähnrichs von Golikoff ab.«

Jodlitzki räſonnirte nun einfach und natürlich wie folgt:

»Fähnrich Golikoff reiſt mit der Depeſche als Courier nach Warſchau; ſobald die Depeſche erledigt iſt, iſt auch das Loos über die Gräfin geworfen; wie es dann auch immer fallen möge, es wird jedenfalls ſchlimmer ſeyn als jetzt, wo der Staroſt mit ſeinem Kopfe für ihr Leben ſtehen muß, wo ſomit wenigſtens ihr Leben geſichert, nebſtdem aber der Haftort ein ſolcher iſt, daß eine Befreiung im Bereiche der Möglichkeit ſteht. Im Intereſſe der Patriotin liegt es nun, daß die Depeſche, welche ihr ſo große Gefahr bringt, ſo ſpät als möglich, oder noch beſſer gar nie zur Erledigung komme, dadurch wird Zeit gewonnen und in Lagen, wie die der Gräfin iſt, heißt dies, wenn auch nicht Alles, ſo doch Vieles gewonnen. Damit dieſer Zweck erfüllt werde, mußte auf den Fähnrich von Golikoff Jagd gemacht werden!« Das war die Sendung des Barbiers.

Flucht- und Sendungsreiſe waren unter den günſtigſten Umſtänden eingetreten, der zwölfſtündige Schlaf des Staroſten ſicherte ihn während dieſer Friſt vor Verfolgung; Fähnrich von Golikoff ſollte erſt um zwölf Uhr Mittags die Courierreiſe antreten, Jodlitzki hatte ſomit für beide Fälle die Zeit von zwölf Stunden voraus, eine immerhin reſpectable Friſt, in welcher man beſonders zu Pferd einen hübſchen Vorſprung gewinnen kann.

Die Reiſe ging auch vorzüglich von Statten, das ruſſiſche Lager wurde ohne Aufenthalt paſſirt, die Offiziere kannten den Doctor von Mirogrod ſo gut wie ihren eigenen Feldſcherer und es fiel Niemanden ein, ihm Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Der Tag war noch nicht völlig angebrochen, und Jodlitzki hatte ſich ſchon ſeinem Vornehmen gemäß der bewaffneten Begleiter entledigt.

Als es nemlich zu dämmern anfing, zog man durch ein Dorf. Vor der Schenke reichte der Barbier den Bewaffneten Geld und ſagte zu ihnen: »Kehrt im Schanke ein, ruht aus und ſtärkt Euch für die bevorſtehende Anſtrengung. Ich werde in einigen Stunden zurückkehren und hoffe bis dahin das geſuchte Wild aufgeſtöbert zu haben.«

Die Knechte begaben ſich in den Schank, und der Barbier und Thamar ritten weiter.

»Ich müßte mich ſehr irren,« ſagte er, »wenn ſich die Sämmer nicht binnen drei Stunden die Drehkrankheit zugetrunken haben ſollten. Ihre Rückkehr nach Mirogrod wird ſomit erſt ſpät in der nächſten Nacht erfolgen, was uns nur angenehm ſeyn kann.«

Als das Tageslicht angebrochen war, betrachtete der Barbier zuerſt ſeine Wenigkeit und hierauf ſeine Begleiterin,

dann ſagte er: »Meiner Treu, wir ſehen komiſch genug aus, ich möchte wiſſen für was man uns anſehen wird.«

Die Frage war in der That keine überflüſſige.

Die beiden Reiſenden trugen zwar polniſche Gewänder, allein wenn auch das Kleid den Mann macht, ſo gleicht es doch nicht das Geſchlecht und die Nationalität aus. Thamars zartes blaſſes Geſichtchen verrieth die Frau und Jodlitzki's Zopf, ſowie ſein glattraſirtes Geſicht — und wie glatt es geſchoren! — kennzeichneten den Deutſchen; man denke ſich nun die beiden ſchmächtigen Figuren aus den Pelzen herausgucken und dazu die arme Thamar, die im Sattel hin- und herſchwankte wie eine Roſe im Winde, ferner die mit Fourage, Lebensmitteln und andern Bündeln vor und hinter dem Sattel bepackten polniſchen Rößlein, und man wird der Anſicht des Wienerbarbiers beiſtimmen, daß ſie komiſch genug ausſahen.

Die Frage, für was man ſie etwa anſehen würde, ließ ihnen ein Zufall ſogleich beantworten.

Ein Krämer, ſeinen Kramkaſten auf dem Rücken, kam ihnen entgegen.

Der Barbier frug ihn nach der Entfernung des nächſten Dorfes.

Der Krämer betrachtete die Reiſenden eine Weile mit ſcheelen Blicken, beantwortete die Frage, ſetzte jedoch die Warnung hinzu, ſich vor den Conföderirten in Acht zu nehmen, denn es werde hinter Kraſilow ſehr eifrig nach ruſſiſchen Spionen gefahndet.

Der Barbier riß die Augen auf, dankte und ritt weiter.

»Man hält uns für Kundſchafter,« ſagte er; »Thamar, das iſt wenig ſchmeichelhaft, ſelbſt wenn man annimmt, daß es auch Spione geben muß, weil man ohne ſie nicht einmal

Krieg führen könnte. Im siebenjährigen Kriege hat es von Spionen gewimmelt und bei Kunnersdorf und Liegnitz haben wir mehre der unsrigen ein wenig aufgehängt, weil sie auch im preußischen Solde standen und uns mit Lügen bedienten. Uebrigens dürfen Sie keine Angst haben, ich bin mit Legitimationen wohl versehen. Begegnen wir Russen, so greife ich in die rechte Tasche und ziehe die Documente über meine Dienste als russischer Feldscherer heraus, treffen wir auf Conföderirte, so brauche ich nur in die linke Tasche zu greifen, wo sich wohlverwahrt ein Ring der Gräfin Kassakowska befindet, der mich bei den Polen legitimirt. Also wohlgemerkt, rechts stecken die Russen, links die conföderirten Polen.«

Theils wegen des verdächtigen Aussehens, theils weil das Reiten die junge Frau zu sehr erschöpfte, kaufte Jodlitzki im nächsten Städtchen ein mit Rohrgeflecht gedecktes Wägelchen und Geschirre für die Pferde. In das Fuhrwerk wurde reichlich Heu gethan, damit Thamar während der Fahrt warm und bequem ruhen könne, der Barbier dagegen lenkte die Rößlein und es ist fast anzunehmen, daß er die Zügel eben so geschickt handhabte wie die Lanzette, daß er schon in der ersten Stunde seines Kutscheramtes sich veranlaßt fand, mehrmals auszurufen: »Meiner Treu, ich hab' ein neues Talent in mir entdeckt, welches mir selbst vor einer Stunde noch ein Geheimniß war. Kein Mensch weiß, welche Schätze in ihm verborgen ruhen, bis die Nothwendigkeit als Bergknappe erscheint und sie herausgräbt.«

Bevor sich der Wiener Barbier für die Richtung seiner Reise entschied, erkundigte er sich bei einem Postmeister um den Weg, den nach Warschau reisende Couriere nehmen mußten.

Es war die Route über Lemberg.

»Gut,« dachte Jodlitzki, »dann wollen auch wir nach Lemberg kutschiren.«

Indem unser Bekannter von Lemberg redete, wollte er blos die zu nehmende Richtung andeuten, denn es war ihm klar, daß, wenn auch der Fähnrich Golikoff um zwölf Stunden später von Mirogrod abreiste, er, Jodlitzki nemlich, von ihm doch viel früher als in Lemberg eingeholt werden würde. Jodlitzki mußte seinem Vorhaben gemäß ein besonderes Augenmerk darauf richten, den Courier weder zu verfehlen noch zu überfahren, sonst war das Unternehmen gescheitert, da er den Fähnrich nimmer einholen, folglich auch die Abgabe der Depesche nicht verhindern konnte. Die Aufmerksamkeit des Wiener Barbiers mußte daher vor Allem darauf gerichtet seyn, den Ort zu bestimmen, wo er den Courier erwarten und auf die Ausführung seines Vorhabens mit Muße bedacht seyn könnte.

Hierauf ging Jodlitzki mit sich gewissenhaft zu Rathe, wie er seinen Zweck am besten erreichen werde.

Einen Augenblick lang dachte er daran, sich der Depesche mit List oder Gewalt zu bemächtigen; diese Idee gab er jedoch gleich auf, da er damit eine Verzögerung von höchstens zwei Tagen erreichte, womit ihm nicht gedient war.

»Mit der Depesche allein,« gestand er sich, »gewinne ich nichts, ich muß auch dem Courier auf den Leib, Courier und Depesche müssen spurlos verschwinden, das gibt Alles in Allem eine Verspätung von mindestens drei Wochen, eine immerhin respectable Frist, die Manches in den Verhältnissen ändern kann.«

Nun entstand die Frage, in welcher Weise er den Fähnrich Golikoff verschwinden lassen solle.

Ihn aus einem Hinterhalte niederbrennen, das wider-

ſtrebte dem Naturell des Oeſterreichers; mit ihm auf der Straße Händel beginnen und ihm den Degen in den Leib rennen, das war nicht möglich, weil er als Jobel, Jobler und Joblitzki ſich nie duellirt hatte und von der Kunſt der Terzen, Paraden und Ausfälle eben ſo wenig verſtand, wie von der Arzneikunde, in welche er doch gewaltig d'reinpfuſchte.

Wie ſollte er alſo den fatalen Fähnrich verſchwinden machen?

Joblitzki dachte her und hin — und fand keinen Rath.

»Ich habe ja noch Zeit,« tröſtete er ſich; »wenn die Entſcheidung näherrückt, wird ſich ſchon ein guter Rath einfinden.«

Wir wollen hoffen, daß der gute Rath zeitlich genug kommen wird.

Thamar, unbekannt mit den Sorgen, die ihren Beſchützer quälten, denn Joblitzki, um ſie nicht zu ängſtigen, verbarg ihr ſeine Pläne, hing ihren Gedanken nach und beſchäftigte ſich vorzüglich mit Gideon. Sie grollte dem Geſchicke, welches ſie längere Zeit mit dem Geliebten unter Einem Dache leben ließ, ohne daß es ihr vergönnte, ihn zu ſprechen oder nur zu ſehen. Mit Gideons Flucht durch den Doctor bekannt gemacht, ängſtigte ſie weiter der Gedanke, ob er denn auch den Nachſtellungen des Staroſten glücklich entkommen ſey.

Wie der Leſer hört, hatte auch ſie Stoff genug zum Nachdenken und der Tag verfloß den Reiſenden überraſchend ſchnell.

Je weiter ſie ſich von ihrem Ausgangspunkte entfernten, deſto ſeltener ſahen ſie ruſſiſches Militär, was ganz natürlich war, da das Korps des Generals Apraxin den Bugfluß zwiſchen Sabadinzni und Chmielnik beſetzt hielt, um

wenn die weiteren Operationen es gestatteten, hinab gegen Bar zu rücken.

Je seltener, aber die russischen Soldaten wurden, desto häufiger kamen die Weißmützen, das ist die Conföderirten, zum Vorscheine, die, Kaminietz in der rechten Flanke, sich längs des Podhorzefluſſes heraufzogen, so daß die Verlängerung der beiden feindlichen Linien sich fast rechtwinkelig durchschnitt.

Beide Theile waren noch nicht operationsfähig, sondern sammelten sich erst, was bei den schlechten, winterlichen Straßen langsam genug von Statten ging, sandten Patrouillen und Kundschafter gegen einander aus, welche das Land unsicher und das Reisen gefährlich machten. Jodlitzki's Leute befanden sich zum Glücke außerhalb dieses Kreuzfeuers, doch auf einzelne Streifzüge zu stoßen, auf sogenannte fliegende Ausläufender, war auch er ausgesetzt und mußte jeden Moment darauf gefaßt seyn.

Als der Abend heranrückte, waren die Rößlein schon ziemlich ermüdet, und der ehemalige Feldscherer mußte ans Nachtlager denken.

»Wir werden die Nacht über in Romanowka bleiben,« sagte er laut, dachte aber dabei im Stillen: »Vielleicht kömmt mir dort ein glücklicher Gedanke in den Kopf.«

Romanowka liegt eine Poststation vor Tarnow, Jodlitzki war noch zwei Wegstunden davon entfernt.

Kaum hatte der Barbier obige Worte gesprochen und gedacht, als eine Stimme von rückwärts in sein Ohr drang, die ihm auf gut polnisch zurief: »Heh, guter Freund, haltet ein wenig an!«

Der gute Freund zog die Zügel straff, schnalzte mit der

Zunge, als ob er bei einem Wienerfiaker zwei Jahre practicirt hätte, und Pferd und Wagen ſtanden ſtill.

Ein Pole, dem Anſehen nach war's ein Bürger aus einem kleinen Städtchen, trat, vom Laufen außer Athem gebracht, an den Wagen heran und ſagte: »Landsmann, möchtet Ihr mich nicht bis zum nächſten Dorfe mitfahren laſſen, ich bin ſo verteufelt müde, daß ich kaum von der Stelle kann.«

»Mit Vergnügen,« antwortete der Doctor, dem Polen an ſeiner Seite Platz machend, »meine Rößlein ſind zwar auch ſehr müde, aber eine Wegſtunde weit werden ſie das Mehrgewicht von drei Centner ſchon überwinden.«

Der Leſer hört wie hoch der Anatom ſeinen Fahrgaſt ſchätzte und bemerkt erſtaunt, daß unſer Freund abermals ein neues Talent entfaltete, nemlich das eines Metzgers.

»Ihr kommt alſo heute ſchon hübſch weit her?« fragte der Pole freundlich.

»Noch ein Stück Weges hinter Sabadinzni,« lautete die Antwort.

»Sapperment,« rief darauf der Dreicentnerige. »dort ſtehen ja die Ruſſen?«

Das war für Jodlitzki eine verfängliche Frage, er wußte nemlich nicht, ſaß ihm ein Polen- oder Ruſſenfreund zur Seite, ſolle er in die linke oder rechte Rocktaſche greifen? Er nahm ſich demnach in Acht, die an ihn gerichtete Frage mit »Ja« oder »Nein« zu beantworten, ſondern begnügte ſich ein »Hm, hm!« zu murmeln, aus dem man nach Belieben das Eine oder Andere heraushören konnte.

»Wie man vernimmt,« begann der Pole weiters, »ſollen die Moskowiter am Bug ſehr ſtarke Stellungen innehaben?«

»Aha,« dachte Jodlitzki, »er nimmt Antheil an der ruſſiſchen Stellung, ich werde anfangen rechts zu greifen.«

Demgemäß erwiederte er: »Ich habe dort auch davon ſprechen hören, man rühmt die ruſſiſchen Stellungen ſehr.«

»Man freut ſich wohl gar darüber?« fragte der Pole mit einem Tone, der den Barbier bewog, augenblicklich die Zügel in die rechte Hand zu nehmen, um die linke frei zu bekommen.

»Wer wird ſich denn freuen,« erwiederte er ſchüchtern, »wenn des Landes Fein —«

Er fürchtete ſich das Wort ganz auszuſprechen, denn noch war er ſeiner Sache nicht gewiß.

»Das läßt ſich hören,« rief der Pole begeiſtert, »das iſt einmal ein echt polniſch Wort: »des Landes Feinde!« und bei Gott, die Moskowiten ſind es.«

»Gottlob,« triumphirte Jodlitzki im Stillen, »jetzt weiß ich doch woran ich bin!« und nun begann er ſeine linke Taſche bereit zu halten.

Mit der Gewißheit erwachte bei Jodlitzki auch die Zuverſicht wieder und die Elaſticität ſeines Weſens, die ihn befähigte, ſich in verſchiedene Lagen zu ſchicken.

»Meiner Treu,« ſagte er, »ich hätt' es kaum gehofft, daß ich heute noch ſo glücklich ſeyn werde, einem Patrioten einen Dienſt zu erweiſen; mein Herz trügt mich nie, ſchon beim erſten Tone eures erſten Rufes flüſterte es mir zu: Der hinter Dir ruft, iſt ein Patriot, dem mußt Du gefällig ſeyn.«

»Ihr ſeyd ein wackerer Mann,« antwortete der Pole, »deshelb will ich Euch die Freude gewähren und Euch im Vertrauen mittheilen, daß Ihr in meiner Perſon dem Vaterlande einen Dienſt geleiſtet habt.«

»Um ſo beſſer,« verſetzte Joblitzki, »man kann für das Vaterland nie genug thun. Vivat Polonia!«

»Ich komme auch ein ſchönes Stück Weges her,« fuhr des Barbiers Fahrgaſt vertraulich fort, »und zwar macht' ich den Weg zu Fuß, ich war auf Kundſchaft —«

»Alle Wetter!«

Der Pole, ſtatt in ſeiner Mittheilung fortzufahren, hielt plötzlich inne, blickte mißtrauiſch hinter ſich in die Tiefe des Wagens und ſagte lauernd: »Hinter uns hat ſich Jemand im Heu bewegt; wen führt Ihr da mit?«

»Mein Sohn iſt's, ein armer blöder Burſche, den ich nach Warſchau zu einem geſchickten Arzte führe, um ihn dort heilen zu laſſen; ach, wenn Ihr das Kind ſehen könntet, das Herz im Leibe würde ſich Euch vor Jammer umkehren.«

Die Angabe beruhigte den Polen.

»Ihr müßt's nicht übel nehmen,« ſagte er, »man kann im eigenen Lande dem eigenen Schatten nicht trauen und Vorſicht ſchadet nicht. Alſo hört mich weiter an. Ich hab' mich umgeſehen, ob am Podhorze hinunter die Luft rein iſt; wir haben in unſerem Orte ein halbes Dutzend Conföderirter verborgen, prächtige Jungen, die möchten wir gerne wohlerhalten den Unſrigen zuſenden —«

»Ei zum Guckuck,« entgegnete der Wiener, indem er nun ebenfalls den Ton des Mißtrauens nachahmte, »das kommt mir nicht richtig vor.«

»Was denn?« fragte der Pole verblüfft.

»Ihr müßt's nicht übel nehmen,« fuhr der Andere wie ein treues Geſinnungsecho fort, »man kann in dieſem Lande dem eigenen Schatten nicht trauen und die größte Vorſicht iſt noch immer klein genug.«

»O, o, was habt Ihr denn?« machte der Pole ganz erſtaunt.

»Ich möchte wiſſen, warum Ihr euer halbes Dutzend Conföderirter im Orte verbergen müßt? Gibt es denn Ruſſen bei Euch?«

»Geborne Ruſſen gibt es bei uns in dieſem Augenblicke wohl nicht,« lautete die Antwort, »aber Polen, die es mit den Ruſſen halten, zählen wir in der Umgegend eine Menge. Ich wollte, der Teufel hätte ſchon längſt alle Ruſſen geholt!«

»Das wird der Teufel wohl bleiben laſſen,« bemerkte Jodlitzki tiefſinnig, »würde er alle Ruſſen auf einmal holen, ſie brächten aus ihrem heiligen Lande ihren heiligen Geruch in die Hölle mit und den hält kein Teufel aus.«

Der Pole lachte über dieſe patriotiſche Bemerkung und rief: »Ihr ſeyd ein munterer Kauz, vivat Polonia! Ihr gefallt mir, indeſſen ſagt mir einmal, welches iſt euer Geſchäft, was treibt Ihr?«

Als der Barbier nach ſeinem »Treiben« gefragt wurde, erinnerte er ſich zur rechteſten Zeit des Fähnrichs Golikoff, der ruſſiſchen Depeſche und der Gräfin Kaſſakowska, und wie er ſich dieſer drei ſehr heterogenen Weſen erinnerte, da blitzte es plötzlich in ſeinem Gehirne auf wie von einer Gewehrpulverpfanne, nur mit dem Unterſchiede, daß ſeinem Blitz kein Büchſenknall, ſondern ein Peitſchenknall folgte, welcher die Rößlein zu größerer Eile aufmunterte.

»Was habt Ihr?« fragte der Pole, deſſen Mißtrauen flugs wieder erwacht war, »warum treibt Ihr die Pferde auf einmal zur Eile an? warum ſäumt Ihr meine letzte Frage zu beantworten? Ihr müßt's nicht übel nehmen, man kann bei jetziger Zeit dem eigenen Schatten nicht trauen und Vorſicht —«

»Schadet nicht,« fiel ihm der Barbier in die Rede, »deshalb fällt es mir auch nicht ein, euer Mißtrauen übel zu deuten. Hört mich also an. Ich treibe die Pferde zur Eile an, damit wir eher in's Nachtquartier kommen, wo ich Euch die Frage in Bezug auf mein »Treiben« beantworten werde.«

»Wo gedenkt Ihr zu übernachten?«

»Wo denn sonst als bei Euch?«

»Bei mir?« fragte der Pole neuerdings sehr mißtrauisch.

»Zum Guckuck, Ihr werdet doch einem Patrioten nicht die Thüre weisen, der Euch Gelegenheit bieten will, dem Vaterlande, ehe zwölf Stunden vergehen, einen wichtigen Dienst zu erweisen?«

»Dem Vaterlande — einen wichtigen Dienst — Ihr seyd ein Ehrenmann — vivat Polonia! — Ihr seyd mein Gast.«

So der Geschätzte von drei Centnern, indem er seinen Schnurbart im Kreise herumwirbelte.

Bald darauf langte man in einem Dorfe an.

»Wir sind zur Stelle,« sagte der Pole, »hier ist mein Haus.«

Im Vergleiche zu den übrigen ärmlichen Hütten sah das Häuschen sehr anständig aus.

»Ihr wohnt recht stattlich!« bemerkte Jodlitzki, während der Andere aus dem Wagen kroch, um das Thor zu öffnen.

»Ich bin auch der einzige Barbier in einem Umkreise von vier Stunden.«

Der Wiener wurde elektrisirt, er befand sich bei einem Kunstgenossen, dessen Existenz inmitten von bärtigen Polen

ihm als ein Luxus erſchienen wäre, wenn er nicht gewußt hätte, daß bei den Polen ſo wie überhaupt bei allen Slaven Aderläſſe beſonders beliebt ſind.

Es war Jodlitzki nicht gegönnt, ſich der Freude wegen eines ſo merkwürdigen Zuſammentreffens zweier Barbiere hinzugeben, er mußte ſeine ganze Aufmerkſamkeit den Pferden zuwenden, um den Wagen unbeſchädigt in den Hof zu lenken und diesmal fehlte nicht viel, ſo hätte ihn ſein letztentdecktes Talent im Stiche gelaſſen.

Jodlitzki und Thamar, auf das gaſtfreundlichſte empfangen, erhielten von dem Barbier neben der allgemeinen Wohnſtube ein Kämmerlein zugewieſen, in welchem nur Ein Bett ſtand.

Bei dem Anblicke der verkleideten Frau war das Mißtrauen des Patrioten nahe daran wieder zu erwachen, denn weder das Knabenhafte, noch die herzumkehrende Blödigkeit ſchienen ihm recht einleuchten zu wollen, allein der Wiener Barbier lullte das widerſpenſtige Kind wieder ein, bevor es noch die Augen recht aufgeſchlagen hatte, der polniſche Barbier rief: »Vivat Polonia!« und gab ſich zufrieden.

Es war echt lachiſches Blut, welches durch die Adern des Patrioten und in denen ſeines Weibes rann und Jodlitzki's Entſchluß, auf dieſem Boden ſein Vorhaben auszuführen, gedieh immer mehr zur Reife.

Man war ziemlich ſpät am Abend angelangt, Thamar, ſehr ermüdet, genoß nur wenig und begab ſich zur Ruhe. Jodlitzki blieb allein zwiſchen dem polniſchen Ehepaare ſitzen, um von ſeinem »Treiben« zu ſprechen.

Bevor wir an dieſe wichtige Verhandlung gehen, wollen wir bemerken, daß die Frau des Barbiers ihrem Manne weder an Patriotismus noch an Gewicht nachſtand; ihr Antlitz

glich wie das ſeine dem Vollmond, ſo wie er hatte auch ſie Haare über den Zähnen, nur daß die ihrigen mehr iſolirt, keinen vollendeten Schnurbart bildeten, ſo wie er rief auch ſie: »vivat Polonia!« kurz ſie glich ihrem Manne ganz, ja ſogar im Punkte des Mißtrauens, welches ſie jedoch einzig und allein ihrem Gemale angedeihen ließ, ſobald er mit Frauen verkehrte, gleichviel wenn ſie auch zu den ausgezeichnetſten Patriotinnen zählten.

Das Kleeblatt ſaß an einem Tiſche, auf dem eine brennende Lampe ſtand und das polniſche Ehepaar horchte dem Gaſte neugierig entgegen.

»Ihr habt mich auf der Fahrt hierher um mein Treiben befragt,« begann Jodlitzki, »und ich verſprach Euch die Frage hier zu beantworten. Nun hört mich an, es gilt ein patriotiſches Werk.«

»Vivat Polonia!« rief das Ehepaar wie aus Einem Munde.

»Schon gut, ich zweifle nicht, daß der Ruf bei Euch ehrlich gemeint iſt, allein ich denke, es wäre beſſer, Ihr ſparet ihn auf, bis das Werk gelungen iſt.«

»Welches Werk?«

»Iſt Euch der Name Sophie Kaſſakowska bekannt?«

»Wer wird den Namen eines Engels nicht kennen?«

»So vernehmt denn, jener Engel ſitzt auf Mirogrod gefangen —«

»Gefangen? — Die Gräfin Kaſſakowska? — Wehe!«

»Ein Courier, der in beiläufig zwölf Stunden hier nach Warſchau durchreiſen wird, trägt eine Depeſche bei ſich, mit deren Erledigung das Unglück der Patriotin entſchieden ſeyn würde; dem müſſen wir vorbeugen, indem wir dem Courier auflauern und ihn in aller Stille aufheben, dadurch werden

mehre Wochen Zeit gewonnen, welche Friſt zur Befreiung der Patriotin verwendet werden kann. Habt Ihr, was ich ſprach, begriffen?«

»Vollkommen!« rief die Barbierin.

»Auch ich verſtand Euch recht wohl,« ſagte ihr Gatte, »und werde nicht ermangeln, mit beim Spiel zu ſeyn, allein es wirft ſich mir ein Bedenken auf. Einen ruſſiſchen Courier auffangen iſt mit der größten Gefahr verbunden, wird's entdeckt, ſo ſpaziren wir über die Grenze nach Sibirien; ſoll man alſo ſo was wagen, ſo muß man auch wirklich gewiß ſeyn, daß es im Intereſſe des Vaterlandes geſchieht.«

Jodlitzki ließ ihn nicht zu Ende ſprechen.

»Zum Guckuck!« rief er, »in weſſen Intereſſe ſollte es denn ſonſt geſchehen? Um Gottes willen, laßt mich doch mit eurem ewigen Mißtrauen in Ruhe —«

»Er macht es immer ſo!« brummte die Barbierin dazwiſchen.

»Allzuſcharf macht ſchartig!« ſagte Jodlitzki, »wer das Mißtrauen zu weit treibt, gleicht Einem, der ſelbſt im Sonnenlicht mit aufgeſpanntem Regenſchirm einhergeht; hört mich alſo weiter an und ſchiebt diesmal euer Mißtrauen bei Seite. Ihr habt mir im Wagen anvertraut, wie Ihr eben daran wäret, ein halbes Dutzend wackerer Burſche heimlich zu den Conföderirten zu expediren, auf dieſe Mittheilung habe ich nun einen Plan gebaut. Wir heben den Courier auf und laſſen ihn durch jene Burſchen in eines der polniſchen Lager ſpediren. Zugleich gebe ich ihnen ein paar Zeilen an den erſten beſten Befehlshaber der Conföderirten mit, in welchen ich ihn von der drohendſten Gefahr der Gräfin Kaſſakowska in Kenntniß ſetze und ihm ihre Rettung anempfehle.«

Die Miene des Barbiers verrieth seine Unzufriedenheit mit dem, was er hörte.

»Warum,« fragte er langsam und mit dem linken Auge blinzelnd, »begebt Ihr Euch nicht selbst in unser Lager? Warum wollt Ihr eure Mittheilungen nicht mündlich machen?«

»Weil ich nach Warschau muß.«

»Nach Warschau? He, he, was habt Ihr in Warschau zu suchen? In Warschau, von wo aus die russische Spinne ihr Netz über's ganze Land ausgebreitet? Ich muß Euch gestehen, Verehrtester, daß mir das, ohne eben mißtrauisch zu seyn, höchst verdächtig erscheint.«

Unser Wiener ließ sich von dieser jedenfalls beachtenswerthen Querfrage nicht aus der Fassung bringen.

»Die Natur,« erwiederte er mit der Wichtigkeit eines Professors, »gefällt sich in den barockesten Zusammenstellungen, davon hat sie auch bei Euch ein Exempel statuirt. Es ist höchst merkwürdig, wie sich mit so viel Patriotismus so große Kurzsichtigkeit paaren kann. Eben deshalb weil in Warschau die Spinne sitzt und von dort aus die Fäden des Truggewebes auslaufen, eben deshalb sind echte Patrioten dort ein Bedürfniß, um die Pläne zu durchkreuzen und die Fäden zu zerschneiden.«

Der Pole gerieth in Entzücken und rief:

»Pläne durchkreuzen — Fäden zerschneiden — die Spinne zertreten — vivat Polonia!«

Die Barbierin stimmte mit ein.

Hierauf begann das Kleeblatt die Details des Unternehmens zu berathen.

Der Ueberfall des Couriers mußte ohne Aufsehen auf offener Straße geschehen, ersteres, damit die russisch Gesinn-

ten ihm nicht zu Hilfe kommen, letzteres, damit der Ort nicht zu Schaden komme; die Ruſſen waren nemlich gewohnt, jeden Ort in Brand zu ſtecken, wo einer der Ihrigen überfallen wurde.

War der Courier gefangen, ſo ſollten ihm die Depeſchen abgenommen und er von den Conföderirten heimlich in's polniſche Lager gebracht werden, wobei der polniſche Barbier ſeine thätige Einwirkung verſprach.

Bei dem Ueberfalle gab es noch eine gewichtige Schwierigkeit zu beſeitigen.

Die Couriere bedienten ſich auf ihren Reiſen der Poſt, man hatte es ſomit nicht allein mit dem Fähnrich von Golikoff, ſondern auch mit dem Poſtillon zu thun, von dem man, wenn auch keinen Widerſtand, ſo doch Verrath zu befürchten hatte.

Der polniſche Barbier zerbrach ſich ſchon lange den Kopf, wie dieſe Gefahr zu beſeitigen wäre, da fand endlich deſſen zweite Hälfte, die Barbierin, einen Rath.

»Wenn der Poſtillon, der den Ruſſen führt, ein Patriot iſt,« ſagte ſie, »ſo haben wir nichts zu beſorgen; zufällig kenne ich die beiden Burſchen im Poſthauſe zu Korzylowka — ſo heißt nemlich die nächſte Station, woher der Fähnrich kommt — der eine iſt ein Stockruſſe, dagegen iſt der andere ein echtes Polenkind; würde nun der Letztere den Courier fahren, ſo hätten wir nichts zu beſorgen.«

»Das iſt aber ſehr ungewiß,« wendete der Pole ein.

Die Barbierin machte eine kluge Miene und erwiederte:

»Darin eben beſteht unſere Aufgabe, daß wir aus der Ungewißheit eine Gewißheit machen.«

»Das heißt?«

»Daß wir den ruſſiſch geſinnten Poſtillon zu fahren verhindern.«

»Wie dies bewirken?«

»Das ſoll meine Sorge ſeyn. Wann meint Ihr,« wendete ſie ſich an Jodlitzki, »daß der Ruſſe in der Korzylowka anlangt?«

»Nach meiner Berechnung dürfte er morgen um die ſechſte Frühſtunde dort eintreffen.«

»Dann brechen wir um ein Uhr Nachts von hier auf.«

»Wer Alles iſt unter dem »Wir« begriffen?«

»Die ſechs Conföderirten und wir Drei.«

»Und dann?«

»Das Nähere ſoll Euch morgen während der Fahrt werden, für heute werde ich blos die ſechs Burſchen von dem bevorſtehenden Aufbruch in Kenntniß ſetzen, dann laßt uns zur Ruhe gehen deren Ihr am meiſten bedürft. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß euer Sohn hier im Hauſe zurückbleibt und unſere Heimkehr abwartet; ich werde ihn der Obhut meines Dienſtmädchens empfehlen.«

Da Thamar das einzige Bett in dem zweiten Stübchen einnahm, ſo ſchlichtete Jodlitzki die Pelze auf dem Boden auf und gewann ſomit eine ziemlich weiche Lagerſtätte.

Eine Weile ruhend, fing er bereits einzuſchlummern an, als er, durch einen Lichtſtrahl geblendet, plötzlich emporfuhr und ſeinen Wirth mit zornfunkelnden Blicken, mit einer brennenden Kerze in der einen und einem ſchußfertigen Piſtol in der andern Hand vor ſich ſtehen ſah.

Dem Wiener begann es ein wenig zu gruſeln.

»Verfluchter Hund,« ſchrie ihn der Pole an, »wag' es nicht Dich von der Stelle zu rühren, oder ich ſchieße Dich zuſammen wie eine Bachſtelze.«

»Ei, ei, was habt Ihr denn, Verehrteſter?«

»Du biſt ein Verräther, ein ruſſiſcher Spion!«

»Zum Guckuck, was iſt Euch denn in ſpäter Nacht in den Kopf gefahren?«

»Du biſt entdeckt, Dank meiner Vorſicht, Du biſt entlarvt.«

Thamar und die Barbierin, von dem Lärm aufgeſchreckt, begriffen die Scene nicht; erſtere zitterte, letztere ſchaute verwundert drein.

»Wer hat mich entlarvt?« fragte der Wiener.

»Ich ſelbſt,« antwortete der Pole mit großer Selbſtgenügſamkeit.

»Ich möchte doch wiſſen.«

»Du ſollſt es gleich erfahren. Du trägſt einen Rock?«

»Zum Guckuck, ſoll ich etwa in Hembärmeln herumſpaziren!«

»In dieſem Rock befindet ſich eine Taſche?«

»Man muß in dieſer Welt ſo viel einſtecken, daß Taſchen ein Bedürfniß ſind.«

»Du haſt dieſen Rock draußen an den Nagel gehängt.«

»Das gehört zur Ordnung.«

»Ich ſah aus der rechten Rocktaſche Papiere hervorgucken und zog ſie heraus.«

»Das gehört wieder nicht zur Ordnung.«

»Dieſen Papieren nach warſt Du ein ruſſiſcher Feldſcherer?«

»Was liegt daran?«

»Alle Teufel, daran liegt ſehr viel. Einer, der einmal in ruſſiſchen Dienſten geſtanden hat, bleibt für immer ein ruſſiſcher Spion.«

»Mit Verlaub, mein verehrteſter Kunſtgenoſſe,« verſetzte

Jodlitzki, »das iſt eine polniſche Logik. Euer Patriotismus und eure Vorſicht verdienen alle Anerkennung, nur ſollten ſie ſich nie bis in die Taſchen Anderer hinab verſteigen. Indeſſen da eure Verirrung einmal ſo weit gegangen iſt, ſo hättet Ihr auch ſchon ohne ſonderliche Gewiſſensſcrupel in die linke Rocktaſche greifen können, und da würdet Ihr etwas gefunden haben, was euer abermals zur Unzeit erwachtes Mißtrauen wieder eingeſchläfert hätte.«

Nach dieſen Worten erhob ſich der Wiener, holte aus der linken Taſche ſeines Rockes ſeine polniſche Legitimation hervor und ſagte:

»Die ruſſiſchen Papiere ſind nachgeahmte Papiere, um einer etwaigen Gefahr von ruſſiſcher Seite zu entgehen; dieſer Ring aber iſt echt, leſet den Namen in der inneren Fläche und dann ſchämt Euch.«

Der Pole nahm den Ring, und bevor er ſich noch zu leſen bemühte, ſagte er:

»Ihr müßt mir mein Mißtrauen nicht verargen, aber es gibt Zeiten, wo man dem eigenen Schatten —«

»Schon gut. Leſet nur.«

Kaum hatte der polniſche Barbier den Namen »Sophia Kaſſakowska« geleſen, als er den Ring mit Feuer küßte, mit Begeiſterung um ſein patriotiſches Haupt ſchwang und dazu rief:

»Ihr ſeyd ein wackerer Mann — verlangt meine Hütte, mein Leben, Alles ſteht Euch zu Gebote — hoch die Kaſſakowska — nieder mit den Ruſſen — Vivat Polonia!«

Jodlitzki ſteckte den Ring wieder in ſeine linke, die ruſſiſchen Papiere in die rechte Taſche, zeigte ſich zum Entſetzen des Patrioten etwas unwirſch, ließ ſich aber beſänftigen, worauf man ſich allſeitig ausgeſöhnt zur Ruhe begab.

V.

Polniſche Falle für eine ruſſiſche Maus.

Eine Stunde nach Mitternacht ſetzte ſich die Expedition in Bewegung. Sie beſtand, wie leicht zu berechnen, aus neun Perſonen, darunter aus acht Männern zu Fuß und eine Dame zu Roß.

Eines von Jodlitzki's Rößlein mußte heute ſeinen gewölbten Rücken herleihen, um eine zwar patriotiſche, aber ſehr gewichtige Bürde nach Koczylowka und wieder zurück zu tragen.

Die Barbierin hatte, ihrem Plane gemäß, einen zweimal längeren Weg als die Andern zu machen, was ſogar für die Elaſticität und Kraft einer Muskelfülle, wie die ihrige, eine zu ſtarke Zumuthung war; daher beſtieg ſie ein Roß zum Nutzen des Vaterlandes.

Nachdem man einen Weg von beiläufig drei Stunden faſt ſtillſchweigend zurückgelegt, gelangte man an eine wackige hölzerne Brücke, welche die hohen Ufer einer ſchmalen Furt mit einander verband.

Hier wurde Halt gemacht, denn dieſe Stelle hatte die ſtraßenkundige Barbierin als die paſſendſte zu dem Ueberfalle auserwählt.

»Hier,« ſagte ſie, »verbergt Euch und erwartet meine Rückkehr; dieſe Brücke iſt die polniſche Falle für die ruſſiſche Maus.«

»Wie,« fragte Jodlitzki erstaunt, »Ihr wollt Euch allein nach Korzhlowka begeben?«

»Soll ich mich etwa fürchten? Vor wem soll ich mich fürchten? Die Zeit meines Ausbleibens, es werden mehre Stunden darüber vergehen, denn von hier nach dem Nest ist noch eine schöne Strecke, könnt Ihr dazu verwenden, diese edlen Patrioten von Allem, was ihnen zu wissen nothwendig ist, zu unterrichten, damit sie den Russen, nachdem er festgenommen, auch gehörig bis in das Lager der Unsrigen bringen. Da es immerhin möglich ist, daß die Zeit für mich zu kurz seyn wird, vor dem Russen hier wieder einzutreffen, so müßt Ihr jeden von dieser Seite heranfahrenden Wagen sorgfältig mustern, damit Euch der Vogel nicht etwa durchschlüpfe.«

»Das wäre ein Nationalunglück!« rief Jodlitzki von dieser fürchterlichen Möglichkeit ergriffen.

»Schön gesprochen, wackerer Kunstgenosse, ein Nationalunglück wär's, und das wollen wir verhüten, wir sind Patrioten. Vivat Polonia!«

Unter diesem Rufe setzte die Barbierin ihren vaterländischen Renner in Bewegung und trabte gegen Korzhlowka wie eine der Uramazonen, die nach alter griechischer Sage vom Thermodon über den Pontus gezogen, um am Gestade des Mäotis (azow'sches Meer) zu landen; der einzige Unterschied bestand darin, daß die Amazonen der Griechen Frauen ohne Brust *) waren, während sich die polnische Barbierin eines hochmächtigen Busens erfreute, der ob des scharfen Rittes wogte und förmliche Wellen warf.

Als die Barbierin in dem Neste, wie sie das Städtchen nannte, anlangte, begann der Tag bereits anzubrechen; die

*) Amazone heißt zu deutsch »Brustlose«.

Dämmerung eines Wintermorgens ſchlich durch die Gaſſen und unſere Patriotin beeilte ſich das Poſthaus zu erreichen.

Dort angekommen kletterte ſie vom Pferd, zog es hinter ſich in den Hof und ſah ſich nach dem Petar um; dieſer Petar war nemlich der polniſch geſinnte Poſtillon, der Patriot.

Sie fand ihn am Brunnen, wo er eben Waſſer ſchöpfte, um die Pferde zu tränken.

Die Barbierin grüßte ihn.

Der Poſtillon war ſehr überraſcht, die Frau Pawlow — ſo hieß die Gattin des mißtrauiſch-patriotiſchen Barbiers — ſo zeitlich hier zu ſehen; ein Wink der Dame belehrte ihn, daß es ſich um ein Geheimniß handle, und er näherte ſein Ohr ihren Lippen.

»Petar,« liſpelte ſie ihm zu, »Du mußt heute dem Vaterlande einen Dienſt erweiſen.«

»Bin dabei, wenn's möglich iſt,« murmelte der Poſtillon.

»Einem wahren Patrioten iſt nichts unmöglich.«

»Der Teufel auch, das möcht' ich bezweifeln. Verſucht es einmal, unſerem Poſtherrn das Saufen abzugewöhnen, wir wollen ſehen, ob's Euch gelingt.«

»Laß deine Späße, Petar, die Sache iſt zu ernſt. Zwiſchen jetzt und den nächſten fünf Stunden wird hier ein ruſſiſcher Courier, der gegen Warſchau fährt, Pferde wechſeln. Das Wohl des Vaterlandes erheiſcht es, daß Du dieſen Paſſagier übernimmſt.«

»Ei, meine beſte Frau Pawlow,« erwiederte der Poſtillon, der bereits merkte, um was es ſich handelte, »was Ihr wünſcht, iſt recht hübſch, allein Ihr müßt mich auch fragen, ob die Fahrreihe mit dem Heile des Vaterlandes übereinſtimme? Und darauf würde ich mit »Nein« antworten.

vorausgesetzt, daß zwischen jetzt und dem russischen Courier kein zweiter Passagier ankommt. Die Reihe zu fahren ist jetzt an dem Mitri, und wenn der erfährt, daß der Gast ein russischer Courier ist, dann bringt kein Teufel ihn aus der Reihe; der Schelm ist in die Moskowiter ganz vernarrt, seitdem ein russischer Fürst ihm einmal einen Ducaten als Trinkgeld in die Mütze warf, denn Geld haben die Russen das ist wahr und freigebig sind sie auch, das kann man eben so wenig läugnen.«

»Wenn Mitri in die Moskowiter so vernarrt ist, der Teufel mag ihm dafür in seine Kehle fahren, auf daß er nie mehr einen Ton auf seinem Posthorn hervorbringt; dann ist es unsere Pflicht, etwas zu unternehmen, was den Mitri beseitiget und Dich in die Reihe bringt.«

»Ei, ei, Frau Pawlow, Ihr werdet doch den Mitri nicht umbringen wollen?«

»Wo denkst Du hin, Petar? Seh' ich aus wie Eine, die einen Menschen tödtet?«

»Vielleicht, wenn es das Wohl des Vaterlandes erheischte.«

»Dann freilich wär's ein Anderes; allein das ist heute nicht der Fall; es handelt sich blos um eine Gefangennehmung des Couriers an der »trockenen Brücke.« Um wieder auf unsere Angelegenheit zu kommen, sag' mir, trinkt der Mitri gern Branntwein?«

Bei dieser Frage riß der Petar die Augen auf; er begann zu ahnen, was die Dame Pawlow im Schilde führe.

»Ihr werdet doch dem Russenfreunde keinen Branntwein zahlen?« fragte er mißmuthig und nicht ohne Neid.

»Warum nicht, wenn es das Wohl des Vaterlandes erfordert?«

»Ich muß Euch geſtehen, Frau Pawlow,« äußerte der Poſtillon ſehr unzufrieden, »daß der Mitri mit ſeiner Ruſſenfreundſchaft nicht ſchlecht fährt. Die Ruſſen ſchenken ihm Goldſtücke, die Polen zahlen ihm Branntwein, während mir meine Vaterlandsliebe noch keinen Heller eingetragen hat.«

»Hör' mich an, Petar,« begütigte ihn die Barbierin; »thu' was ich will und es ſoll dein Schade nicht ſeyn. Ich werde Dir Geld geben, Du gehſt mit Mitri zum Juden, zahlſt die Zeche und hörſt nicht auf einſchenken zu laſſen, bis der ruſſiſche Spitzbube ſternhagelvoll betrunken iſt. Dabei aber bind' ich Dir's auf die Seele, daß Du ja nüchtern bleibſt; bewährt ſich deine Standhaftigkeit, ſo ſollſt Du heute noch einen Rauſch heimbringen, um den Dich ganz Weißrußland beneiden ſoll.«

Petar war's zufrieden und ging in den Stall.

Bald darauf kamen die beiden Poſtillone heraus und verfügten ſich zum Juden.

Die Patriotin, ihren Gaul am Leitſeil führend, ging in mäßiger Entfernung hinter ihnen her und hielt dann vor der Schenke an, wo Petar ſein patriotiſches Werk vollbringen ſollte.

Eine Viertelſtunde verfloß — die zweite trat an ihre Stelle, machte der dritten Raum und die Poſtillone ſaßen noch immer im Schank.

»Der verteufelte Ruſſe muß einen ausgepichten Magen beſitzen,« brummte die Barbiersfrau; »der braucht lange bis er genug bekommt.«

Nach einer Weile ging die Schankthür auf, Petar kam allein heraus.

»Endlich,« redete Frau Pawlow ihn an, »wo bleibſt Du ſo lange? Was iſt's mit dem Mitri?«

»Der Mi — mimi — mitri,« ſtammelte Petar, »der — liegt — unun — term Tiſch.«

»Teufel, Burſche, Du biſt ja auch betrunken?« rief die Patriotin erſchreckt.

»Wo — wo — bin ich — trunken? — Ich — braver Kerl — Pa — pa — triot!«

Der Poſtillon hatte kaum ausgeſtammelt, als eine Magd aus dem Poſthauſe gerannt kam.

»Petar,« rief ſie, »wo iſt der Mitri? Er ſoll anſpannen: ein Courier iſt zu expediren.«

Der Patriotin ſchlug das Herz.

»Er iſt — drinnen,« antwortete Petar.

Die Magd lief in den Schank.

»Um Gott, Petar,« flüſterte Frau Pawlow, »nimm Dich zuſammen, der Augenblick iſt da!«

Der Poſtillon ſchüttelte ſich und ſchwankte nach dem Poſthauſe.

Die ausgeſandte Magd langte noch vor ihm an und brachte die Hiobspoſt, der Mitri liege beim Juden unter dem Tiſche und ſey unfähig zu fahren.

»Laß den Petar ſtatt ſeiner anſpannen,« befahl der Poſthalter.

»Wie mir's ſcheint,« verſetzte die Magd, »iſt der Petar auch nicht recht nüchtern.«

»Verfluchte Kerle, was kam ihnen denn heute in den Kopf?«

»Wahrſcheinlich der Branntwein,« meinte die Magd.

In dieſem Momente kam Petar angetaumelt.

Der Fähnrich von Golikoff — denn er war in der That der Courier, welcher vor dem Poſthauſe auf den Pferdewechſel

wartete — hatte den Burſchen erblickt und fragte den Poſtmeiſter, ob dies der nicht ganz nüchterne Poſtillon ſey?

Die Frage wurde bejaht.

»Steht Ihnen kein dritter Poſtillon zu Befehl?«

»Nein.«

»Dann erübrigt mir nichts, als den zweiten nüchtern zu curiren.«

Darauf begann er ſeinen Kantſchu zu ſchwingen und ſchlug auf den Patrioten ſo lange los, bis er nüchtern wurde wie ein Pope in der Butterwoche.

Peter ſchrie — heulte, lief in den Stall, um anzuſpannen, und ſchwur dabei dem Ruſſen heimliche Vergeltung und Rache.

Der gute argloſe Fähnrich, er ahnte den Einfluß nicht, den der Kantſchu auf ſein Schickſal nehmen ſollte!

In wenigen Minuten ſaß der Courier im Wagen; Petar zog die Zügel an und fort ging's im Galopp über Steine und durch Gruben.

Der Fähnrich lächelte und dachte: »Der Kantſchu hat gewirkt, der Kerl fährt wie der Teufel; es iſt doch eine ſehr nützliche Erfindung das Prügeln!«

Petar hatte ſeine Luchsaugen ohne Unterlaß nach vorwärts gerichtet, die Straße war leer, es gab ſomit keinen Grund, langſamer zu fahren; je näher er jedoch an die »trockene Brücke« kam, deſto gemäßigter wurde die Eile, ſo daß er beim Anlangen vor dem gefährlichen Bauwerk vollſtändig im Schritt fuhr.

»Hollah, Schlingel, warum geht es plötzlich ſo langſam?«

»Seht Ihr nicht dort die wacklige Brücke?«

»Teufel, weil die Brücke dort wackelt, fährſt Du ſchon

ſeit zehn Minuten im Schritt? Wart', Du ſollſt mir gleich wieder den Kantſchu koſten.«

Der Ruſſe machte Miene, die Execution zu wiederholen. Petar machte Lärm, da ſtürzten zu ſeiner Rettung von allen Seiten die Conföderirten herbei, und bevor der erſchreckte Fähnrich ſich zur Wehr ſetzen konnte, war er übermannt, geknebelt, ſeiner Papiere und der Depeſche entledigt.

Jodlitzki und Herr Pawlow wollten den Gefangenen vom Wagen nehmen laſſen, allein Petar meinte: »Wozu das? Sagt mir wohin Ihr ihn gefahren wünſcht und ich bring' ihn an Ort und Stelle und wär's auch eine Reiſe von ſechs Tagen. Je länger je beſſer, der Ruſſe hat mich geſchlagen, ich muß daher das Vergnügen, ihn gebunden zu ſehen, recht lange genießen. Der Poſtmeiſter wird zwar um ſeine Gäule Lärm ſchlagen, jedoch daran liegt nichts. Damit er in ſeinem Schmerz nicht geſtört wird, ſoll er weder ſie noch mich je wieder zu Geſicht bekommen.«

Die beiden Barbiere hüteten ſich, gegen dieſes edle Vornehmen etwas einzuwenden; der Gefangene blieb auf dem Wagen, die Conföderirten umringten ihn und fort ging es ins Feld.

Nach einer Stunde erreichte man den Scheidepunkt.

Die beiden Barbiere kehrten heim, die Andern wendeten ſich ſüdwärts, begleitet von dem bekannten Rufe des Patrioten: »Vivat Polonia!«

VI.

Die Gräfin Kaſſakowska im Gefängniß auf Mirogrod.

Während der gefangene Fähnrich von Golikoff von ſechs Nationalen ins Lager der Conföderirten befördert wird, während der Wiener Barbier mit Thamar nach vollkommen gelungener Ausführung ſeines Planes die Reiſe nach Warſchau fortſetzt, während Gideon Kohen, wohin iſt uns bisher unbewußt, die Flucht von Mirogrod ergriff und einſtweilen ſeinem Schickſale überlaſſen bleibt, während Simon Luzzato die Spur des entflohenen Rabbi Hajun gegen Warſchau verfolgt; während Frank mit ſeinem Kaminietzer Anhange einſtweilen unangefochten in Frieden lebt, wenden wir unſere Blicke wieder dem kürzlich verlaſſenen Schloſſe Mirogrod zu, wo die Gräfin Sophia Kaſſakowska gefangen iſt.

Als wir das Schloß mit Thamar und Jodlitzki verließen, war dort die Lage der Dinge folgende:

Der Staroſt, dem der Doctor einen Schlaftrunk beigebracht, lag in Morpheus Armen, die alte Magduſia, Thamars Wärterin, ſchlief die Nacht hindurch ebenfalls, denn ſie glaubte ihre Pflegebefohlene in den Gemächern des Gebieters, — der Vogt Sobotow litt wie immer an den Folgen ſeines geheimnißvollen Abendmahles und wir ſind vor ſeinem Erwachen nicht in der Lage zu entſcheiden, ob er ſich der im Tau-

mel des Trunkes erhaltenen und gegebenen Befehle erinnern werde oder nicht.

Die Nacht verging ruhig und ohne Störung.

Am nächsten Morgen, als die alte Magdusia die schöne Jüdin noch immer vermißte, lächelte sie verschmitzt, trippelte in den Hof, wo sie zufällig den Vogt traf.

»Guten Morgen, Herr Basil!«

»Teufel, Donnerwetter,« begann er, oder fuhr er vielmehr fort zu schelten, »mein erstes Begegniß am Morgen ist ein altes Weib, heute wird's Unglück geben!«

»Umgekehrt,« rief Magdusia lachend, »heute wird Glück uns lächeln, der Gnädige wird munter wie noch nie seyn —«

»Warum das?«

Die Alte raunte dem Voigt einige Worte ins Ohr, worüber dieser zugleich in Lachen und Spottworte ausbrach, dann trennte man sich.

Es verfloß eine Stunde, dazu noch eine, dann wieder eine und weder der Gebieter noch seine Gefangene kamen zum Vorschein.

Die alte Magdusia trippelte wieder zum Vogt und wispelte ihm abermals geheimnißvoll zu: »Ei, ei, Herr Basil, was sagt Ihr dazu?«

»Wozu?«

»Sie ist noch nicht zurück!«

Sobotow lachte und schalt noch ärger wie früher.

Es vergingen noch zwei Stunden, der Mittag rückte heran, Magdusia wurde unruhig und theilte ihre Unruhe dem Vogt mit.

Man ging in den Corridor, horchte an der Thüre, kopfschüttelte, denn drinnen war's still wie um Mitternacht.

»Das Ding fängt an mir aufzufallen.«

»Neunundneunzig Höllenteufel, mir kömmt's auch nicht richtig vor!«

»Klopfen wir an.«

»Er könnt' es ungnädig nehmen.«

Magdusia gab sich aber nicht zufrieden, der Vogt mußte anklopfen.

Drinnen rührte sich nichts.

»Heilige Anna, da ist ein Unglück geschehen!«

»Sagt' ich's doch gleich! Das erste Begegniß am Morgen war abscheulich.«

»Sperrt die Thüre auf, Ihr besitzt ja Doppelschlüssel.«

»Ich wag's nicht.«

»Thut es immerhin, ich nehme die Folgen auf mich.«

Herr Basil holte den Schlüsselbund und öffnete leise Schloß und Thüre.

Herr Alexei Brazlaw lag noch im tiefen Schlafe, er war allein —

»Sollte die Jüdin, während wir hier sind, in ihre Gemächer zurückgekehrt seyn?«

Magdusia eilte hinüber, sich zu überzeugen, kehrte jedoch bestürzt zurück und jammerte: »Heilige Anna, sie ist nicht da, sie ist fort, sie ist entflohen!«

Basil stürzte nun erschreckt zum Lager des Gebieters und begann ihn zu wecken.

Es bedurfte langer Zeit, bis der Starost die Augen aufschlug und noch längerer, bis er zum vollen Bewußtseyn dessen kam, was ihm seine Diener klagten.

Als er aber die Besinnung erlangte, sprang er fluchend vom Lager, warf sich in die Kleider und eilte in die Frauengemächer.

Magdusia und Basil wichen ihm nicht von der Seite.

Das altteſtamentariſche Vöglein war und blieb ausgeflogen!

Der Staroſt begann ſich der Vorfälle am geſtrigen Abend zu entſinnen.

»O,« rief er, »es iſt außer Zweifel, das Ganze war ein Complott, ein förmliches Complott. Der Jude durchgegangen, Thamar entflohen, am Ende iſt uns die Gräfin auch ſchon entwiſcht.«

Sobotow watſchelte hinaus, kehrte keuchend, jedoch mit der befriedigenden Antwort zurück, die Dame befinde ſich wohlbehalten im Gefängniſſe.

»Holt mir den Quackſalber!« rief der Staroſt auf einmal, denn er entſann ſich der geſtrigen Aufregung und begann die heutige zu fürchten.

»Die Thüre zu des Doctors Gemach iſt verſchloſſen,« meldete Magdusia, die fortgeeilt war, den Auftrag zu erfüllen und raſch wieder zurückkam.

»Brecht ſie auf!«

»Gnädiger Herr,« meldete jetzt der zurückkehrende Vogt ſchüchtern, die Thüre iſt eingebrochen, der Doctor nicht daheim.«

»Wo ſteckt der Lump?«

»Ich denke, gnädiger Herr ſollten es recht wohl wiſſen.«

»Was ſollte ich wiſſen?«

»Daß ſie — daß er —«

»Verdammtes Weinfaß, heraus mit der Sprache!«

Der Befehl war grauſam, weil unmöglich zu befolgen.

Unmöglich, weil es in dem Kopfe des unglücklichen Vogtes wohl ein wenig dämmerte, ohne daß es indeſſen ganz

helle wurde. Dem Zinnobrigen ſchwebte etwas vor, dem Fleiſch und Blut zu verleihen ſein Erinnerungsvermögen nicht hinreichte.

Aber Noth bricht nicht nur Eiſen, ſondern auch katzenjammerige Köpfe; wo die Gewißheit mangelte, mußte die Zweideutigkeit aushelfen.

»Nun, erbärmliches Vieh, werdet Ihr einmal herausrücken mit der Sprache!« fuhr der Staroſt ihn wiederholt an.

»Gnädiger Herr, der Doctor iſt fort und zwar auf Befehl —«

»Auf weſſen Befehl?«

»Vielleicht mit einem der ruſſiſchen Offiziere?«

Die Angabe lag im Bereiche der Möglichkeit.

»Man forſche nach,« befahl der Gebieter.

Sobotow ging fort, verfügte ſich aber merkwürdiger Weiſe nicht zu den Ruſſen, ſondern, von einem gewiſſen Inſtinct geleitet, in das Wirthſchaftsgebäude.

Was er hier erfuhr, kam ſeinem Gedächtniſſe ſo kräftig zu Hilfe, die fehlenden Knechte und Pferde ſprachen ſo laut und durchdringlich, daß er endlich zur völligen Beſinnung deſſen kam, was in der Nacht ſich begeben.

Damit war aber ſeine Verlegenheit keineswegs gehoben, ſondern um ſo höher geſtiegen. Es warf ſich ihm die Frage auf: »Geſtehen oder Läugnen?«

Der Vogt erwog die Umſtände und griff nach einem Mixtum compositum, nach einem Amalgam von Wahrheit und Lüge.

Er kehrte zum Staroſten zurück und meldete, daß nicht nur der Doctor, ſondern auch ſechs Knechte und zwei Pferde

fort ſeyen, und zwar unter dem Vorwande, den entflohenen Juden zu ſuchen.

»Wer hat dem Quackſalber dieſen Auftrag ertheilt?«

»Vermuthlich waren es Euer Gnaden.«

»Der Teufel war's und nicht ich,« rief Herr Braxlaw; »doch weiter; wer hat ihm geſtattet, Knechte und Pferde zu nehmen?«

Der Vogt machte eine Pantomime, als wollte er ſagen: »Vermuthlich Euer Gnaden.«

»Ihr wißt von den Anordnungen nichts?«

»Nein.«

Als der Vogt dieſe entſchiedene Lüge ſprach, war er der Ueberzeugung, die Knechte, da ſie bis jetzt noch nicht zurückgekehrt waren, ſeyen ebenfalls mit dem Doctor entflohen, folglich hatte er einſtweilen keinen Widerſpruch und keinen Verrath zu befürchten; wer aber beſchreibt das Entſetzen des Zinnobrigen, als am Abende die Bewaffneten in guter Branntweinlaune heimkehrten und den letzten Schleier von der räthſelhaften Entfernung des Doctors hinwegzogen.

Nun gab es kein Läugnen mehr, Sobotow mußte ſich entſchließen die volle Wahrheit zu geſtehen, und ſo konnte es füglich nicht ausbleiben, daß ein arges Donnerwetter von Seite des Gebieters über ihn hereinbrach. Nun litt es keinen Zweifel mehr, der Begleiter des Doctors war die verkappte Thamar, manche von den Bewaffneten gemachten und geoffenbarten Bemerkungen beſtätigten es.

»Waren wir denn Alle mit Blindheit geſchlagen,« rief der Staroſt, »daß wir von der abſcheulichen Verſchwörung nichts wahrnahmen? Die Gräfin, mit ihnen offenbar im Bunde, iſt uns zum Glück in den Händen geblieben, und bei der Hölle, ſie wird's entgelten müſſen für Alle. O, dieſer

Quackſalber, wer hätte hinter dem einfältigen Schwaben ſolche Hinterliſt geſucht? Und Ihr, dummes Vieh, wo hattet Ihr eure Augen?«

»Gnädiger Herr, ich habe hinter dem Juden gleich am Anfange Schlimmes gewittert.«

»Zum Teufel! Es iſt ein ſchlechter Jagdhund, der das Wild wittert, ohne es zu ſtellen.«

»Ich ſtehe zu Befehl; ſoll ich das Geſindel verfolgen?«

»Nein! Wollt Ihr am Ende auch durchgehen und ein paar Pferde mitnehmen? Soll ich ſtatt euch Vogtdienſte thun? Indeſſen wollen wir uns die Lehre einprägen, und die Vorſicht in Bezug auf die Gräfin erhöhen. Die Ruſſen verſtehen keinen Scherz in dergleichen, eine gelungene Flucht dieſer Frau wäre für mich ein doppeltes Unglück, weil ſie einen Verdacht beſtärken würde, der mir eben ſo unangenehm als gefährlich iſt.«

Der gefangenen Patriotin wurde eine noch ſorgfältigere Ueberwachung zu Theil.

Das Gefängniß des Schloſſes Mirogrod lag in der nördlichen Hälfte des Gebäudes.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß das Schloß ein Rechteck bildete, deſſen Längenſeiten mit Thoren verſehen waren. Das ſüdliche führte in den vorderen Schloßtheil, das nördliche verband die rückwärtige Hälfte mit dem Garten, wo das Wirthſchaftsgebäude ſtand.

Das Gefängniß, wo die Gräfin Kaſſakowska ſchmachtete, lag ſomit rückwärts und deſſen Thüre mündete in die nördliche Hofhälfte, die, wie bereits erwähnt, von der ſüdlichen durch einen enggegitterten Eiſenzaun getrennt war.

*

Das Verließ lag nicht unter der Erde, deshalb erfreute es ſich im Bau einer ſeltenen Feſtigkeit, dicke Mauern umſchloſſen die niedere Kammer, deren gewölbte Decke beinahe bombenfeſt war.

Das Fenſter, in den Garten gehend, ſchien derart angebracht, daß nur ein kleiner Theil davon dem Gefängniſſe zu Gute kam, der größte Theil aber lief als ſogenanntes blindes Fenſter die Wand hinan, damit, vom Garten aus geſehen, die Symmeterie der langen Fenſterfronte nicht verletzt werde.

Obwohl der Fenſtertheil, der dem Verließe Licht und Luft zuführte, ſo ſchmal war, daß eine erwachſene Perſon unmöglich ſich durchpreſſen konnte, obwohl hier wegen der Dicke und Feſtigkeit der Mauer ein Durchbruch nicht ohne Geräuſch und längeren Zeitaufwand bewerkſtelligt werden konnte, ſo erſchien doch die ſchmale Oeffnung eng vergittert: eine Vorſicht, die höchſt überflüſſig erſchien.

Das kühle, dunkle Gewölbe beſaß nichts, was den Aufenthalt dort nur einigermaßen hätte freundlicher geſtalten können. Kahle, graue Wände, ein ſchmutziger Boden von Ziegeln, zwei auf einander liegende Strohmatratzen, das war Alles, was das Auge beim Eintritt zu ſehen bekam.

Weder das Geſchlecht noch der Stand der Gefangenen vermochten dem Gebieter von Mirogrod einige Rückſicht für ſie einzuflößen; die einzige Ausnahme, die er ihr vor gewöhnlichen Gefangenen gewährte, bildete ein warmer Pelz, in den ſie ſich hüllen und am Tage ſowohl wie in der Nacht vor Froſt ſchützen konnte.

Weder die harte Gegenwart noch die drohendſte Gefahr der nächſten Zukunft waren im Stande, in den Gefühlen der Dame eine Aenderung zu erzeugen; der Geiſt dieſer ſeltenen *Frau war ſo ſtark*, ihr Wille ſo unbeugſam, ihre Ueberzeu-

gung ſo unerſchütterlich, die Liebe zu dem Vaterlande bildete ein ſo heiliges Dogma ihres Lebens, daß ſie ſelbſt im Gefängniſſe, bedroht an der Freiheit oder am Leben, weder ein Bangen fühlte noch eine Furcht empfand; es ſchien als gäbe es in ihrer Bruſt nur für zwei Gefühle Raum, für die Liebe zu ihrem Polenland und für den Schmerz, weil das theure litt.

Unempfindlich für die Leiden ihrer Lage, ſchenkte ſie dem, was ſie umgab, nur in ſo weit eine Aufmerkſamkeit, als ſie keinen Augenblick die Hoffnung aufgab, für ihr Theuerſtes noch weiter leben und wirken zu können. Im vollen Beſitz ihrer Geiſteskraft, ohne zu zagen oder zu ſchwanken, mit derſelben Feſtigkeit und Zuverſicht wie je anderswo unterſuchte ſie ihr Gefängniß, dachte ſie an ihre Freunde und ſann auf Pläne, den Feinden zu ſchaden.

Auf ihrer Matratze ſitzend verzehrte ſie die grobe Koſt der Gefangenen, als ob ſie an einer üppig gedeckten Tafel ſäße, ſelbſt ihr Geſchmack mußte unter der Herrſchaft derjenigen Kraft ſtehen, die ihrem ganzen Weſen gebot; ſie aß nur, um zu leben, ſo wie ſie nur lebte, um dem Vaterlande zu dienen.

Ihr habt ſicher ſchon gehört von jenen Prieſterinnen unverbrüchlicher Keuſchheit, die das immerwährende Feuer in dem Tempel der Veſta unterhielten; die Gräfin war eine ſolche Veſtalin am Altare des Vaterlandes.

Gleichviel ob ſie, um die Elaſticität ihrer Muskeln zu erhalten, den kleinen Raum ihres Kerkers auf- und niederging, oder ob ſie, um auszuruhen, ſich auf dem kümmerlichen Lager ausſtreckte, ihr Geiſt war immer thätig, er gebar Gedanken eben ſo zahl- wie inhaltreich.

Was ſie beſchäftigte, waren nicht phantaſtiſche Gebilde

ohne Halt, ohne Möglichkeit einer Verwirklichung, zu ſolchem idealen Spiel in einer ernſten Lage war ihre Erfahrung zu gereift, ihre Seele zu groß; woran ſie dachte, was ſie erwog, fußte auf haltbarem Grunde, lag im Bereiche des Möglichen.

Durch den Vogt, der ſie perſönlich mit dem Nöthigen verſah, und den ſie auf ſchlaue Weiſe ausforſchte, ward ihr die Beruhigung, daß die Flucht ihrer Verbündeten gelungen ſey.

Sie erwog nun die Vortheile, welche ihr daraus erfließen konnten.

Sie glaubte ſich nicht zu täuſchen, wenn ſie annahm, daß der Doctor ihren Wink bezüglich der Depeſche verſtand. Unzählige Zwiſchenfälle konnten zwar das Unternehmen vereiteln, doch rechnete ſie auf Jodlitzki's Ergebenheit und Schlauheit. Erreichte er das gewünſchte Ziel, ſo war damit Zeit gewonnen und die Conföderirten gelangten mittlerweile in den Beſitz des Päckchens, welches ſie Gideon zur Uebergabe an einen Krafinski oder Pulawski eingehändigt hatte.

Wenn nun auch in jenen Schriften ihrer jetzigen Lage noch keine Erwähnung geſchah, ſo mußte ſie doch annehmen, daß Gideons mündliche Auskünfte hinreichen würden, ihre Verbündeten zu großer Eile anzuſpornen, wobei ſich immerhin günſtige Zwiſchenfälle ereignen konnten, die auch eine gute Aenderung ihres Geſchickes herbeiführen konnten.

Die Gräfin beſaß über den Fortgang der patriotiſchen Verbindungen keine neuere Kunde, den Nachrichten von feindlicher Seite, die ſie ihren Freunden zugeſandt, entnahm ſie jedoch die Ueberzeugung, daß die Sache der Polen hoffnungsvoll ſtand, beſonders wenn die Verbindung der Conföderationen *unter einander* eine Einheit der Operationen geſtatten

werde. Da jener keine unüberwindlichen Hinderniſſe entgegenſtanden, ſo konnte ſich die Gefangene tröſtlichen Betrachtungen überlaſſen und von der nächſten Zukunft das Beſte, wenn auch nicht für ſich, ſo doch für ihr Polenland erwarten.

Die Tage ihrer Gefangenſchaft vergingen ihr daher ſchnell, die Thätigkeit des Geiſtes kürzte ihr die Zeit in unglaublicher Weiſe, ihre Stimmung blieb ungetrübt, als hätte in ihrer äußeren Lage keine Veränderung ſtattgehabt.

Darob verwunderte ſich Herr Baſil Sobotow, der Einzige, der mit der Dame ſeit ihrer Gefangenſchaft verkehrte.

Er war unfähig eine Frau von ſo ausgezeichneter Stellung zu begreifen, die im Gefängniſſe, von höchſter Gefahr bedroht, nicht einmal Thränen vergoß.

Er erwartete Thränen, Klagen, Verzweiflung und fand Ruhe, Zuverſicht und eine Faſſung, die beinahe an Gleichgiltigkeit grenzte.

»Million Peſt und Höllenfeuer,« fluchte er heimlich und ungehört, »dieſes Satansweib hat Feuer im Kopf und Eis im Herzen. Als Jüdin hat ſie mich bethört, und meiner Treu, als Gräfin könnte ſie mich ganz und gar einnehmen; ſeitdem ich weiß, daß Chriſtenblut in ihren Adern fließt, gefällt ſie mir noch einmal ſo gut; aber eine gottverlaſſene Hexe bleibt ſie immer und wenn der Gnädige erführe, daß —«

Das Wort erſtickte ihm in der Kehle, er ſchüttelte ſich, trat erſchrocken zwei Schritte zurück, denn der Oberſt Suworoff ſtand ihm gegenüber.

»Oeffnet mir den Kerker der Gräfin,« heiſchte er dem Vogte zu, »und laßt mich mit der Gefangenen allein.«

Nach einigen Secunden trat der ruſſiſche Oberſt bei der Dame ein, die Thür ſchloß ſich hinter ihm.

Suworoff grüßte die Dame mit jenem feinen Anſtande, den kein Mann von Ehre einer Frau gegenüber außer Acht läßt.

»Madame,« begann er mit dem Tone des Bedauerns und der Theilnahme, »ich halte es für meine Pflicht, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Sie erinnern ſich, daß ich den Herrn dieſes Schloſſes für Ihr Leben und Ihre Perſon verantwortlich gemacht habe; es kommt mir nun zu, bis die Entſcheidung über Ihr Geſchick aus Warſchau hier eintrifft, nachzuſehen, ob und wie er ſeiner Verpflichtung nachkommt.«

Die Gräfin hatte ſich von ihrem Sitze erhoben und, als empfange ſie den Oberſten in ihrem Boudoir, ſagte ſie ohne alle Bitterkeit, mit freundlicher Anmuth:

»Ich heiße Sie bei mir willkommen, Herr Oberſt; wenn ich nicht in der Lage bin, Ihnen einen Sitz zu bieten, ſo wollen Sie es nicht ungütig nehmen; wie es ſcheint, hat man darauf vergeſſen, einen Stuhl hereinzuſtellen.«

Suworoff blickte muſternd um ſich und ſagte dann: »In der That, Madame, ich wahrnehme zu meinem größten Bedauern, daß Ihr Landsmann Ihrem Geſchlechte und Ihrem Stande wenig Rückſicht ſchenkt; befänden Sie ſich in unſerem Gewahrſam, Sie würden ſicher nicht wie hier allen Bequemlichkeiten entſagen müſſen.«

Die Gräfin erwiederte leichthin: »Ich bin von jeher an Entbehrungen gewohnt und bekenne, daß ich es nicht anders erwartet habe.«

»Ich werde Sorge tragen, daß man auf Ihre Bequemlichkeit mehr Bedacht nimmt.«

»Ich danke Ihnen für die Aufmerkſamkeit und für den guten Willen, doch bitte ich — und ich hoffe, der tapfere

Krieger wird einer wehrloſen Frau die Bitte nicht verſagen — überlaſſen Sie mich meinem Schickſale und muthen Sie mir die Demüthigung nicht zu, von den Feinden meines Vaterlandes Gnaden zu empfangen.«

»Wer ſagt Ihnen, Frau Gräfin, daß ich ein Feind Ihres Vaterlandes bin?«

»Herr Oberſt, Sie ſind ein Ruſſe und Militär, als ſolcher ſtehen Sie im Dienſte Ihrer Kaiſerin und ſind verpflichtet, alle Befehle auszuführen, die ſie ertheilt oder die in ihrem Namen ertheilt werden. Da es nun meine und aller einſichtsvollen Polen innerſte Ueberzeugung iſt, daß die Abſichten Ihrer Kaiſerin gegen die Freiheit und Selbſtſtändigkeit unſeres Landes gerichtet ſind, und Sie, Herr Oberſt, ein Theil jenes Körpers ſind, der die Abſichten der Czarin realiſiren muß, ſo ſteht es mir zu, Sie, gleichviel welches Ihre perſönlichen Anſichten ſeyn mögen, für einen Feind Polens zu halten.«

Suworoff ſchüttelte mißbilligend den Kopf und entgegnete:

»Ihre Behauptung, Frau Gräfin, dünkt mir nicht ganz richtig. Man iſt der Feind einer Perſon oder eines Landes, wenn man ihnen mit Willen Böſes zufügt. Iſt dieſes nun von meiner Matuſchka Czariza gegenüber von Polen der Fall? Ich ſage nein! Im Gegentheil, die Kaiſerin will das Glück Polens, ſie will die Ruhe und den Frieden des Landes, ſie will dem Könige zu Warſchau Gehorſam verſchaffen, daher handelt ſie als Schutzmacht im Sinne ihres Amtes. Daß dies, Madame, gegen Ihre und vieler einſichtsvollen Polen — wie Sie Ihre Partei zu nennen belieben — Ueberzeugung iſt, will ich gerne glauben; allein was berechtiget Sie zu der

Annahme, daß einzig und allein Ihre Ansichten unfehlbar sind?«

»Ich denke, Herr Oberst,« erwiederte die Patriotin, »daß diese Frage sich ohne Anstrengung beantworten läßt. Ich und die Meinen haben das Gesetz folglich das Recht für uns, wer auf dem Boden des Gesetzes steht, kann nicht fehlen. Wenn eine Macht es sich herausnimmt, in einem fremden Lande diejenigen zu bekriegen und zu verfolgen, die von den gesetzlichen Freiheiten ihres Landes Gebrauch machen, so ist jene Macht ein Feind der Freiheit und der Selbstständigkeit dieses Landes. Das, Herr Oberst, liegt so klar am Tage, wie die Sonne, und besäße Rußland einen Machiavell, so würde selbst er nicht im Stande seyn, diese Wahrheit hinweg zu klügeln. Doch entschuldigen Sie, Herr Oberst, die Polin hat kein angenehmes Thema gewählt, um ihren russischen Gast zu unterhalten.«

Die Gräfin sprach diese Worte so ungezwungen, mit so vieler Anmuth und Natürlichkeit, daß Suworoff seinen lebhaften Blick mit Wohlgefallen auf sie richtete und theilnehmend sprach:

»Madame, ich hatte, aus dem siebenjährigen Kriege kommend, dieses Land kaum betreten, als ich Ihren Namen zum ersten Male nennen hörte. Was ich damals und seitdem von Ihnen vernahm, ließ mich einen Frauencharakter erkennen eben so selten wie bewunderungswürdig. Sie sind meine Gegnerin, Frau Gräfin, aber ich bin gewohnt, auch meinem Feinde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ich muß daher gestehen, daß ich Alles, was ich bisher über Sie hörte, nicht nur bestätiget, sondern übertroffen finde. Diese Fassung, diese seltene Ruhe im Unglück setzt eine erhabene Begeisterung für eine Sache voraus, und solcher ist nur eine große Seele fähig.

Frau Gräfin, ich fürchte Sie zu beleidigen, wenn ich ſage, ich bedauere Sie, und doch muß ich das Wort ausſprechen; oder gibt es ein anderes Gefühl, wenn man ſieht, wie ein unerſchütterlicher Wille, ein eherner Charakter, ein Frauenherz fähig der größten Aufopferung, ſich um eine verlorne Sache vergebens abmüht? Ja, Frau Gräfin, um eine verlorne Sache! Ihr Auge iſt trunken vor Begeiſterung, darum ſieht es den Abgrund nicht, dem Ihr von Parteien zerriſſenes Vaterland zutaumelt. Sie ſchütteln verneinend den Kopf und doch nehme ich meine Behauptung nicht zurück, ich ſehe klarer wie Sie, weil mit kälterem Blute. Beweinenswerth iſt jeder vergoſſene Blutstropfen, beklagenswürdig jede zu Grunde gerichtete Exiſtenz; denn alles Auflehnen, aller Widerſtand werden vergeblich ſeyn. Darum, Frau Gräfin, hören Sie mich an. Ich hatte Gelegenheit mit dem Fürſten Repnin viel zu verkehren und weiß, welchen Werth er auf den Einfluß legt, den Sie im Lande beſitzen. Eben der Eifer, mit dem er Sie verfolgen ließ, ſpricht für die Richtigkeit meiner Behauptung. In der Depeſche, die ich nach Warſchau ſandte, erbat ich mir daher auch Verhaltungsbefehle für den Fall, daß Sie ſich geneigt fänden, von nun an Ihre Sympathien uns zuzuwenden. Ich lebe der Ueberzeugung, daß mir die Vollmacht werden wird, Ihnen in dieſem Falle nicht nur die Freiheit ſondern auch die ausgezeichnetſte Aufnahme in Warſchau zu verbürgen. Ich wünſche, daß Sie dann, was wir Ihnen bieten, nicht zurückweiſen, darum kam ich heute ſchon, Sie darauf vorzubereiten, damit Sie Zeit zur reiflichen Ueberlegung gewinnen.«

Die Gräfin antwortete mit Würde: »Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme und für Ihre Bemühung. Letztere verdient um ſo mehr Anerkennung, da Sie gewiß voraus-

daß ſie eine vergebliche iſt. Ich vermag mich von der Sache meines Vaterlandes nicht zu trennen; muthen Sie dem Vogel zu, daß er ſeinem Elemente, der Luft, entſage und er wird ſterben; die Selbſtſtändigkeit Polens iſt meines Lebens Luft, ohne ſie kann und mag ich nicht leben.«

»Ueberlegen Sie, Frau Gräfin!«

»Muthen Sie mir nicht zu, Herr Oberſt, zu überlegen, ob ich der Fahne, der ich zugeſchworen, meineidig werden ſoll oder nicht! Sie ſind Soldat, und wiſſen dergleichen zu würdigen.«

»Sie haben Recht, Frau Gräfin,« erwiederte Suworoff ergriffen, »wer für ſein Banner zu leben weiß, verſteht es auch für dasſelbe zu ſterben. Gott ſchütze Sie!«

Er verließ haſtig das Gefängniß.

— — — — — — — — — — —

Drei Wochen vergingen.

Der ruſſiſche Befehlshaber erwartete mit Ungeduld die Rückkehr des nach Warſchau geſendeten Couriers — die gefangene Gräfin ſah mit Vergnügen die Tage ſich anhäufen, ohne daß eine Entſcheidung erfloß, ſie folgerte daraus, daß Jodlitzki's Anſchlag gelungen und hoffte anderſeits auf eine geſteigerte Thätigkeit von Seite ihrer Partei.

Eines Nachmittags ruhte ſie nachdenkend auf dem Lager, als plötzlich ein dumpfes Dröhnen in ihr Ohr drang.

Wie von einer mechaniſchen Kraft emporgeſchnellt, ſprang ſie vom Lager; ihre Bruſt pochte hoch auf, das Auge öffnete ſich zu ungewöhnlicher Weite, ſeine Strahlen ſchienen glühender oder hundertfach vermehrt, man ſah dem Blicke die Mühe an, das Gehör zu unterſtützen.

Und nach kurzer Pauſe vernimmt ſie dasſelbe mehre *Secunden lange* dumpfe Gedröhne, ein Lächeln, wie es nur

die Lippen einer Seligen umſchweben kann, verklärte ihre Züge, — nach einer zweiten Pauſe hört ſie dasſelbe Geräuſch; o, nun ſtand es außer allem Zweifel, es war Kanonendonner, der durch die dünne winterliche Luft zu ihr drang, und Kanonendonner, was konnte er anderes bedeuten als Kampf, Kampf zwiſchen Ruſſen und Polen.

Als ſie ihrer Wahrnahme gewiß war, machte ſie, wie Menſchen, die in Gedanken lebhaft mit ſich ſelbſt verkehren, ſprechen und agiren, eine Pantomime, die ihr Entzücken verrieth, und ſprach laut, als vermöchte ein Zweiter ſie zu hören: »Ich habe es nicht anders erwartet.«

Und wie bei jedem Wechſel ihres Geſchickes, wie ſie beim Schwinden ihrer Hoffnung die volle Faſſung und ihre ſtatuengleiche Ruhe nicht verlor, ſo auch behauptete ſie jetzt, wo alle ihre Hoffnungen ſich neubelebten, die volle Herrſchaft über ſich; nur Ein Gedanke erfüllte ihren Kopf, nur Ein Gefühl ihre Bruſt; der Gedanke, daß draußen in weiter Ferne der Kampf entbrannt iſt und dazu das Gefühl der Trauer, daß ſie daran nicht theilnehmen konnte.

Von jenem Gedanken, von dieſem Gefühle beſeelt, ſank ſie auf die Knie nieder, hob die Hände zu dem Stückchen Himmel empor, welches durch das ſchmale Fenſterchen hereinguckte und begann laut und inbrünſtig zu beten.

War es ihr verwehrt für das Vaterland zu ſtreiten, ſo wollte ſie für es beten, und wohl ſelten ſtieg ein ſo weihevolles Flehen zum Schöpfer empor, wie das der gefangenen Polin aus dem Gefängniſſe von Mrogrod.

Der Kanonendonner war verſtummt, die Dame erhob ſich und trat ans Fenſter.

Zum erſten Male ſeit ihrer Gefangenſchaft empfand ſie einen unerklärbaren Drang hinaus ins Freie zu ſchauen,

heute zum erſten Male wurde ihr der Raum zu klein und Odem und Blick fühlten ſich beengt.

Die Entfernung des Fenſters vom Boden zwang ſie, die doppelte Dicke einer Matratze zum Schämel zu machen, dann erſt erreichte ſie den roſtigen Ring, den ſie ergriff, um das ſelten geöffnete Fenſter mit großem Kraftaufwande aufzureißen. Es gelang.

Ihr Blick durchſtreifte von der Rechten zur Linken den winterlichen Garten, links ſtand das Wirthſchaftsgebäude, wo ſie mit Gideon vor ihrer Gefangenſchaft gewohnt hatte.

Das Geſpräch von zwei Männern, die ſie hörte, aber nicht ſah, lenkte ihre Aufmerkſamkeit auf ſich.

Dieſe Beiden befanden ſich zu ihrer rechten Seite in der gewölbten Einfahrt, die aus dem Garten in den nördlichen Theil des Schloßhofes führte.

»Wie ich Dir ſage,« ließ ſich der Eine hören, »wir ſind unſerer ruſſiſchen Gäſte plötzlich los geworden. Schon am frühen Morgen gab es ein Reiten und luſtig Durcheinander in der Ebene. Adjutanten ſprengten ins Schloß. Unſere Gäſte warfen ſich in Folge der überkommenen Botſchaften auf die Pferde und flugs ging es hinab ins Lager, der gnädige Staroſt wich natürlich keine Secunde von ihrer Seite. Nach ungefähr einer Stunde kamen ſie wieder herauf, es wurde zuſammengepackt, ein Abſchiedsſchmaus gehalten und dann ritten ſie wie die Teufel wieder fort. Ich erkletterte einen hohen Baum am vorderſten Abhange und da ſah ich deutlich wie die Ruſſen das Lager abbrachen und fortmarſchirten.«

»Sie müſſen alſo jetzt ſchon im Kampfe mit den Adeligen ſeyn?« fragte der Andere.

»Was kommt Dir bei?« lautete die Antwort; »der *Platz, wo jetzt* gerauft wird, muß wenigſtens ſechs Stunden

von hier entlegen ſeyn, eine ſolche Strecke haben die, welche Mittags erſt von hier aufbrachen, noch nicht hinter ſich; es ſcheint, der haſtige Aufbruch geſchah, um einer von den Adeligen bedrängten ruſſiſchen Abtheilung zu Hilfe zu eilen, ob ſie aber zeitlich genug anlangen, iſt eine andere Frage.«

»Und der gnädige Staroſt, was iſt's mit ihm?«

»Ei zum Guckuck, er iſt mitgeritten; vielleicht kehrt er in der Nacht wieder zurück, vielleicht auch nicht.«

So weit belauſchte die Gräfin das Geſpräch, als plötzlich aus dem vorderen Schloßhofe Getümmel herüberdrang, welches der Unterhaltung ein Ende machte; die beiden Sprecher mochten wahrſcheinlich dahingeeilt ſeyn, um nach der Urſache des Lärmes zu ſpähen.

Die Gefangene verließ das Fenſter nicht.

Eine Ahnung flüſterte ihr zu, daß wichtige Ereigniſſe an der Schwelle ſtanden, und in ſolchen Momenten heißt es aus der Gedankenwelt heraustreten, mit allen Nerven des Gehirns den Begebenheiten entgegenlauſchen, die geiſtigen Fühler vor ſich hinſtrecken, damit man von keinem Hinderniſſe überraſcht, von keinem Ereigniſſe überrumpelt werde.

Was war die Urſache des Getümmels im vorderen Schloßhofe?

Nur wenige Minuten ſpäter und der Gräfin ward die Antwort auf dieſe Frage.

Die Schloßglocke ertönte.

Die Thüren des Wirthſchaftsgebäudes öffneten ſich und die Knechte eilten der Einfahrt zu, wo ſie für die Lauſcherin unſichtbar wurden.

»Wenn ich nicht irre,« ſprach die Gräfin bei ſich, »ſo iſt eine Nachricht von Belang im Schloſſe eingetroffen. Die Glocke ruft ſämmtliche Bewohner zuſammen, um ihnen irgend

einen Befehl mitzutheilen, den der Staroſt durch einen Boten hierher überſandte.«

Nach wenigen Minuten erhielt die Dame eine Beſtätigung ihre Muthmaßung.

Den Reden der zurückkehrenden Knechte entnahm ſie, daß von Seite des Schloßherrn Boten angelangt waren welche die Rückkunft des Gnädigen beiläufig um die zehnte Nachtſtunde verhießen, bis zu welcher Zeit ſämmtliche männliche Schloßbewohner, ſo wie auch jene des Dorfes unten, aus der Waffenkammer mit Flinten, Piken und Senſen bewaffnet und zur Vertheidigung des Schloſſes aufgeſtellt ſeyn mußten. Der um das Schloß gezogene Graben ſollte noch vor Nachtanbruch ringsum mit Wachen beſetzt und die ganze Mannſchaft ſo vertheilt werden, daß kein Punkt entblößt und jeder in wenigen Minuten verſtärkt werden könne.

Die Ausführung dieſer militäriſchen Dispoſitionen war Herrn Baſil Sobotow übertragen, der nun plötzlich in die Lage eines ſtellvertretenden Feldherrn geſchleudert wurde. Während er vor einer Secunde noch als Schloßvogt athmete, ſollte er in der zweiten von dem Geiſte eines Sobieski, Marlborough und Prinz Eugen beſeelt ſeyn, und traun, der Zinnoberige gab ſich das Anſehen, als wär's dem wirklich ſo.

Die horchende Dame vernahm die entſetzlichen Flüch- und haarſträubenden Scheltworte, die der einſtweilige Vertheidiger von Mirogrod mit ausgiebiger Commandantenſtimme durch das ganze Schloß erſchallen ließ.

»Ihr gottvergeſſenes Geſindel,« ſchrie er, »tummelt Euch, daß Ihr in fünf Minuten wieder zur Stelle ſeyd; wenn ich die Glocke ziehe und es fehlt ein Einziger am Platze, ſo laſſe ich Alle — nein, nicht Alle, ſondern blos jenen Einzigen ſo lange durchfuchteln, bis ihm ſeine Schlangenſeele zu

den Naſenlöchern herausfährt und der podoliſche Hundsfott verendet wie ein räudiger Hund auf offener Straße. Lucifer und Belzebub hole das ganze adelige Pack, welches uns in der Ruhe ſtört und uns zu Mord und Todtſchlag zwingt. Das heilige Donnerwetter ſchlage mitten im Winter in ihre rappligen Köpfe drein und Millionen Würmer ſollen ihre patriotiſchen Gedärme zerfreſſen! Aber auf, Brüder, zum Kampfe! Rache, blutige Rache für die uns geraubte Ruhe, für den geſtörten Frieden! -- Niederträchtigſter aller Schufte auf dem ganzen Erdboden Gottes, warum trägſt Du die Flinte auf dem unrechten Arme? Du hornloſes Rind, haſt Du Dir es noch nicht gemerkt, daß man das Gewehr auf der andern Schulter tragen muß? Und mit einer ſolchen ſchuftigen Diebsrotte ſoll ich den König, ſoll ich das Schloß vertheidigen? O, Rache dafür an die Weißmützen, millionenmalige Rache! Auf, ihr Hunde, auf zum Kampfe! es lebe der Staroſt, hoch der König, noch höher die Czarin! Brüllt lauter, ihr Stiere, vivat Petersburg! nieder mit den Patrioten!«

Die Gräfin konnte ſich ob dieſer unmenſchlichen Lungenanſtrengung des Vogtes eines Lächelns nicht erwehren, doch unterbrach ſie ſich ſelbſt darin, ihre Züge überflog der Ausdruck des Ernſtes, ihr Blick heftete ſich auf einen Punkt der jenſeitigen Gartenmauer.

Dort glaubte ſie ein menſchliches Antlitz, von einer weißen Kopfumhüllung umrahmt, an der Mauer zu ſchauen.

Der ſchneebedeckte Hintergrund ließ den weißen Gegenſtand nicht ſo deutlich hervortreten, als nöthig war, ihn ſicher zu erkennen.

Der Gräfin ſchien es, als ſähe ſie das Antlitz eines Mannes mit der ſchneeweißen Kleidung einer Frau, und als

ſie, gleichſam um ſich der ſonderbaren Wahrnehmung zu vergewiſſern, ihren Blick verſchärfte, war das räthſelhafte Haupt hinter der Mauer verſchwunden.

Je mehr die Nacht hereinbrach, je tiefer die Dunkelheit ſich herabſenkte, deſto unruhiger, deſto geräuſchvoller wurde es im Schloſſe.

Die Bewaffneten aus dem Dorfe rückten herauf, um ſich mit den Knechten des Staroſten zu vereinigen.

Der Vogt führte in eigener Perſon die Poſten an dem Schloßgraben auf, beſtimmte die Aufſtellungsplätze und ertheilte den Wachen die Weiſung, bei der geringſten verdächtigen Wahrnehmung Lärm zu machen und mittelſt einer zu dem Zwecke vorbereiteten Leiter über die Gartenmauer zu retiriren, wo die einzelnen Haufen, den gefürchteten Ueberfall abzuwehren, ſchon gehörig vertheilt ſeyn würden.

Nach den außen getroffenen Dispoſitionen ging Herr Sobotow an die Vertheilung im Innern. Der Garten wurde am beſten bedacht; um von da ungehindert in den Hof gelangen zu können, blieb das rückwärtige Thor wohl beſetzt, aber geöffnet, eben ſo die Thüren in dem vergitterten Eiſenzaun, der, wie oft erwähnt, den Schloßhof der Mitte nach durchſchnitt.

Laternen, Lichter und Fackeln wurden vertheilt, Pulver und Blei ward ausgegeben.

Der Vogt wälzte ſich unermüdlich von einem Haufen zum andern, die Angſt duldete ihn nirgends. Dieſe war es auch, die der Hand, ſonſt nur gewohnt Becher zu erfaſſen, ein mächtiges Korbſchwert in die Fauſt drückte; der Arm, blos geübt Weiber zu umſchlingen, mußte ſeine Muskelkraft und Gelenkigkeit in verſuchsweiſen Stößen und Lufthieben erproben *und dabei grommelte* er: „Es wird gehen; der Teufel aller

Teufel ſoll mich holen, es wird gehen! — Hui, war das ein Hieb, der war für einen Conföderirtenkopf ſtark genug, im Nothfalle hätte er auch zwei abgeſäbelt — Pauz, war das ein Stoß, mit dergleichen bohrt man rebelliſche Wanſte durch und durch — piff, paff, das regnet Schläge, Streiche auf die adeligen Schädel; wer wagt es nur zu denken, daß ich kein Meiſter in der Fechtkunſt bin; nie was gelernt, nie was gewußt und doch fuchtle ich herum, wie der zwölfte Carl und der große Peter mit dem langen dicken Prügel — Hollah, Ihr Schurken, was iſt das für ein Getöſe? Seyd Ihr Spitzbuben in einer Judenſchule oder auf Mirogrod? Hab' ich Euch nicht befohlen, eure aafigen Mäuler zu halten und wie ſtumme Stockfiſche zu lauern? Wie wollt Ihr die patriotiſchen Rebellen herbeiſchleichen hören, wenn Ihr ſelbſt Lärm macht wie ſchnatternde Gänſe? Hollah, was iſt das wieder für ein ſpitzbübiſches Getümmel am vorderen Thore? Wachen, warum laßt Ihr die Schurken ohne mein Wiſſen herein?«

Die Wache antwortete ſchreiend: »Der gnädige Herr iſt's!«

»Ah,« machte Sobotow, »das iſt ein Anderes; ich glaubte, es ſey ein fremder Schelm.«

Der Staroſt kam auf ſchweißbedecktem Roſſe in das Schloß geſprengt; er kam von der ruſſiſchen Reſerve, die drei Stunden von Mirogrod Halt gemacht hatte; die moskowitiſche Haupttruppe ſtand um noch eine ſolche Wegſtrecke weiter vorwärts und wurde plötzlich von fliegenden Haufen beunruhigt und vollauf beſchäftigt.

Da die Ruſſen den Anfang damit gemacht hatten, wo immer hin ſie im Lande kamen, die Güter und Schlöſſer der Conföderirten zu zerſtören, ſo vergalten dieſe Gleiches mit

Gleichem und verwüſteten das Eigenthum bekannter Anhänger der Czarin.

Herr Alexei von Brazlaw wußte, wie ſehr er von den Patrioten verabſcheut war, und fürchtete daher für ſein Schloß das Schlimmſte.

Das Erſcheinen der conföderirten Truppen kam ſo unerwartet, daß er einer Art Ueberfall glich; die bei Mirogrod aufgeſtellt geweſene ruſſiſche Reſerve mußte Knall und Fall aufbrechen, um die Haupttruppe zu unterſtützen.

Die Rebellen, das war die Anſicht Suworoff's, mußten auf Schlitten Tag und Nacht gefahren ſeyn, und die ſechs Märſche, die ſie von den Ruſſen trennten, in dreißig Stunden zurückgelegt haben.

Da unter ſolchen Umſtänden Mirogrod der höchſten Gefahr ausgeſetzt war, ſo erſuchte der Staroſt den Oberſten, Schloß Mirogrod mit ruſſiſchem Militär zu belegen, welchem Wunſche dieſer jedoch nicht willfahrte.

»Ich kann keinen Mann entbehren,« antwortete Suworoff; »außerdem würde eine nach Mirogrod detachirte Abtheilung völlig abgeſchnitten und im Falle eines Angriffes unrettbar verloren ſeyn; einer ſo großen Verantwortlichkeit kann ich mich nicht unterziehen. Ihr Schloß iſt höchſtens dem Ueberfalle eines fliegenden Haufens ausgeſetzt, welchen abzuwehren Sie wohl in der Lage ſind.«

»Herr Oberſt ſcheinen zu vergeſſen,« bemerkte Herr von Brazlaw, »daß die Gräfin Kaſſakowska in meinem Schloſſe gefangen iſt. Ihre Partei wird zu ihrer Rettung Alles aufbieten.«

»Sie haben Recht,« verſetzte Suworoff nach kurzem Bedenken in abgeriſſenen Sätzen, »die Edelleute werden ſich beeilen, die fanatiſche Patriotin zu befreien — die Antwort auf

meine Depeſche läßt aus Warſchau noch immer auf ſich warten — die Gräfin darf um keinen Preis unſerer Gewalt entkommen — ich will mich mit meinem Stabe berathen, eilen Sie gleich nach Hauſe — morgen Früh erhält Mirogrod entweder eine Beſatzung von uns, oder es wird ein Reiterpicket anlangen, dem Sie die Gefangene ausliefern.«

Diesmal machte der Staroſt aus leicht begreiflichen Gründen keine Einwendung, ſondern ritt gegen Mirogrod, wo wir ihn anlangen ſahen.

Kaum vom Pferde geſtiegen, machte er, vom Vogt begleitet, die Runde, um die getroffenen Vertheidigungsanſtalten in Augenſchein zu nehmen; ob zweckmäßig oder nicht, er wußte keine beſſeren zu treffen und belobte den Eifer des keuchenden Vogtes. Wie alle Tyrannen wurde der Staroſt in Stunden der Gefahr ſanftmüthig wie ein Lamm und ſuchte durch freundliche Herablaſſung Jene zu gewinnen, durch deren Muth und Aufopferung die Gefahr überwunden werden konnte.

Gab es denn wirklich eine ſolche für Mirogrod?

War das Schloß von irgend einer Seite her bedroht?

Wir wollen dieſe Frage im nächſten Capitel beantworten.

VII.

In welchem nicht nur weiße Mützen, ſondern auch weiße Hemden ihre Schuldigkeit thun.

Die Anhöhe, auf welcher Schloß Mirogrod lag, zog ſich hinter demſelben ſanft hinan und verlief ſich in ein waldiges Terrain.

Die ganze Gegend, mit Schnee bedeckt, ſchimmerte im Mondlicht, das heute in ſeltener Klarheit herabgoß.

Die am innern Grabenrand aufgeſtellten Wachen ſchritten fleißig auf und nieder, wozu die Kälte ſie zwang, puſteten noch fleißiger in die Hände, wobei der Odem in der dünnen Luft einige Secunden lang als winzige Wölkchen ſichtbar wurde, bis er abgekühlt ſich auflöſte und verſchwand.

Plötzlich begann eine der Wachen zu ſtutzen.

Es ſchien ihr, als begänne oben am Waldrande die Schneefläche ſich zu bewegen.

»Sonderbar,« dachte der Burſche, »hab' ich doch mein Lebenlang nicht gehört, daß bei anhaltendem Froſte der Schnee lebendig wird. Es kann nicht ſeyn — die Kälte macht das Auge ſtarr, der grelle Schimmer blendet den Blick.«

Damit beruhigte ſich der Pikenträger, doch nur auf ſehr kurze Zeit.

Der Schnee bewegte ſich fort und fort, ja der Burſche glaubte ſogar zu bemerken, daß die lange Fläche immer näher kam.

Die Bewegung geſchah ſo geräuſchlos, trug ſo viel Geſpenſtiſches an ſich, daß der Ruthene vor Allem ein Kreuz ſchlug und ein gegen alle böſen Geiſter ſchützendes Gebet zu murmeln begann.

In ſeiner Herzensangſt vergaß er ſogar den Zweck ſeiner Aufſtellung, und ſtatt Lärm zu machen, beeilte er ſich, die an der Gartenmauer gelehnte Leiter hinanzuklimmen, wo er, auf dem Kamme der Mauer reitend, verblieb, um die weitere Entwicklung des Geſpenſtes abzuwarten.

Kaum eine Minute daſitzend, vernahm er etwas über ſeinem Kopfe dahinſchwirren, ähnlich dem Fluge eines ſchweren Vogels; ſein Blick ſtreifte nach allen Richtungen umher, doch gewahrte er nichts; das Geräuſch trug ſomit ebenfalls den Charakter des Unheimlichen an ſich.

Gleich darauf hörte der Burſche das nemliche Geräuſch, fühlte einen Stoß an der Bruſt und gleichzeitig an derſelben Stelle einen brennenden Schmerz — ein mächtiger Pfeil ſaß ihm in der Gegend des Herzens, und er ſtürzte von der Mauer zurück in den Garten.

Der Fall kam der nächſtſtehenden bewaffneten Gruppe zu Gehör; man eilte zur Stelle.

»Was gibt's da? Was iſt geſchehen?«

»Ich bin getroffen,« ſtöhnte der Verwundete, »die Hexen haben mir's angethan.«

Der Aberglaube wurzelte ſo feſt, daß er ſelbſt jetzt noch ſein Opfer beherrſchte.

»Teufel, das iſt ja ein wirklicher Pfeil!«

Kaum hatte der Anführer des Haufens dieſe Bemerkung gemacht, als außerhalb der Mauer eine zweite Wache einen Schrei ausſtieß, dem ein ſchmerzhaftes Stöhnen und Kreiſchen folgte.

»Achtung, Burſche!« brüllte jetzt der Anführer, »die Adeligen ſind in der Nähe.«

Der Allarmruf flog von Gruppe zu Gruppe, gelangte in den Schloßhof, wo die Glocke Sturm zu läuten anfing.

Es war die höchſte Zeit, die Conföderirten waren nicht blos in der Nähe, ſondern ſetzten bereits über die Gartenmauer.

Fünfhundert tapfere Polen, mit den nöthigen Sturmleitern verſehen, langten Nachmittags auf hundert Schlitten im Walde an.

Einer der Verwegenſten ſchlich ſich bis an die Mauer des Schloßgartens, um die Gelegenheit des Ortes beim Tageslichte auszukundſchaften. Das war das Antlitz, welches die Gräfin von ihrem Gefängniſſe aus ober der Gartenmauer wahrnahm. Die weiße Hülle hatte er gewählt, um in der beſchneiten Gegend weniger aufzufallen.

Es war beſchloſſen, Mirogrod in der Nacht zu überfallen; um jedoch nicht ſchon aus weiter Ferne bemerkt zu werden, zogen die Conföderirten weiße Hemden an, banden weiße Tücher um die Köpfe, legten ſich Zwei und Zwei der Länge nach auf eine Leiter, die von einem Dritten, der ebenfalls auf dem Vorderleib ausgeſtreckt lag, vorwärts geſchoben wurde.

Die feſt gefrorne Schneedecke ermöglichte dieſe Expedition und ließ ſie im Mondlicht wie eine ſich bewegende Schneefläche erſcheinen.

Um die vorausſichtlich aufgeſtellten Wachen geräuſchlos zu beſeitigen, vermied man den Gebrauch von Feuergewehren, ſondern bediente ſich der Pfeile, die von zwei im Bogen*ſchießen trefflich* eingeübten Patrioten in wirkſamer Pfeilſchuß-

weite entsendet wurden und von denen, die wir sahen, nur Einer das Ziel verfehlte.

Zweihundert Schritte vom Graben entfernt, schnellte die ganze Masse vom Boden auf und stürzte stumm vorwärts. Die Leitern über den Graben geworfen, mußten vorerst als Laufbrücken dienen, die Wachen retirirten in den Garten, die eine Hälfte der Conföderirten kletterte wie die Katzen die nun angelehnten Leitern hinan und schon sprangen sie in den Garten, schon entspann sich da der Kampf, als erst das Sturmläuten anfing.

Der andere Theil der Angreifer, bestimmt eine Art Reserve zu bilden, blieb geschützt hinter der Mauer, um den Erfolg des Kampfes im Garten abzuwarten, um, wo es nöthig erschien, mitzuwirken.

Die weißen Hemden der Polen hatten nicht nur bei der Ueberrumplung gute Dienste geleistet, sondern zeigten sich auch jetzt noch als getreue Helfer der Patrioten. Sie verliehen ihnen einen gespenstischen Charakter und blieben nicht ohne Einfluß bei den abergläubischen Knechten, die, obwohl sie sehr menschliche Wunden empfingen, doch von übermenschlichen Wesen sich angegriffen glaubten.

Der Schloßgarten wiederhallte von Schüssen — das Gebrüll der Kämpfer mischte sich mit dem schrillen Klange des Sturmglöckleins.

Nicht zwei Minuten währte der Kampf und schon begannen Flammen bei mehren Dachstellen des Wirthschaftsgebäudes herauszuzüngeln, die Conföderirten trugen Sorge nach einer ziemenden Beleuchtung zu der blutigen Nacht.

»Hollah — haltet Stand!« schrie den Vertheidigern einer ihrer Anführer zu.

Und die Mirograder machten Miene sich zu halten, aber

einem Polenhäuflein war es gelungen, ſie von der Seite zu faſſen, welcher unerwartete Angriff ſie derart ſtutzig machte, daß ſie ſich gegen das Thor zurückzogen, in der Meinung, es zu paſſiren und hinter ſich abzuſchließen; doch die Patrioten ſahen ſich deſſen vor, einige der Verwegenſten ſtürzten ſich in die Spieße und Piken der Knechte, warfen ſie über den Haufen und beide Parteien drangen in wilder Unordnung in den nördlichen Hof, wo der oftерwähnte Gitterzaun einen eiſernen Querwall bildete, der den Polen gefährlich werden ſollte.

Kaum in den nördlichen Hof gedrungen, wurden die Polen von einem Schützenfeuer empfangen, welches eine Art Scheibenſchießen Mann um Mann niederſtreckte.

Bisher hatten die weißen Hemden ihnen gute Dienſte geleiſtet, jetzt drohten ſie den Trägern verderblich zu werden; die hinter dem Zaun aufgeſtellten Vertheidiger unterſchieden, trotz des wirren Knäuels, wo Freund und Feind miteinander rauften, letzteren ſo deutlich, daß ſie Schuß für Schuß, Mann um Mann herausholen konnten.

Die Conföderirten erkannten gar bald die Gefährlichkeit des gewählten Kampfplatzes, begannen kämpfend gegen die Einfahrt zurückzuweichen, ſtatt jedoch durch das Thor ſich in den Garten zu ziehen, warfen ſie ſich rechts und links in die Corridors und bedienten ſich der vergitterten Fenſter, die in den Hof gingen als Schießlöcher.

Das von hier aus eröffnete Feuer war ſo heftig und wirkſam, daß die Mirogroder Vertheidiger durch die Thüre im Zaun retirirten und ſie hinter ſich ſchloſſen.

Die Polen ergoſſen ſich in die Corridors, und gelangten an die Quermauern mit den verrammelten Thüren.

Ein junger kräftiger Pole, von ſtattlichem Aeußern, der *die ganze Operation* leitete, befahl ſeinen Leuten, ſich mit dem

Abbrechen dieſer Hinderniſſe nicht abzumühen, ſondern das Feuer bis auf weiteren Befehl kräftig zu unterhalten und die Vertheidiger vollauf zu beſchäftigen; er ſelbſt verlor ſich in den Garrten.

Der Kampf währte ſomit eifrig, da jedoch beide Theile gedeckt waren, mit geringerem Verluſte fort.

Mitten durch das Schießen, Schreien, Lärmen vernahm man das Schreien, nein, das Gebrüll eines Einzelnen, welches das ganze Getöſe mit mächtigen Tonſtrahlen derart überdeckte, daß alles Andere nur wie ein Geliſpel erſchien.

»Schuftiges Heidenvolk!« donnerte es aus dem vorderen Schloßhofe heraus, »und dieſe Beſtien wollen Chriſten, dieſe Türken wollen Patrioten ſeyn? Schießt, ſtecht, haut drein, ruthenifche Hunde, wehrt Euch eures Balges, Ihr habt es ja nur mit Räubern und Mordbrennern zu thun — paff — da haſt Eine adeliger Wolf, reißende Beſtie, Schlangengezücht, Rebellen, Gotteslängner in weißen Kitteln — paff, da habt Ihr noch eine; möge das Blei Allen zugleich durch die ſchwarzen Herzen fahren und ihnen den vermaledeiten Odem ausblaſen! Hollah, Teufel und Lucifer, was iſt das? was gibt's auf den Dächern?«

Die Mirograder ſchauten nach dem Schloßdach und gewahrten zu ihrem Entſetzen, daß hie und da Ziegel herabflogen, ja, aus einer und der anderen bereits hergeſtellten Oeffnung fielen bereits einzelne Schüſſe.

Die Polen hatten während des Kampfes von außen mittelſt ihrer Leitern das Dach des ebenerdigen Gebäudes erſtiegen, erbrachen es und begannen in die Dachfläche, die in den Hof ging, Löcher zu hauen, von wo ſie die Schützen hinterm Zaungitter im Rücken und in der Flanke faſſen konnten.

Der Schloßvogt gewahrte das Manöver zuerſt, daher

sein Schreckensruf: »Hollah, Teufel und Lucifer, was ist das? was gibt's auf den Dächern?«

Nur wenige Secunden und das Feuer vom Dache vermehrte sich und nahm auch in dem nemlichen Maße an Schnelligkeit zu.

Die Mirograder erkannten die Unhaltbarkeit im Hofe, ahmten das Manöver ihrer Gegner nach und zogen sich in die Corridors der vorderen Schloßhälfte zurück.

Dies war das Signal für die zuerst eingedrungene Polenabtheilung, den nördlichen Hof wieder zu besetzen, an dem Zaungitter in aller Eile von herbeigeschleppten Fässern, Balken, Tischen, Bänken Banketts zu errichten, diese zu besteigen und nun ihre Gegner in den vorderen Corridors zu beschießen.

Von dem ersten Eindringen in den Garten bis zu diesem Augenblicke mochte der Kampf nahe an eine Stunde gedauert haben, beide Theile zählten bereits viele Todte und noch mehr Verwundete, die Reihen waren gelichtet und der Polenanführer erkannte, daß er, um keinen zu großen Verlust zu erleiden, den Kampf rascher beenden und das Aeußerste wagen müsse.

Während die Mirograder in der Fronte und in der Flanke beschäftiget wurden, legte man an dem Eisenzaune Leitern an, ein Polenhaufe übersetzte den Zaun und stürmte in die vorderen Corridors.

Nun wurde jedes Gemach zum Kampfplatze, jede Fußbreite Bodens mußte erkämpft werden.

Lärmen, Schreien, Brüllen erfüllte jetzt die inneren Räume des Schlosses, die Knechte vertheidigten sich so gut sie es vermochten, allein der Wuth der Patrioten zu widerstehen reichte weder ihre Zahl noch ihre Kraft aus.

Der Kampf, bereits dem Vortheile der Polen ſich hinneigend, entſchied ſich bald ganz für ſie.

Der Ruf: »Strecket die Waffen! wer ſich deſſen weigert, wird niedergehauen!« erſcholl auf allen Seiten und hatte gute Folgen.

Die Polen wurden Herren des Schloſſes, begannen die Gefangenen zu ſammeln und ſperrten ſie einſtweilen in den Keller; der Vogt, Herr Baſil Sobotow, befand ſich darunter.

Von dem Augenblicke an, wo er das rebelliſche Heidenvolk vom Dache herab die Linie ſeiner Mannſchaft flankiren ſah, gab er das Schloß für verloren und begann ſich für ſeine Perſon zurückzuziehen. Wohl that er es nicht ohne Flüche und Schälte, allein diesmal hörte außer ihm keine Seele was er ſprach.

Als die Aufforderung zur Waffenſtreckung erfolgte, kroch er flugs aus ſeinem proviſoriſchen Verſteck hervor, erklärte laut, den Andern mit gutem Beiſpiele vorangehen zu wollen und überlieferte ſich wehrlos der Großmuth der Polen.

Dieſe, in dankbarer Anerkennung ſeines verſöhnlichen Sinnes, ſteckten ihn in den Keller, deſſen Raum und Inhalt ſie als ihm längſt theure Dinge betrachteten, denen er die Freuden ſeines Lebens zu entlehnen pflegte.

Wohin aber war Herr Alexei Brazlaw, der Schloßherr, gerathen?

Wo befand ſich die Gräfin Kaſſakowska?

Von dem Momente an, wo die Polen durch den Garten in das Schloß drangen, waren ſechs junge Edelleute einzig damit beſchäftigt, alle ihnen zugänglichen Räume trotz der Gefahr, welcher ſie ſich dabei ausſetzten, zu durchſuchen, offenbar um die gefangene Patriotin zu befreien.

Einer der minder verwundeten Knechte zeigte ihnen das Gefängniß der Gräfin, deſſen offene Thüre jedoch verrieth, daß die Dame bei Zeiten mit Gewalt von hier entfernt, vermuthlich in den vorderen Schloßtheil gebracht worden war.

Als auch dieſer in die Gewalt der Polen fiel, ſetzten die muthigen Patrioten, von denen bereits zwei verwundet waren, ihre Forſchungen fort, durchſtürmten die Gemächer, ohne indeſſen eine Spur von der Gräfin noch von dem ebenſo emſig geſuchten Schloßherrn zu finden.

Im Schloſſe mußten ſich die Geſuchten befinden, denn ein Beobachtungspicket außerhalb des Hauptthores vertheidigte den Ausgang und ließ Niemanden paſſiren.

Die Edelleute waren daher der Ueberzeugung, daß der Staroſt ſich und die Gefangene in irgend einem geheimen Gemache verborgen haben müſſe, demzufolge ſie die Fußböden und Wände der Zimmer zu unterſuchen anfingen.

Wir haben bereits erwähnt, daß aus den Gemächern des Staroſten eine Tapetenthür in die Frauengemächer führte.

Indem nun die Polen mit ihren Säbeln an die Wände ſchlugen, entdeckten ſie den geheimen Ausgang; kaum entdeckt, war auch ſchon die Thüre eingerannt, doch Niemand drang ein, alle blieben beſtürzt am Eingange ſtehen, denn wie die Thüre in Trümmer ging, hörten ſie eine drohende Stimme ſchreien: „Keinen Schritt weiter, oder Ihr tödtet die Gräfin Kaſſakowska.“

Es war die des Staroſten.

Der Anblick, welcher ſich den Polen darbot, zeugte von der gefährlichen Situation, in welcher die Gräfin ſich befand, und von dem verzweifelten Entſchluſſe, den der Schloßherr *gefaßt hatte.*

Der Theil des Gemaches nahe dem Eingange war durch übereinandergeworfene Möbel für den Moment unzugänglich gemacht.

Hinter dieſer in Eile gebauten Barricade lag die Gräfin auf einem Divan, gekettet und geknebelt, ſo daß ſie ſich nicht bewegen und keinen Laut ſprechen konnte.

Ihr zur Seite mit einem gegen ihre Bruſt gezückten Dolche kauerte Herr von Brazlaw, jeden Moment bereit, die ſchreckliche Drohung auszuführen.

Der vorderſte der Polen, der Scene kaum anſichtig, rief dem Schloßherrn zu: »Wie, Ihr ſeyd feige genug, eine wehrloſe Frau zu bedrohen?«

»Sichert mir Leben und Freiheit zu,« lautete die Antwort des Verzweifelten, »und Ihr rettet damit das Leben der Dame!«

Die Polen blickten ſich fragend an, dann rief Einer von ihnen: »Die Frau Gräfin mag entſcheiden!«

Der Staroſt, ohne den Blick von den Feinden zu wenden, ohne die dolchbewehrte Rechte von ihrem Ziele zu verrücken, beſeitigte mit der Linken den Knebel und die erſten Worte, die über die Lippen der Patriotin glitten, waren: »Keine Schonung, keine Rückſicht!«

Auf dieſe Aufforderung, die den Conföderirten wie ein Befehl galt, warfen ſie ſich gegen die Barricade, der Staroſt ſenkte die Hand, die Gräfin rief ihm zu: »Morde mich, Elender, ſie werden mich rächen!«

Und ſchon war der Dolch dem Buſen nahe, ſchon drang die Spitze bis zum Mieder, als ſie, vielleicht von angſtzitternder Hand geführt, am Fiſchbein abglitt; in demſelben Momente ziſchte ein gegen das Haupt des Schloßherrn geſchleuderter Säbel mit der Schneide haarſcharf an ſeinen Augen

vorüber, er bog sich zurück, taumelte und bevor er sich aufraffte und zum zweiten Male zum Stoß ausholte, wurde er rückwärts von einem jungen Mann, der sich flink und gewandt über die Barricade geschwungen, zu Boden gerissen und der Mordstahl der krampfhaft geschlossenen Hand entwunden.

Die Gräfin Kassakowska war gerettet, der Schloßherr von Mirogrod befand sich in der Gewalt der Conföderirten.

VIII.

Wie die Conföderirten über den Schloßvogt und Schloßherrn Gericht halten.

Die Gräfin, von ihren Befreiern im Triumphe aus dem Gemache getragen, behauptete auch bei diesem seltenen Wechsel des Geschickes, bei diesem gähen Uebergange vom fast sicheren Tode zum Leben und zur Freiheit jene heroische Fassung, jene antike Ruhe, die wir bisher an ihr noch nie vermißten.

Sie lächelte sanft wie ein Engel; das und eine leise Röthe auf den Wangen waren die einzigen äußeren Kennzeichen, sonst verrieth nichts die Freude ihrer Seele.

Beim Anblicke der jubelnden Krieger, die sie umtanzten und dabei die weißen Mützen schwenkten, hätte man meinen sollen, sie sey es gewesen, die ihnen die Freiheit gegeben, so groß war das Entzücken Aller, die herrliche Patriotin aus der Lebensgefahr gerettet zu haben.

Und selbst der junge Pulaski, der Anführer dieser Expedition, senkte bei ihrem Anblicke ehrerbietig das Knie und rief *entzückt*: »Gott erhalte Sie weiters zum Heile des Vaterlandes!«

Und ihm nach riefen die Anderen: »Gott erhalte ſie!«

Jetzt drückte die Gräfin die Hand an ihr Herz und die Frau, welche Schmerz und Freude zu bekämpfen vermochte, war nicht im Stande, der Rührung, ſo ihr die Dankbarkeit einflößte, zu gebieten.

»Gott ſchütze auch Euch Alle!« rief ſie faſt unter Thränen; »es ſey wie bisher dem Vaterlande geweiht, was Ihr mir gerettet!«

»Hoch die Gräfin Kaſſakowska!« erſcholl es weiter.

»Jetzt genug, meine Lieben,« ſagte die Polin, die ihr erneuert gebotenen Huldigungen ſanft abwehrend, »genug der Freude in ſo bedenklicher Lage. Wir müſſen aufbrechen, bevor der Moskowiter hierher zurückkehrt; die Zeit, die Hände in den Schooß zu legen, iſt noch lange nicht gekommen.«

Und was ſie nur andeutete, geſchah.

Vor dem Aufbruche wurde über die Gefangenen verfügt.

Die Familienväter wurden, nachdem man ihnen Haare und Bärte abgeſchnitten, nach Hauſe geſendet; die jungen Burſchen mußten mitziehen, um gegen die Ruſſen zu kämpfen.

Der Schloßvogt Sobotow, da er weder Familienvater war, noch als kriegsfähiger Burſche gelten konnte, mußte als Gefangener mitwandern, weil man ſeiner Ausſagen bezüglich des Staroſten bedurfte, den man in Feſſeln legte und ſorgfältig bewachte, damit er ſich ſelbſt kein Leid zufüge.

Die verwundeten Feinde wurden bei den Bewohnern im Dorfe untergebracht, denen man auch die Beſtattung der Todten übertrug, wofür ſie eine Summe Geldes erhielten; die verwundeten Conföderirten dagegen wurden auf improviſirten Sänften bis zu jener Stelle im Gebirge getragen, wo

die Schlitten harrten, auf welchen die Patrioten zur Rettung der Gräfin herbeigeeilt waren.

Und wie gekommen, so verschwanden sie aus der Gegend; das am andern Morgen anlangende Reiterpicket fand statt Schloß Mirogrod einen rauchenden Trümmerhaufen und erfuhr von den Landleuten im Dorfe die Geschichte vom nächtlichen Ueberfalle.

— — — — — — — — — — —

Zwölf Stunden später finden wir die fliegende Karavane außerhalb eines polnischen Dorfes, wo man in der Eile Lagerfeuer anzündete und abkochte, zu welcher Mahlzeit die gutgesinnten Dorfbewohner, was sie an vorräthigen Lebensmitteln besaßen, herbeischleppten.

Diese Rast wurde benützt, über den Starost von Mirogrod Gericht zu halten und Pulaski ernannte die Glieder eines Standgerichtes. Die Polen verfuhren in derselben Weise wie die Gegenpartei, sie betrachteten alle Gefangene als ihrem Richterspruch unterworfen und säumten nicht gesprochene Urtheile zu vollziehen.

Die Gräfin trat als Klägerin auf und Alles, was sie persönlich betraf, außer Acht lassend, bezog sich ihre Anklage blos auf jenen fünffachen Mord, dessen ungesehene Zeugin sie in Mirogrod gewesen.

Das Antlitz des Staroſten bedeckte sich mit Todtenblässe; bisher hoffte er von der Großmuth der Polen, was er den Conföderirten nie angedeihen ließ, nämlich — Schonung; als er jedoch hörte, wessen man ihn beschuldigte, fiel die Hoffnungsstütze, und das bischen Muth, welches ihn noch beseelte, ging unter.

In der Angst seiner Seele versuchte er zu läugnen, zu *bemänteln, er gab vor*, nicht er, sondern ein russischer Offi-

zier ſey die Hauptperſon des Standgerichtes geweſen, allein die Gräfin erinnerte ihn an ſein Geſpräch mit ihrem unglücklichen Diener Michael, aus dem klar hervorging, daß einzig und allein in ſeiner Hand das Schickſal der Unglücklichen lag.

Der als Zeuge herbeigerufene Schloßvogt erzählte die Vorfälle des Abends übereinſtimmend mit den Angaben der Gräfin. Einige der bei den Polen neu eingereihten Mirogroder Burſchen befanden ſich damals unter den Bewaffneten, welche bei der Gefangennahme jener fünf Unglücklichen mit thätig waren, und beſchworen, daß vorher gar kein Kampf ſtattfand, ſondern daß die Patrioten vereinzelt aufgegriffen, nach Mirogrod geführt und dort dem Tode überliefert wurden.

Gegenüber dieſen ſchweren Anklagen ward Herrn Alexei von Brazlaw, Staroſt von Mirogrod, die Vertheidigung unmöglich, er wurde daher einſtimmig zum Tode verurtheilt und der Geiſtliche des Dorfes ſchleunigſt herbeigeholt, um ihm in der letzten Stunde ſeines Lebens jene Tröſtungen zu gewähren, die ihm das Scheiden aus dieſem Leben erleichtern ſollten.

Als über den Gebieter der Stab gebrochen war, begann der Vogt zu erbleichen, oder vielmehr zu erblauen, denn da die Fülle des Blutes aus ſeinem Antlitze entwich, ſo hinterblieb ein mattes Violett, welches bei ihm die Stelle der Leichenbläſſe vertrat.

„Million Donnerwetter,“ brummte er in ſich hinein, „gottverfluchte Beſcherung! jetzt ſind wir am Ende! Das haben wir von den ſtinkenden Ruſſen, die wir gefättert haben und vor denen wir gekrochen ſind. Jetzt, weil wir in der Schmiere ſitzen, kömmt uns kein ſo haariger Balg zu Hilfe.

der Teufel ſoll ſie aus unſerem Lande hinausblaſen, wie man Staub vom Kleide bläſt, Lucifer ſoll ſie einräuchern mit lauter Höllenweihrauch, mit Peſtilenz und Krötenblut! Ich wollte, daß ſie alleſammt dort wären, wo der Pfeffer und die ſchwarzen Blattern wachſen. Und Du, heiliger Baſilius, jetzt ſteh mir bei, jetzt mach dein Meiſterſtück und hilf mir aus der Todesnoth, ich ſpür' ſchon den Strick um den Hals; Million Element, mir vergeht ſchon der Odem. O, wenn ich diesmal nicht ſterbe oder noch einmal auf die Welt komme, will ich Alles thun, Alles werden, nur Eins nicht. Ich will die Faſttage halten, ich will keinen Wein trinken, ich will barfuß laufen wie ein Zigeuner, ich will mein Leben lang mit alten Weibern verkehren, ich will allen Hexen die weißen Haare ausſuchen und abzählen, ich will roboten wie ein Bauer und ſtumm ſeyn wie ein Verſchnittener, ich will vor jedem Lumpen die Mütze und vor jedem polniſchen Schwein den Säbel ziehen, ich will ein Leibeigener werden, ein Maulthier, ein Kettenhund, ein wilder Wolf, kurz ich will Alles thun, Alles werden; verdammt und verſäuert will ich ſeyn, nur kein Ruſſenfreund mehr, dieſe miſerable, ſchwefelige, ſumpfige Freundſchaft koſtet mich den Hals, und der Hals iſt ein Gut, das einem alle Czaren von Roth-Weiß-Grün-Blau- und Gelbrußland nicht wiedergeben können! O Sara, was für ein dummes, gottverlaſſenes Rind bin ich geweſen!«

Die Angſt des Vogtes war indeſſen eine vergebliche; nachdem der Staroſt dem Prieſter übergeben war, dachte keiner der Conföderirten daran, Herrn Sobotow ans theure Leben zu gehen; man berieth ſich blos, da man ſich keine unnütze Laſt aufbürden wollte — und der polniſche Boden wußte recht wohl wie ſchwer dieſe Laſt war! — in welcher *Weiſe man ſich des* Vogtes entledigen ſolle.

Man konnte dem lebendigen Weinſchlauch wenig ſonſt zur Laſt legen, als daß er gegen die Patrioten und zwar eifrig und wacker gefochten, und da er nicht wie die anderen Leibeigenen als einſichtsloſe Maſchine, ſondern ſchon als denkendes Werkzeug betrachtet werden konnte, ſo ſprachen ein paar der jüngeren Edelleute ihre Anſicht laut und dahin aus, daß man dem Schelm simpliciter die Ohren abſchneiden und ihn zum Teufel jagen ſolle.

Herr Baſil, der eben durch Vermittlung der bedrohten Ohren vernahm, was einige der Herren im Sinne führten, fühlte ſich zwar im Ganzen ein wenig angenehmer und leichter, vielleicht weil er gerade an jenem Leibestheile bedroht wurde, der bei ihm nicht zu den ſchwächſten gehörte, vielleicht auch, weil er am Ohre weniger empfindlich wie am Halſe war, vielleicht gar, weil man ohne Ohr recht wohl leben und trinken kann, was mit einem eng zugeſchnürten Halſe, ſelbſt nach der Anſicht des Doctors Jodlitzki, der kein großer Patholog war, nicht leicht ausführbar ſeyn ſoll, wie geſagt, er fühlte ſich ein wenig angenehmer, doch befand er ſich noch keineswegs in ſeinem normalen Zuſtande, da die Operation des Ohrabſchneidens, je simpliciterer ſie vorgenommen wurde, deſto ſchmerzhafter ihm dünkte und das Bewußtſeyn, ſein ganzes Leben lang wie ein Spitz ohne Ohren herumzurennen, eben auch kein angenehmes iſt; demgemäß fing er neuerlich — verſteht ſich nur in der Gegend ſeines Magens — über die Ruſſen zu fluchen an, denen er all ſein jetziges Unglück zumaß.

Doch auch die Gefahr der angedrohten Operation verzog ſich, die Gräfin Kaſſakowska erſuchte ihre Freunde, den Vogt mit Reiſegeld verſehen aus dem Lager zu entlaſſen, für den Fall jedoch, daß man ihn noch einmal gegen die Patrio-

kämpfend treffen würde, ſolle er ohne weiters gehängt werden.

Dieſem Wunſche wurde entſprochen und einige Weißmützen erhielten den Befehl, Herrn Sobotow in geeigneter Weiſe fortzuſpediren.

Dieſe »geeignete Weiſe« war nun folgende:

Man legte auf einen Schlitten ein großes Branntweinfaß, worauf der Vogt, mit einer Strohguirlande bekränzt, reiten mußte; in die Rechte gab man ihm einen umgeſtürzten Krug, in die Linke einen Roßſchweif. In dieſem griechiſch-byzantiniſchen Aufzuge wurde er von jubelnden Bauern im Dorfe herumgeführt, ohne daß ihm ein Leid geſchah; daß er dabei diaboliſch fluchte, braucht kaum erwähnt zu werden, doch änderte dies ſeine Lage weder zum Guten noch zum Schlimmen, denn die muthwilligen Polen waren taub dafür.

Mittlerweile verging die feſtgeſetzte Stunde und für den Staroſten nahte der entſetzliche Augenblick.

Ein einzelner Baum an der Grenze der Lagerſtätte war beſtimmt, mitten im Winter die Frucht zu tragen.

Der Verurtheilte hatte den ganzen Muth verloren und nahm zu Bitten und Flehen ſeine Zuflucht.

Er zitterte, verlor das Bewußtſeyn, raffte ſich wieder auf, um neuerdings zuſammenzubrechen.

Die Qualen in der letzten Viertelſtunde waren ſchrecklich; ohne Muth, ohne Kraft, ohne moraliſchen Halt war er ein Spiel der fürchterlichſten Vorſtellungen.

Die Gräfin, Pulaski und noch einige Patrioten entfernten ſich, um nicht Zeugen der Hinrichtung zu ſeyn; als der Staroſt die zwei Schlitten davonfliegen ſah, erloſch auch das allerletzte Hoffnungsfünkchen in ſeiner Bruſt und von dieſem *Augenblicke erlangte* er das Bewußtſeyn nicht wieder.

Man mußte ihn zu dem bestimmten Baume hintragen, denn er war mehr todt als lebend; die Bewegungen einzelner Körpertheile schienen nur noch Reflexbewegungen zu seyn, wie sie sich bei Mensch und Thier vielfältig offenbaren, wenn das Leben schon entflohen ist.

Ein Zigeuner verrichtete das Henkeramt und der Edelmann endete wie ein Missethäter; die Russen hatten im Lande ein Werkzeug, und die Patrioten einen Feind weniger.

Gegenüber den Blutbädern, welche die Russen im Lande anrichteten, waren die einzelnen Vergeltungsacte der Polen kaum erwähnungswerth.

IX.

Eine Unterhaltung im Schlitten.

Die beiden Schlitten, welche den übrigen vorausgeeilt waren, mäßigten ihre Eile, als sie vom Lager weit genug entfernt waren. Sie fuhren langsamer, um den Nachkommenden die Möglichkeit zu lassen, sie bald einzuholen.

Die Gräfin Kassakowska und Pulaski da sie sich allein in dem einen Fahrzeuge befanden, konnten ungehört mit einander sprechen und sich den vertraulichsten Mittheilungen überlassen.

Der junge Edelmann hatte Muße, der Gräfin mitzutheilen, wie der Anschlag auf den russischen Courier vollkommen gelungen sey und daß sich der Fähnrich als Kriegsgefangener in Gewahrsam der Patrioten befinde.

»Einige Zeilen jenes Jodlitzki, der den Anschlag leitete,« erzählte Pulaski, »setzten uns von der Gefahr, in der Sie

ſchwebten, in Kenntniß; faſt gleichzeitig damit langte auch der Jude Kohen an, der uns Ihr Packet übergab und ebenfalls Befürchtungen Ihretwegen ausſprach. Ihm verdankten wir auch topographiſche Details über das Innere des Schloſſes Mirograd, die uns bei der Operation gute Dienſte leiſteten. Wir beſchloſſen eiligſt eine Diverſion, um die Ruſſen zu beſchäftigen und gleichzeitig einen Ueberfall auf Mirograd; die Schlitten der ganzen Gegend wurden geſammelt, um unſere Leute dem Feinde entgegenfliegen zu laſſen, und mit Gottes und vieler Patrioten Hilfe iſt das Werk gelungen.

»Was unſere Lage betrifft,« fuhr der junge Edelmann fort, »ſo iſt ſie in dieſem Augenblicke die hoffnungsvollſte. Die Conföderationen erſtarken von Tag zu Tag, der Umſtand, daß die Ruſſen friedliche Bürger und patriotiſche Prieſter hinmorden, treibt Viele in unſer Lager, die, wie ſie ſagen, da man ſie einmal dem Tode geweiht, wenigſtens mit der Waffe in der Hand ſterben wollen. Es ſind Verſammlungen im Zuge, welche zum Zwecke haben, die Macht der Conföderationen zu befeſtigen und zu centraliſiren. Auch die Politik im Großen beginnt aus ihrer Trägheit zu erwachen und, wenn auch langſam, die Augen aufzuſchlagen. Die Türkei erklärt an Rußland den Krieg, Frankreich und Sachſen bieten uns Hilfe an und Oeſterreich zeigt ſich uns freundlich geſinnt. Und nun, Frau Gräfin, da Sie die Situation kennen, da Sie es vernommen, was Ihnen zu wiſſen nöthig, erlauben Sie mir, mich eines geheimen Auftrages zu entledigen, deſſen Wichtigkeit Ihnen bald einleuchten wird. Iſt Ihnen der Name Dzierzanowski bekannt?«

Die Dame ſann nach.

»Wenn ich nicht irre,« antwortete ſie, »ſo iſt dies der*ſelbe Mann, der* vor Kurzem noch am Hofe zu Warſchau ein

Vertrauter Stanislaus Auguſts war; als ein Todfeind des ruſſiſchen Geſandten entwarf er den Plan, den Fürſten Repnin in aller Stille aufzuheben und theilte ſeine Abſicht dem Könige mit; Stanislaus Auguſt verrieth ſeinen Vertrauten dem Moskowiter und Dzierzanowski mußte die Flucht ergreifen. Weiter iſt mir von dem Manne nichts bekannt.«

»Erfahren Sie dann von mir, was weiter geſchah. Dzierzanowski übertrug ſeinen tödtlichen Haß von den Ruſſen auf ſeinen Angeber, nemlich auf den König, kam in unſer Lager und machte hier mit dem Oberſten Stravinski Bekanntſchaft, der, wie Sie wiſſen, ehedem als Wachtmeiſter bei der Kronleibwache im Dienſte ſtand, folglich am Hofe ebenfalls bekannt iſt. Beide Herren, unternehmend und verwegen, zogen weiter den Huſarenhauptmann Kuzma, eigentlich Koſinski genannt, ins Vertrauen und beriethen einen Plan, deſſen Abenteuerlichkeit ſelbſt meinen Vater, als er ihn mitgetheilt erhielt, ſtutzen machte, dem er jedoch nach einiger Erwägung unter beſtimmten Bedingungen beipflichtete.

»Zu dieſen Bedingungen gehört unter anderen auch die, daß Sie, Frau Gräfin, bei der Ausführung des beabſichtigten abenteuerlichen Unternehmens ſich mit betheiligen und den Patrioten Ihre Unterſtützung zuwenden, in welchem Falle Sie, Frau Gräfin, ſchon morgen nach Warſchau abreiſen müßten.«

Der Leſer wird ſich erinnern, daß die Gräfin ſeit der Thronbeſteigung Stanislaus Auguſts Warſchau nicht wieder betreten hatte; weiter wird es Jedem wohl einleuchten, daß die polniſche Reichshauptſtadt als der Sitz des ruſſiſchen Geſandten, von Moskowitern und deren Anhängern angefüllt, für eine Patriotin wie die Gräfin ein nicht minder gefährlicher Aufenthalt wie Schloß Mirogrod ſeyn mußte; trotzdem verrieth kein Zug auf dem Antlitze der Dame bei dem Antrage

Pulaski's nur irgend ein Bedenken, viel weniger einen Widerwillen; in dem Momente, wo ſie aus einer Freiheits- oder Lebensgefahr befreit wurde, vernahm ſie, daß ſie ſich in eine zweite noch größere begeben müſſe und ſie war dabei ſo gleichgiltig, als ob ſie aus einem Salon in den andern ſich begäbe. Das Wort »Vaterland« reichte bei ihr hin, ſie an nichts Anderes denken, ſie alles Andere vergeſſen zu laſſen.

Sprecht zu ihr: »Mit deinem Leben erkaufſt Du das Wohl des Vaterlandes!« und Sophia Kaſſakowska wird den Dolch an ihre Lippen und dann in ihr Herz drücken!

Auf Pulaski's Antrag, morgen ſchon nach Warſchau abzureiſen, antwortete die Gräfin:

»Warum erſt morgen? Ich denke, wir machen in dem nächſten Städtchen Halt, ich breche noch heute Abend auf und ſuche auf Umwegen die Tarnopoler Straße zu erreichen.«

»Ich dächte, Frau Gräfin, die Ermüdung und Aufregung der letzten vierundzwanzig Stunden würden es Ihnen wünſchenswerth erſcheinen laſſen, dieſe Nacht auszuruhen.«

»Kann ich das auf dem Schlitten nicht? Ein verläßlicher Kutſcher, das Gefährte voll Stroh und ich bin zufrieden. Vergeſſen Sie nicht, bevor wir uns trennen, mich mit guten Piſtolen zu verſehen, Geld beſitze ich genug. meiner Reiſe nach Warſchau ſteht ſomit nichts mehr im Wege.«

»Sie bieten alſo den Patrioten Ihre Unterſtützung an?«

»Zweifelten Sie einen Augenblick daran?«

»Ohne das gefährliche Unternehmen zu kennen?«

»Kuzma und Stravinski werden mich in Warſchau ſchon darüber belehren; übrigens weiſe ich kein Unternehmen zum Beſten Polens zurück, ſobald es ſich der Sanction Ihres würdigen Vaters erfreut; ſein Charakter billiget nichts, was mit

der Ehre und Würde eines echten Patrioten unverträglich wäre.«

Der junge Pulaski sah die Dame mit bewunderndem Blicke an.

»So viel Vertrauen, so viel Aufopferung und Muth,« sagte er, »wahrhaftig, Frau Gräfin, je länger man Sie kennt, desto mehr muß man Sie hochschätzen. Doch hören Sie weiter. Obwohl die Conföderation Ihrer unbedingten Einwilligung gewiß war, trug man mir doch auf, Sie schon jetzt mit dem Unternehmen bekannt zu machen, damit Sie auf der Reise nach Warschau Zeit gewinnen, reiflich darüber nachzudenken. Sie erlauben daher, mich meines Auftrages vollends zu entledigen.«

»Sprechen Sie, ich höre.«

»Das Unternehmen besteht in nichts Geringerem, als in einer Entführung des Königs Stanislaus August aus Warschau. Er soll in aller Stille aus der Mitte der Höflinge ausgehoben und uns in die Hände gespielt werden. Die Vortheile für die Conföderation, wenn das Unternehmen gelingt, brauche ich nicht erst auseinander zu setzen.«

Die Augen der Dame funkelten.

»In Wirklichkeit,« rief sie freudig erregt, »das Unternehmen ist abenteuerlich genug, doch gilt es für Polen, so unternehm' ich noch Kühneres. Der König in unserer Mitte, der König frei von dem moskowitischen Einflusse, welch eine glückliche Wendung in der Lage unseres Landes!«

»Dieser Ansicht ist auch mein Vater,« sagte Pulaski, »daher stimmte er Stravinski bei, als er ihm die Idee mittheilte, doch that er es nicht ohne Bedingungen, wie ich bereits erwähnte. Die eine davon betraf Ihre Mitwirkung, die

andere hingegen die Zusicherung, daß das Leben des Königs geschont bleibe.«

»Daran erkenne ich den würdigen Pulaski,« erwiederte die Gräfin, »ich hasse Stanislaus August, weil er die Ehre des Landes mit Füßen treten läßt, weil er Polens Selbstständigkeit zu Grunde richtet, weil er eine Krone sich erliebte, die ein würdigeres und stärkeres Haupt hätte zieren sollen, wie gesagt, ich hasse ihn, wie sonst keinen Menschen auf dieser Erde; trotzdem aber würde ich meine Hand nie zu einem Unternehmen bieten, wo auch nur ein Haar am Haupte des Königs gefährdet wäre. Man soll von der Gräfin Kassakowska nicht sagen, daß sie bei einer That betheiligt gewesen, zu der die Annalen unseres Landes bisher noch kein Beispiel aufzuweisen haben.«

»Auch Stravinski,« lautete die Versicherung Pulaski's, »denkt wie Sie, gnädige Frau. Er betheuerte meinem Vater, wie er nicht daran denke, dem Könige Böses zuzufügen; wäre es in seiner Absicht gelegen, Stanislaus August zu tödten, so habe es ihm dazu nie an Gelegenheiten gefehlt; ihm sey einzig darum zu thun, dem Vaterlande einen Dienst zu erweisen u. s. w.«

Nach den wechselseitigen Erklärungen bezüglich des Unternehmens hatte der junge Mann seinem Auftrage nur noch Einzelnheiten hinzuzufügen, worunter auch die genaue Angabe jenes Hauses zu zählen, wo der Oberst Stravinski in Warschau zu finden seyn würde.

Von dem Momente an, wo die Gräfin ein neues Unternehmen, folglich ein neues Ziel vor sich wußte, bemächtigte sich ihrer eine Ungeduld, die sich erst legte, als man im nächsten Städtchen anlangte, wo Pulaski Sorge trug, Waffen und Fahrzeug herbeizuschaffen, während die Dame über ihre

neu zu wählende Maske nachſann, denn eine ſo weite Reiſe durch Polen anzutreten, ohne in jedem Orte zehnmal erkannt zu werden, gehörte für die Gräfin Kaſſakowska zu den Unmöglichkeiten und ſetzte ſie, ſeitdem ein ſo hoher Preis für ihren Kopf ausgeſchrieben war, großen Gefahren aus, ſie mußte daher wieder zu einer Verkleidung ihre Zuflucht nehmen.

Beiläufig eine Stunde nach Anbruch der Dunkelheit glitt ein Schlitten durch die Straßen des kleinen Städtchens und flog in faſt geſpenſtiſcher Eile durch die Nacht.

Der Pferdelenker, ein bewährter und erprobter Patriot, kannte den ihm anvertrauten Schatz und hatte geſchworen, ihn zu beſchützen wie ſein Leben.

Oberflächlich beſehen, glaubte man das Gefährte blos mit einigem Stroh gefüllt, in demſelben jedoch ſchlummerte eingemummelt eine Frauengeſtalt — die Gräfin Kaſſakowska.

Kaum aus Schrecken und Gefahren befreit, flog ſie neuen noch größeren Gefahren entgegen; was kümmerten ſie die Bajonete der Ruſſen, was der Fürſt Repnin mit ſeinen Tauſenden von Spähern, was endlich die zahlloſen beſtochenen, verrätheriſchen Landeskinder, die, feig und entartet, ſich zu moskowitiſchen Schleppträgern erniedrigt hatten, was kümmerten ſie Froſt und Stürme, ſobald es galt ihrem Lande zu dienen.

Zu Hauſe das ſichere, wohlbewachte Schloß — hier Wald und Feld, unſicher gemacht von Thieren und Menſchen; zu Hauſe der warme, hellerleuchtete Salon — hier die kalte, finſtere Nacht im Freien; dort der ſchwere rauſchende Atlas, den Leib umſpannend — hier der grobe Kittel einer Bäuerin; dort das weiche ſchwellende Lager im duftigen Boudoir und hier das ſtechende, bei jeder Bewegung kniſternde Stroh im

engen dahin fliegenden Schlitten und doch verzichtete die Gräfin freiwillig auf das Dort und fühlte sich glücklich mit dem Hier.

»Bedürft ihr noch mächtigerer Beweise für die Macht der Vaterlandsliebe?«

Doch verweilen wir nicht länger, verlassen wir die Patriotin auf kurze Zeit, oder eilen wir ihr vielmehr auf dem Zauberteppich »Phantasie« voraus, betreten wir den neuen Schauplatz unserer Geschichte und erzählen wir, was in und um Warschau sich begab, vor der Ankunft der Gräfin Kassakowska.

Wir hoffen die bereitwilligen Leser werden uns ohne Murren folgen, Sie sollen den Wechsel des Schauplatzes nicht zu bereuen haben.

X.

Der Leser findet den Doctor Jodlitzki und Thamar auf offener Straße wieder und zieht mit ihnen in Warschau ein.

Ueberfliegen wir im Geiste die Hauptpersonen unseres Gemäldes, wo verließen wir sie?

Frank und sein Anhang in Kaminietz ahnen noch immer das heranziehende Gewitter nicht, welches Rabbi Hajun, die Schlange genannt, über sie heraufbeschwor; Simon Luzzato folgt bereits der Spur des entwichenen Hajun; Gideon Kohen weilt im Lager der Conföderirten, und erwartet eine Nachricht von Thamars Flucht; diese befindet sich mit Jodlitzki auf dem Wege nach Warschau, wo die junge Frau eine Muhme zu *finden hofft*. Die Gräfin Kassakowska endlich eilt ebenfalls

nach Warſchau, um dort den abenteuerlichen Handſtreich, die Entführung des Königs, zu leiten.

Wenden wir uns zuerſt der jungen Frau zu und ihrem Begleiter, dem wieneriſchen Barbier, der bei Kunnersdorf und Liegnitz viel Blut gelaſſen, indem er Andere operirt hatte.

Nach der glücklichen Expedition gegen den ruſſiſchen Courier, nach einem freundlichen Abſchiede von dem polniſchen Barbier Pawlow, der dabei ſeinen gewaltigen Schnurbart herumwirbelte und ſein patriotiſches Mißtrauen einem »vivat Polonia« Platz machen ließ, ferner nach einer mehrtägigen, gefährlichen Reiſe, wo Jodlitzki bald in die rechte Taſche nach den ruſſiſchen Documenten, bald in die linke nach dem Ring der Gräfin, dem polniſchen Wetterableiter, greifen mußte, endlich nach manchen Mühſeligkeiten und Beſchwerniſſen finden wir unſere Reiſenden wacker gegen Warſchau zuſteuernd.

Thamar ſitzt im Wägelchen, Jodlitzki verſieht das Amt eines Phaëtons, das war nemlich jener miſerable Kutſcher, der, obwohl von Helios und Klymene abſtammend, folglich von ſehr diſtinguirter Herkunft, doch den Sonnenwagen ſo ungeſchickt lenkte, daß die Sonnenroſſe ſcheu wurden und ſo großes Unheil anrichteten, daß ſelbiger Phaëton dadurch ſehr berühmt wurde, ein Beweis, daß man nicht nur durch Stärke, Weisheit und Geſchicklichkeit, ſondern auch durch Schwäche, Dummheit und Unbeholfenheit unſterblich werden kann.

Aber zur Ehre Jodlitzki's ſey es geſprochen, er verſtand es vom erſten Momente an ſeine Rößlein zu beherrſchen, ſein Wagen gerieth nicht aus dem Geleiſe, warf nicht um, und ſetzte folglich auch die Erde nicht in Brand; darum brauchte auch die bedrängte Erde den Jupiter nicht um Hilfe anzuflehen und Jodlitzki ward auch nicht wie Phaëton durch einen

Blitzstrahl in den Po (Eridanus) geschleudert, sondern fuhr ruhig seines Weges und erwarb sich auf dieser Reise als Phaëtonist eine solche rühmenswerthe Praxis, wie er sie als Arzt selbst im siebenjährigen Kriege nicht erworben.

Wenn die Straße eben und gerade sich hinzog und Jodlitzki einer besonderen Aufmerksamkeit überhob, pflegte er seiner Gefährtin sich zuzuwenden und mit ihr ein freundlich Gespräch anzuknüpfen, denn der Barbier hatte die stille Dulderin lieb gewonnen, ohne jedoch dabei was Arges zu denken oder zu wünschen; Jodlitzki war in Herzenssachen nicht unerfahren, er wußte recht wohl, wenn eine Frau einen Anderen als ihren Mann liebt, daß ein Dritter niemals hoffen darf, mit seinen Liebesanträgen Gehör zu finden.

In eine derartige Unterhaltung vertieft, wobei Kunnersdorf und Liegnitz nicht unerwähnt blieben, hörten unsere Reisenden plötzlich Pferdegetrab hinter sich.

Jodlitzki neigte sich aus dem Wagen, sah zurück und sagte:

»Es sind vier Bauern zu Pferde, wahrscheinlich maowische Ochsenhändler, sie werden uns bald eingeholt haben!«

Und da er über die politische Farbe der vier Reiter noch in Ungewißheit war, setzte er seine beiden Taschen in Bereitschaft, um je nach Nothwendigkeit den Talisman der einen oder der andern in Anspruch zu nehmen.

Nach einer kurzen Weile hatten die vier Männer den Wagen eingeholt.

Es waren martialische Gestalten, mit landesüblichen Bärten, deren Anblick unserem Barbier große Ehrfurcht einflößte.

»*Wohin geht die* Reise?« fragte der Vordere barsch

doch mit einem freundlichen Grinſen, wobei zwei Reihen perlweißer Zähne hinter dem Schnurbart hervorſchimmerten.

»Nach Warſchau,« antwortete Jodlitzki demüthig.

»Habt vermuthlich Geſchäfte dort?«

»So iſt es! Ich führe meinen Sohn, einen kranken blöden Jungen dahin, um ihn dort heilen zu laſſen.«

»Ein armer kranker Junge, den muß ich mir mal beſehen.«

Und er ritt hart an den Wagen, neigte ſich im Sattel und bemühte ſich das Dunkel des Wagens zu durchſchauen.

»Wer ſeyd Ihr eigentlich?« fragte er hierauf ſeine erfolgloſe Neugierde aufgebend.

»Ich,« erwiederte der Doctor ein wenig zurückhaltend, »ich bin eigentlich ein Ehrenmann.«

»Zum Guckuck, haltet Ihr uns für Spitzbuben?«

»Gott behüte, ich ſprach nur von mir. Jeder kann nur für ſich einſtehen.«

»Was für ein Gewerbe treibt Ihr?«

»Ich treibe gar kein Gewerbe, ſondern eine Kunſt; ich bin Doctor.«

»Zum Guckuck, wenn Ihr Doctor ſeyd, warum heilt Ihr euren Sohn nicht ſelbſt, warum reiſt Ihr nach Warſchau?«

Dieſe Querfrage überraſchte Jodlitzki ein wenig, doch faßte er ſich gleich und erwiederte: »Das kommt daher, mein Lieber, weil vier Augen mehr ſehen als zwei und zwei Aerzte weniger irren können als einer.«

»Woher ſeyd Ihr?«

»Aha,« dachte der Wiener Barbier, »jetzt wird's kommen!«

Und laut erwiederte er: »Ich bin da oben her, hinter Tarnopol.«

»Wie kommt es, daß Ihr wie ein Deutscher ausseht und doch so gut polnisch redet?«

»Ich habe mich im Lande nationalisirt.«

»Blos niedergelassen, oder wirklich nationalisirt?«

»Da hat man's,« dachte Jodlitzki, »wer jetzt wüßte, was zu antworten am räthlichsten?«

»Ihr unterscheidet sehr scharf,« bemerkte der Bedrängte ausweichend, »für einen Landmann fast zu scharf.«

Und siehe da, diese Worte versetzten wieder den zudringlichen Frager in einige Verlegenheit.

»Ihr weicht mir aus. mein Lieber?«

»Fällt mir nicht ein. Ich sagte Euch, wer und woher ich bin. Was würdet Ihr antworten, wenn ich an Euch ähnliche Fragen richtete?«

»Ihr vergeßt, daß Ihr mir noch Auskunft auf meine Hauptfrage schuldig seyd.«

»Ich bin Niemanden was schuldig.«

Der Andere ließ sich nicht beirren, sondern rückte unserem Bekannten geradeaus auf den Leib, indem er fortfuhr: »Ich möchte wissen ob Ihr ein Nationaler seyd.«

»Ich bin,« versetzte Jodlitzki unwirsch, »das Nemliche, was Ihr seyd.«

»Könnt Ihr's beweisen?«

»Ja,« versetzte der Barbier entschlossen, denn er dachte an seine beiden Taschen.

»Gut denn,« rief der Reiter »meine Parole ist: »Es lebe die Czarin!«

Auf dieses Glaubensbekenntniß hin antwortete Jodlitzki

gar nicht, ſondern griff mit Würde in ſeine rechte Taſche und zog voll Selbſtgefühl die ruſſiſchen Documente hervor.

Der Reiter, nachdem er die Schrift eine Weile betrachtet und die Papiere hin- und hergewendet, ſagte: »Da, nehmt eure Ausweiſe, was ſollen Sie mir? ich kann ja nicht leſen.«

Hierauf wendete er ſich zu ſeinen drei Begleitern, gab ihnen einen Wink, und flüſterte dem ihm zunächſt Reitenden zu: »Nehmt Euch in Acht, der Kerl iſt ein ruſſiſcher Spion!«

Jodlitzki, mit dem Bewußtſeyn, ſich vortrefflich aus der Affaire gezogen zu haben, ſchob ſeine Documente wieder in die Taſche und ſagte:

»So, ich denke, wir wiſſen nun was wir von einander zu halten haben.«

»Ja.« entgegnete der Reiter kurz und trocken, nun wiſſen wir es.«

»Ihr ſeyd meinetwegen beruhiget?«

»Vollkommen.«

»Das freut mich.«

»Auch ich bin entzückt.«

Der Reiter verzögerte in etwas den Schritt ſeines Pferdes, wodurch er in Mitte ſeiner drei Gefährten gerieth.

»Mir juckt es in den Fingern,« brummte er halblaut, »dem moskowitiſchen Schuften einen Denkzettel zu geben.«

»Um Gott, thut das nicht, Herr Oberſt! Die Straße iſt belebt, unſer Unternehmen iſt zu wichtig, um es wegen eines ſolchen Lumpen auf's Spiel zu ſetzen.«

Dieſe Warnung wirkte; der Mann, welcher »Herr Oberſt« titulirt wurde, ritt wieder fort und ſagte: »Eure Pferde, Landsmann, müſſen ermüdet ſeyn, denn ſie ſchleichen langſam wie die Katzen; wir aber haben Eile.«

»Kann mir's denken, wahrſcheinlich ſind eure Ochſen auf dem Wege ſchon voraus?«

»O nein,« erwiederte der Reiter etwas zweideutig, »je mehr wir vorauseilen, deſto mehr laſſen wir das Vieh hinter uns.«

Damit drückte er dem Pferde beide Sporen in die Weichen und ſprengte, von den Uebrigen gefolgt, fort.

»Hol Euch der Guckuck!« brummte ihnen der Wiener Barbier nach, froh, wieder einmal einer Gefahr aus dem Wege gegangen zu ſeyn; »in dieſem unſeligen Lande weiß man nie im Voraus, aus welchem Loche man blaſen ſoll, damit man nicht in die Gefahr gerathe, auf dem allerletzten zu pfeifen. Bald hat man's mit Polen, bald mit Ruſſen zu thun, und da heißt es ſchlau laviren, bis man weiß, ob die Verſucher zu Petersburg oder zu Bar halten. Was meinen Sie dazu, ſchöne Frau, gehört nicht viel Geiſt dazu, ſtets die richtige Fährte zu wittern? Hab' ich mich bisher nicht preiswürdig benommen? Es ſoll mal ein zweiter Wiener herkommen, gleichviel ob Städter oder Vorſtädter, und ſoll verſuchen, mir nachzuahmen, wir wollen ſehen. ob's ihm gelingt. Ich habe nicht umſonſt den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht; damals lernte ich von den Spionen gar Manches, was ich jetzt gut anwenden kann, beſonders von den preußiſchen, die waren zehnmal pfiffiger als die unſeren, die haben ihrem guten König gute Dienſte geleiſtet, weil er ſie ſplendid honorirt hat, während die unſrigen die Achſel zuckten und meinten: »Wie der Sold, ſo die Dienſte. Man läßt ſich für ein paar elende Silberlinge nicht einmal das Sitzfleiſch vollklopfen, vielweniger daß man den Kopf darum riskirt!« und meiner Treue, ſie hielten Wort; wir krochen gar oft im Nebel herum, während der Preuße ſogar in unſeren Magen Beſcheid wußte

und von jedem Biſſen unterrichtet war, den wir in den Mund ſchoben. Doch jetzt machen wir, daß wir vorwärts kommen— geh, meine Bürſchlein, trapp, trapp, wenn ich bitten darf, laſſen wir nicht die Ohren hängen, ſonſt kommen wir morgen noch nicht nach Warſchau, wo ihr nach Herzensluſt ausruhen könnt, fünf, ſechs Tage und noch länger.

Die Rößlein, denen dieſe Anſprache galt, beſchleunigten ihre Bewegung, oder richtiger, ſie gaben ſich den Anſchein, als thäten ſie es, im Grunde aber kamen ſie nicht raſcher vorwärts als früher.

Unſere Reiſenden ſchmeichelten ſich, im Laufe des nächſten Nachmittags und zwar während der Tageshelle Warſchau zu erreichen. Aber Jodlitzki hatte die Rechnung ohne den Wirth, das heißt ohne ſeine Pferde gemacht. Statt am nächſten Tage in Warſchau anzukommen, mußte man ſich begnügen, ſpät am Abend ein elendes Neſt ein paar Stunden vor der Hauptſtadt zu erreichen, wo man auch zu übernachten beſchloß, da man in der Nacht in Warſchau nicht einziehen mochte.

Man kehrte in der einzigen vorhandenen Schenke ein und dem Doctor ward hier eine unangenehme Ueberraſchung zu Theil, die ihm eine ſehr unruhige Nacht verhieß.

Schoppen und Ställe lagen von der Schankhütte durch die Straße getrennt.

Jodlitzki bat Thamar im Wagen zu bleiben, bis er die Pferde untergebracht ſehen würde, dann erſt wollte er ſich mit ihr in die Schankſtube begeben.

Bei der Unterſuchung des Stalles fand er vier Reitpferde, deren Herren, wie er von einem Knechte erfuhr, in der Schenke zechten.

Jodlitzki glaubte die Pferde der Reiter vom vorigen Tage

zu erkennen, die mit dem Rufe: »Es lebe die Czarin!« sich zur russischen Partei bekannt hatten.

Obwohl seine rechte Tasche die russischen Documente noch immer treu bewahrte, fühlte er doch ein gewisses Bangen, das ihm rieth, sich von den reisenden Moskowiten ferne zu halten.

Er eilte daher zu Thamar, theilte ihr seine Herzensbeklemmung mit und beschwor sie, sich dem jüdischen Wirth als Glaubensgenossin zu erkennen zu geben, ihm zu vertrauen, daß sie Grund habe die anwesenden Gäste zu fürchten, er möge ihr daher gegen gute Bezahlung ein abseitiges Kämmerlein mit zwei Betten einräumen, wo sie ungefährdet die Nacht zubringen könne.

Die junge Frau that, wie ihr Begleiter wünschte, und der Wirth sorgte nicht nur für das verlangte Kämmerlein, sondern sperrte auch Jodlitzki's Pferde und Wagen in eine geschlossene Tenne, damit sie von den Andern nicht gesehen würden, was leicht ein Erkennen zur Folge gehabt hätte.

Das Stübchen, welches unsere Bekannten zugewiesen bekamen, bildete einerseits einen Theil von der Wohnung des Wirthes, andererseits war es von der großen Fremdenstube, wo die andern Gäste schliefen, nur durch eine doppelte Bretterwand getrennt.

Der schlaue Hebräer zeigte Thamar ein in dieser Wand angebrachtes Loch, dessen er sich gewöhnlich bediente, wenn er es für nothwendig erachtete, verdächtige Gäste zu belauschen.

Der Wiener Barbier säumte nicht von dieser Vorrichtung Gebrauch zu machen und überzeugte sich gar bald, daß seine Vorsicht keine überflüssige war.

Nicht nur die vier Reiter vom vorigen Tage, sondern

auch noch fünf andere Männer ſaßen zechend um einen Tiſch, und ein langes, hoch aufgeſchlagenes Strohlager reichte hin, nicht nur die Anweſenden, ſondern auch noch ein paar Andere aufzunehmen.

Das eifrige Geſpräch wurde mit mäßiger Stimme geführt, doch war dies laut genug, um von Jodlitzki vollkommen gehört zu werden.

Aus dem Gang des Geſpräches entnahm er, daß der ſtrenge Examinator vom vorigen Tage Oberſt Stravinski genannt wurde, zwei Andere hießen Lukaski und Zakrzewski, ein Vierter Hauptmann Kuzma, die übrigen fünf ſchienen von geringerer Bedeutung, denn ſie ſpielten bei der Unterhaltung nur eine untergeordnete Rolle.

Da der Schenke, ſie zu bedienen, ab- und zuging, fuhr der Oberſt ihn barſch an:

»Jetzt ſcher' Dich mal zum Teufel, Hebräer, ſtör' uns nicht weiter und ſorge, daß wir nicht belauſcht werden. Der leiſeſte Verrath koſtet Dich den Kopf; wir ſind Patrioten und zahlen gut. Wenn Fremde kommen und Dich fragen: »Wo horſten die Adler?« ſo führſt Du ſie hierher. Jetzt mach' fort und ſorg' weiter für unſere Pferde.«

»O, die Betrüger, die Schelme,« dachte Jodlitzki mit ſtillem Ingrimm, »ſie geben ſich für Patrioten aus und riechen meilenweit nach ruſſiſchem Juchten! Saubere Patrioten, die unter freiem Himmel die Czarin hoch leben laſſen! mich täuſchen ſie nicht; ich weiß recht gut was ich von ihnen zu halten habe.«

Das Geſpräch drüben begann eine andere Wendung zu nehmen, man fing an vom Könige zu ſprechen, dabei fielen Aeußerungen, über welche der Horcher verwundert den Kopf ſchüttelte. Die Männer ſprachen böſe Dinge über Stanislaus

Auguſt, was ſie als gutgeſinnte Ruſſen füglich hätten unterlaſſen ſollen.

»Seht doch, die Schurken,« dachte der Barbier wieder, »ſie ſetzen den Liebling ihrer Kaiſerin herab; iſt das ehrenvoll? O, es iſt ein meineidig Volk!«

Auf einmal wurde Jodlitzki ſtarr und blaß.

Drüben ſprach man von einer gewaltſamen Aufhebung des Königs, von einer Entführung in das Lager der Conföderirten.

Vor den Augen des Barbiers flunkerte es wie eine Ohnmachtsanwandlung. O, hätte er in dieſem Momente ſich ſelbſt zur Ader laſſen können!«

»Das ſind ja nicht Ruſſen,« dachte er, ſich ermannend, »ſondern Conföderirte! Und ich, der Doctor Jodlitzki, bin ihnen, wie meine Landsleute ſich ausdrücken, aufgeſeſſen! Zum Guckuck, warum haben ſie nicht gleich geſagt, daß ſie Patrioten ſind, ich würde ja mit Vergnügen ſtatt in die rechte in die linke Rocktaſche gefahren ſeyn? Jetzt iſt's zu ſpät und jetzt mag ich auch nicht, denn die Pläne gegen den König, kommen ſie von der rechten oder von der linken Taſche, gefallen mir nicht. Das iſt ein gefährlich Spiel. Ich bin dabei, wenn es gilt, den Ruſſen einen Strich durch die Rechnung zu machen, bei der Entführung eines Königs aber bleib' ich lieber aus dem Schuß.«

Drüben traten neue Gäſte ein.

»Hier horſten die Adler!« rief der Eine.

»Raubvögel ſind's und keine Adler!« dachte Jodlitzki.

»Vivat Polonia!« rief ein Zweiter.

»Der Böſe ſoll mich holen, wenn ich mich irre,« murmelte der Wiener, »das iſt mein guter Bekannter, Freund *Bawlow*, der polniſche Barbier bei Romanowka. O, o,

treffen wir uns hier wieder? Muß der Mißtrauiſche ſeine Hände überall dreinſtecken? Er will alſo auch helfen den König zu entführen? Iſt kaum mit dem ruſſiſchen Fähnrich fertig geworden und ſteckt den Hals ſchon wieder in eine andere noch gefährlichere Schlinge?«

Drüben begann das Zechen von neuem, dann wurde auf gut Glück des wagigen Handſtreichs getrunken, und ſo ging es fort die halbe Nacht hindurch.

Ueber die Art, wie das Unternehmen ausgeführt werden ſollte, vernahm der Wiener nichts; vermuthlich gedachte man den Plan erſt an Ort und Stelle zu entwerfen, man beſprach nur die in Warſchau zu beobachtenden Vorſichten, um den Ruſſen nicht in die Hände zu gerathen. Oberſt Stravinski, als die Hauptperſon des Unternehmens, vertraute den Verbündeten den Namen der Straße und die Nummer des Hauſes, wo er in Warſchau zu treffen ſey, was auch Jodlitzki ſeinem Gedächtniſſe tief einprägte.

Nach Mitternacht ging man darüber zur Ruhe und unſer Bekannter that dasſelbe.

Der Schlummer floh ſein Lager, Ruſſen und Polen, Conföderationen und Verſchwörungen, Adler und Raubvögel zogen mehre Stunden lang durch ſeinen Kopf und preßten ihm endlich den Seufzer aus: »Ach, wär' ich doch ſchon daheim in meinem Wien und friſirte die friedlichen Zöpfe, da könnt' ich doch wieder ruhig und gefahrlos ſchlafen, Horner Bier trinken und —«

Er begann eben ein wenig zu ſchlummern, als ein Geräuſch drüben ihn weckte.

Die Verſchwornen brachen zeitlich auf und ritten gegen Warſchau.

»Zieht zur Hölle!« dachte Jodlitzki, legte ſich auf die rechte Seite und ſchlief nun wirklich ein.

— — — — — — — — — — —

Mehre Stunden ſpäter machten ſich auch unſere Bekannten auf den Weg und fuhren endlich in der polniſchen Hauptſtadt ein.

Da Thamar die Adreſſe ihrer Muhme wußte, nahm Jodlitzki einen Jungen als Wegweiſer dahin; allein dort angekommen, ward der jungen Frau die Mittheilung, ihre Muhme ſey ſchon vor Monaten nach Wien gezogen und habe dort bleibenden Aufenthalt genommen.

Thamar erblich vor Schreck bei dieſer Hiobspoſt und Jodlitzki beeilte ſich das Amt eines Tröſters zu übernehmen.

»Ich habe Ihretwegen,« ſagte er, »einen großen Umweg hierher gemacht, und ſollte füglich auch erbleichen, daß ich damit nichts erreichte, doch thu' ich's nicht, ich denke mir, was liegt daran? Sind wir bis Warſchau gekommen, werden wir auch Wien erreichen. Ich beſitze Geld für uns Beide genug, und befinden wir uns einmal in Wien, ſo ſind wir gut aufgehoben. Raſten wir in Warſchau vier bis fünf Tage aus und fahren wir dann in Gottes Namen weiter. Was den Herrn Gideon betrifft, ſo werde ich ihn von Ihrer Weiterreiſe in Kenntniß ſetzen, und wenn er Sie wirklich liebt, ſo folgt er Ihnen bis Wien, bis ans Ende der Welt.«

Thamar erholte ſich von dem Schreck und lieh den Worden ihres Begleiters ein willig Ohr.

Jodlitzki ließ ſich eine Schenke in der Krakauer Vorſtadt weiſen, wo er einkehrte.

Man fuhr in den Hof, doch kaum ſtieg Thamar vom Wagen, ſo fiel ihr Auge auf einen jungen Mann im Hofe, *ſie erkannte Gideons* Freund — Simon Luzzato!

XI.

Jodlitzki macht die Erfahrung, daß wer A ſagt, auch B ſagen muß.

Thamar entledigte ſich in Warſchau ihrer Verkleidung und erſchien wieder in Gewändern, die ihrem Geſchlechte und ihrer Abſtammung conform waren; da ſie keinen Grund beſaß, ihre Anweſenheit zu verheimlichen, eilte ſie ſich Luzzato zu erkennen zu geben, denn ſie fand Troſt darin, in der großen unbekannten Stadt einen Freund aus dem Heimatsort zu treffen, der auch ein Freund Gideons war.

Luzzato erſtaunte, die von Kaminietz ſpurlos verſchwundene junge Frau hier und zwar — wie er leicht erkannte — in Begleitung eines Chriſten zu treffen.

Thamar löſte ihm das Räthſel und ihre Erzählung feſſelte ihn in hohem Grade.

Als ſie zu Ende kam, fragte er ſie, wohin ſie ſich nun, da ſie hier ihre Muhme nicht fand, zu wenden gedenke.

»Ich werde ihr unter Jodlitzki's Schutz nachfolgen.«

»Ohne die Scheidung von Ihrem Gatten erhalten zu haben?«

»Ich fürchte er wird ſie mir verweigern.«

»Wo denken Sie, daß ſich Gideon jetzt befinde?«

»Ich weiß es nicht. Er muß von wichtigen Ereigniſſen in Anſpruch genommen ſeyn, ſonſt würde er mich hier gewiß

aufſuchen, da er weiß, daß ich oft davon ſprach, zu der Muhme in Warſchau meine Zuflucht zu nehmen.«

»In Kaminietz,« bemerkte Luzzato, »befindet er ſich nicht, denn ich ſtehe mit Meſchullam und Frank in brieflichem Verkehr und erfahre Alles, was dort vorgeht. Ihr Gatte iſt untröſtlich und macht große Anſtrengungen etwas von Ihnen zu erfahren. Ihre Schwieger liegt krank darnieder.«

Thamar fragte hierauf Luzzato nach dem Grunde ſeiner Anweſenheit in Warſchau, worauf dieſer ausweichend antwortete und ſich begnügte zu ſagen, daß er den Rabbi Hajun dringend ſuche, der ſich hier aufhalten ſolle.

Durch den Zufall, daß Thamar einen Bekannten fand, mit dem ſie ſich viel beſchäftigte, gewann der Wiener Zeit, in Warſchau herumzuſtreifen und die ſchönen Paläſte, Kirchen u. ſ. w. zu beſehen.

Seine ruſſiſchen Papiere verliehen ihm Sicherheit und Niemand legte ihm etwas in den Weg.

Eines Nachmittags ſchlenderte er wohlgemuth durch die Churfürſtenſtraße, als er ſich plötzlich von rückwärts aufgehalten fühlte und eine bekannte Stimme ihm zurief: »Alle Teufel, Freund Jodlitzki, was macht Ihr da?«

Der Sprecher war Pawlow der polniſche Barbier.

»Ah, ſieh doch,« antwortete der Wiener kalt und gezwungen, »Ihr ſeyd's? bin erfreut Euch wieder zu ſehen!«

Dazu machte er eine Miene, als ob er eben eine Doſis Bitterſalz hinabwürgte.

»Hätt' ich doch eher geglaubt den Teufel hier zu treffen, als Euch.«

»Meiner Treu,« verſetzte der einſtige Feldſcherer, »es geht mir auch nicht anders.«

»*Was habt Ihr hier zu thun?*«

»Ihr wißt's ja, daß ich meinen kranken Sohn hieherbrachte, um ihn hier heilen zu laſſen; doch Ihr, was führt Euch nach Warſchau?«

»Ich,« verſetzte der Pole, »ich gedenke Raſirmeſſer zu kaufen.«

»Daß Dir alle Raſirmeſſer der Welt an deiner patriotiſchen Kehle ſäßen!« dachte Jodliţki und laut ſagte er: »Viel Glück zum Einkauf!«

»Danke, danke, Glück und Salz braucht man immer!« rief der Pole, dann wirbelte er ſeinen Schnurbart und flüſterte dem Wiener zu: »Diesmal brauchen wir's mehr denn je, das Glück nemlich; es gehen große Dinge vor; vivat Polonia!«

»Hol Dich der Guckuck mit deiner Polonia!« dachte Jodliţki, denn ſeitdem er von der Verſchwörung gegen den König Kenntniß beſaß, waren ihm Alle, die er dabei betheiligt wußte, fatale Perſonen, mit denen er nicht gern verkehrte; daher rührte auch ſeine Kälte und Zurückhaltung gegenüber dem polniſchen Barbier.

Der Patriot trug indeſſen ſein Gehirn auch nicht umſonſt im Schädel, und ſeine Spürnaſe war noch nicht ſtumpfer wie einſt, er merkte daher leicht die Veränderung in Jodliţki's Benehmen und rief:

»Hollah, Freund, was iſt los? Ihr ſeyd ja ſeit wir uns nicht ſahen, zum Eiszapfen geworden? Solltet Ihr während dem eure Anſicht gewechſelt haben? Ihr könnt mir's nicht verübeln, aber wir leben in Zeiten, wo man ſeinem eigenen Schatten nicht trauen darf.«

»Meiner Treu,« rief jetzt Jodliţki ſeine üble Laune nicht weiter verbergend, denn in Warſchau mit ſeinen ruſſiſchen Papieren in der rechten Taſche beunruhigte ihn das

Mißtrauen der Patrioten nicht im Mindeſten, »meiner Treu, Ihr habt Recht, man darf jetzt Niemanden mehr trauen, nicht einmal einem polniſchen Barbier.«

»Freund Jodlitzki, beleidiget mich nicht,« antwortete Pawlow gekränkt, »Ihr wißt recht wohl, daß ich ein eifriger Patriot bin.«

»Laßt mich mit eurem Patriotismus ungeſchoren, ich mag nichts mehr damit zu thun haben. Gehabt Euch wohl!«

Und er machte Miene ſich zu entfernen; der Andere hielt ihn jedoch zurück und ſagte höhniſch:

»Langſam, Freund Jodlitzki, ſo leicht entkommt man mir nicht, wenn man mich einmal mißtrauiſch gemacht hat; hat Euch eine ruſſiſche Bremſe geſtochen, bartloſer Hallunke? Judas, wie viel Silberlinge haſt Du für den Verrath des Vaterlandes bekommen?«

»Ich bitt Euch, moleſtirt mich mit eurem Vaterlande nicht, ich mag,« platzte er heraus, »von einem Lande nichts wiſſen, wo jene, die ſich Patrioten nennen, damit umgehen, ihrem Könige Gewalt anzuthun.«

Bei dieſen mit Entrüſtung hinausgeſchleuderten Worten blitzte es in den Augen des Polen auf.

»Wie,« murmelte er, »Ihr kennt unſer Geheimniß?«

»Ihr hört ja, daß ich davon weiß, und darum mag ich von Euch nichts mehr wiſſen.«

»Jetzt,« ſprach Pawlow leiſe, »jetzt begreife ich Alles! Ihr waret ein Patriot, ſeyd aber ein Ruſſe geworden. Ihr kennt unſer Geheimniß und geht vermuthlich damit um, uns zu verrathen; in Zeiten wie die unſere kann man nicht einmal dem eigenen Schatten trauen, viel weniger einem Abtrünnigen, einem Renegaten; daher muß ich trachten und Alles *daran wenden,* Euch ins Complott zu kriegen.«

»Nicht um die Welt!« rief Jodlitzki auf gut wieneriſch, »und wenn der ganze polniſche Adel mir ſeine polniſchen Güter ſchenkte, ſo würde ich eurem Complotte doch nicht beitreten.«

»Ihr weigert Euch?« murmelte Pawlow drohend, »Ihr wollt uns demnach verrathen? Gut denn, dem ſoll vorgebeugt werden. Ehe eine Viertelſtunde vergeht, wird der Fürſt Repnin wiſſen, daß Ihr bei Romanowka einen ruſſiſchen Courier überfallen und den Conföderirten in die Hände geliefert habt.«

Jodlitzki machte einen Sprung zurück, als ob ihn eine Schlange angezüngelt hätte.

»Pa—Paw—low!« ſtammelte er.

»Hab' ich Dich, mein Alterchen?« grinſte der Pole; »merk Dirs, wenn man ſich in Politik miſcht, muß man für ein gutes Gedächtniß ſorgen und heute nicht vergeſſen, was man geſtern gethan hat. Wenn man ein miſerabler, wortbrüchiger Lump iſt, muß man nicht auch ein Eſel ſeyn, ſonſt geräth man immer in die Falle ſo wie Du.«

»Pawlow, ich ſchwör' Euch, daß ich nie daran dachte, auch nur eine patriotiſche Katze zu verrathen, wenn ſie ausging, ruſſiſche Mäuſe zu fangen, viel weniger einen Conföderirten.«

»Das glaubt Euch der Teufel!« fiel ihm der Mißrauiſche ins Wort, »in Zeiten wie die jetzigen —«

»Ich bitt Euch, laßt mich mit eurem verdammten Mißtrauen ungeſchoren. Da —« Jodlitzki fing wieder an in die linke Taſche zu greifen — »kennt Ihr dieſen Ring noch?«

Aber dieſesmal verfehlte der Talisman ſeine magiſche Wirkung.

Der Pole erwiederte: »Dieſer Ring beweiſt, daß Ihr

ein Patriot waret; ob Ihr aber, ſeit wir uns nicht ſahen, kein Ruſſe geworden? wie ſoll der Ring das beweiſen? Kurz und gut, mein erwachtes Mißtrauen läßt ſich nicht mehr einſchläfern, Ihr ſeyd im Beſitze unſeres gefährlichen Geheimniſſes, Ihr müßt unſchädlich gemacht werden, und das geſchieht durch eure eifrige Theilnahme an unſerem Werke. Reicht mir die Hand und ruft: Vivat Polonia!«

»Aber bedenkt doch, Freund Pawlow,« wendete der Wiener kleinlaut ein, »wir ſteh'n in der Churfürſtenſtraße, dort iſt die ruſſiſche Geſandtſchaft und ich ſoll Vivat Polonia! rufen.«

»Ha, Schuft!« murmelte der heißblütige Pole, »ich habe mich alſo doch nicht getäuſcht; jetzt haſt Dich ſelbſt verrathen, Du weißt wo der moskowitiſche Belzebub ſein Höllenneſt hat, Du haſt ſomit dort deine verrätheriſche Seele verkauft! Warte, ich will Dir beweiſen, daß die Flammen jener Hölle auch für Dich lodern!«

Und nun machte Pawlow Miene ſich zu entfernen, woran ihn jedoch Jodlitzki hinderte und, indem er ſich fügſamer zeigte, ihn zu beſänftigen ſuchte.

»Worte fruchten bei mir nichts mehr,« verſetzte der Patriot, »Du biſt und bleibſt ein Abtrünniger und ich kann Dich nur unſchädlich machen, indem ich Dich zwinge, unſer Mitſchuldiger zu werden, gelingt dies nicht, ſo geben wir unſer Unternehmen auf, zeigen Dich als Thäter jenes Courier-Ueberfalles an und ergreifen die Flucht. Jetzt wähle, entſcheide Dich.«

Jodlitzki bat um Bedenkzeit; da der unbarmherzige Pole ſie verweigerte, ſo zeigte ſich jener nachgiebig, beſchloß jedoch heimlich, ſich vor der Ausführung des Handſtreiches aus der Schlinge zu ziehen.

Diesmal machte Jodlitzki die Rechnung ohne den Wirth.

Kaum war dem Polen die Einwilligung Jodlitzki's zu Theil geworden, als er sich in dessen Arm hing und ihn durch Dick und Dünn, durch das Gewirre der Gassen und Gäßchen Warschau's mit fortzerrte.

Der Wiener kam sich vor wie eine arme Seele, die der Teufel einmal erwischt hat und nicht wieder losläßt.

Er fragte den polnischen Kunstgenossen, wohin er ihn eigentlich zu bringen gedenke. Doch dieser gab keine Antwort; erst als die Frage ein paarmal und zwar immer dringender wiederholt wurde. rief der Patriot zornig: »Schweig, Verräther, Du wirst es zeitlich genug erfahren.«

»Zum Guckuck,« erwiederte Jodlitzki ärgerlich, »jetzt hört mir einmal mit euren Beleidigungen auf, ich bin kein Verräther und wollte auch nie einer werden; wenn ich etwas mißbillige, so thu' ich's wegen meines Gewissens, denke aber nicht daran, einen Judas abzugeben. Um Euch sicherzustellen, begebe ich mich in eine halsbrecherische Gefahr und Ihr — wahrscheinlich soll dies der Dank seyn — scheltet mich in einemfort einen Verräther.«

»Ihr seyd es also nicht?«

»Nein, nein, nein und hundertmal nein.«

»Dann ruft: Vivat Polonia!«

»Ins Teufels Namen,« rief Jodlitzki ärgerlich, »wenn es Euch beruhiget, so hört denn: Vivat Polonia! — vivat Polonia und in Ewigkeit vivat!«

Jodlitzki sprach die Worte so rasch ineinander, daß sie klangen wie: »vivat Apolonia!«

Ein bärtiger Jude blieb mitten in der Straße stehen,

blickte dem Rufer verwundert nach und brummte: »Der Menſch iſt entweder ein Narr oder er muß betrunken ſeyn.«

Pawlow ſchloß den Wiener in ſeine Arme und ſagte: »Von nun an ſind wir wieder gute Freunde; Ihr müßt mir mein Mißtrauen nicht verargen, aber es gibt Zeiten, wo man ſeinem eigenen Schatten nicht trauen darf.«

»Schon gut, mein Lieber,« brummte Jodlißki; »jetzt ſagt mir endlich, wohin Ihr mich führt.«

»Ihr ſollt es gleich ſelbſt ſehen, denn wir ſind ſchon am Ziele.«

»Donnerwetter, iſt das ein verdächtiges Hüttenwerk!«

»Hoho, warum verdächtig? Ich ſage Euch, es iſt eine Muſchel, worin eine Perle ruht.«

»Wo befinden wir uns?«

»In der neuen Welt,« antwortete der Pole und warf ſich in die Bruſt, als ſey er ſtolz auf dieſe ſo geheißene Vorſtadt Warſchau's.

»Meiner Treu,« rief Jodlißki, »man hätte für dieſe ſchmutzigen Hütten nicht leicht einen paſſenderen Namen finden können! Was ich da ſehe, iſt für mich, ſelbſt in Polonia, eine neue Welt.«

Während dieſes Geſpräches ſchritten unſere Bekannten über einen langen Hof, in den mehre Thüren mündeten.

Aus einer derſelben trat eine zerlumpte Geſtalt heraus, deren erſter Anblick nicht entſcheiden ließ, ob ſie dem vernunft- oder federnbegabten Weſen angehöre; erſt nach genauerer Unterſuchung erkannte man ein Weib, bedeckt mit Flaumen, als wär' ſie ſoeben aus einem Federnſäckchen ausgekrochen.

»Iſt vielleicht das die Perle dieſer Muſchel?« fragte der *Wiener, die Augen ſich* wiſchend.

»Das iſt nur die zweite Hälfte davon,« antwortete der Pole.

Jodlitzki ſchielte nach der Kaumigen hinüber und murmelte: »Schöne halbe Perle das! Wenn ſchon die Gemalin ſo ausſieht, wie muß erſt der Gatte beſchaffen ſeyn.«

Dann fragte er laut: »Wir begeben uns vermuthlich zu dem Manne dieſer Frau?«

»Bewahre, blos zu einem Gaſt des Hauſes. Hier wohnt nemlich ein Patriot, den eine Patriotin verbirgt.«

Man trat in eine abſeitige Stube und Jodlitzki erſchrak nicht wenig, als ihnen ſein Examinator von der Straße, das Haupt der in der Schenke vor Warſchau belauſchten Verſchwornen, entgegentrat.

Kaum hatte Oberſt Stravinski unſern Mann erkannt, ſo rief er: Apage Spitzbube! Zum Teufel, Pawlow, warum bringt Ihr mir ruſſiſche Spione ins Haus?«

Der Pole, wie von einer Tarantel geſtochen, ſtand mit einem Sprunge an der Thür und deckte den Ausgang, damit Jodlitzki ja nicht entfliehe; die Worte des Verbündeten hatten ſeinen ganzen Argwohn mit einem Schlage wieder belebt.

»Alſo doch ein Verräther!« rief er entſetzt, »mein Scharfblick hat mich alſo doch nicht getäuſcht! O abſcheulich, es gibt keine Treue und keinen Glauben mehr auf dieſer Erde!«

Jodlitzki, in der Angſt, als ſchwaches Korn zwiſchen dieſen zwei patriotiſchen Mühlſteinen zerrieben zu werden, erklärte haſtig ſeinem politiſchen Kunſtgenoſſen, woher der höchſt unbegründete Verdacht des Herrn Oberſten rühre, und erzählte der Wahrheit getreu, was er auf der Straße erlebt und in dem Nachtquartier vor Warſchau erhorcht.

Seine abermalige Angabe, die ruſſiſchen Documente ſeyen nur Falſificate, beſänftigte Pawlow und der vorgewieſene Ring beruhigte den Oberſten.

Nach einer zehn Minuten langen Vertheidigung Jodlitzki's bat Pawlow ihn um Vergebung wegen des Argwohns, berief ſich wie immer auf die gefährlichen Zeiten, umarmte den Wiener und rief: »Vivat Polonia!«

Hierauf ſich an den Oberſten wendend, ſetzte er ihm die Gründe auseinander, die ihn bewogen, Herrn Jodlitzki zum Verſchwornen zu preſſen und fand vollkommene Zuſtimmung.

»Ich bin ganz eurer Anſicht,« ſagte Stravinski, »der Herr durfte nicht mehr aus dem Auge gelaſſen werden, da ihn der Zufall zum Mitwiſſer unſeres Geheimniſſes gemacht hatte. Da er bei der Aufhebung des ruſſiſchen Couriers ſo große Umſicht bewieſen, ſo kann man ihn auch diesmal mit einer Aufgabe betrauen. Seine ruſſiſchen Papiere gewähren ihm einen Schein von Unverdächtigkeit, der uns mangelt, wir wollen ihn daher als Kundſchafter benützen und ihm als Objecte das ruſſiſche Geſandtſchaftshotel und die Umgebung des königlichen Palaſtes zuweiſen. Ihr, Pawlow, bleibt mit ihm in ununterbrochener Verbindung und meldet mir Alles wieder, was er Euch hinterbringt.«

In Jodlitzki's Zügen malten ſich Entſetzen und Freude zugleich, das erſtere war natürlich, die letztere erkünſtelt, das ganze Gemiſch gab ihm das Anſehen eines Menſchen, den der Lachkrampf befällt. Er hütete ſich durch Widerſpruch neuen Argwohn zu wecken, nahm die ihm ertheilten Belehrungen und empfohlenen Vorſichten mit großer Salbung entgegen und benützte die erſte Gelegenheit, ſich unter einem ſchicklichen *Vorwande zu entfernen.*

Seine neue Stellung als polnischer Verschworner verursachte ihm große Angst.

»Zum Guckuck,« dachte er, »wenn das Unternehmen mißlingt, so kostet es mindestens das Leben; und warum und wofür? Was geht mich dieses Polenland mit seinen Adeligen an? Ich entfloh von Mirogrod, um mein Wien wieder zu sehen; das Aufheben des russischen Couriers war ein Act der Dankbarkeit für die Gräfin und jetzt, wohinein bin ich in Folge davon gerathen? Wer A sagt, muß auch B sprechen, heißt ein Spruch; zum Teufel, ich habe ja das A nur aus Gefälligkeit übernommen und werde jetzt zum B gezwungen. Wie wär's, wenn ich ohne Zögern heute Nacht heimlich mit Thamar abreiste? Meiner Treu, der Gedanke ist nicht schlecht: ich brenne durch, ich tauge zum Verschwornen nicht.«

Der Wiener hörte hinten seinen Namen laut rufen — es war Pawlow, der ihm athemlos nachgeeilt kam.

»He, Freund Jodlitzki,« raunte ihm der polnische Barbier zu, »der Oberst läßt Euch nachträglich sagen, daß Ihr ja nicht wagen sollt, Warschau ohne unser Wissen zu verlassen, denn da Ihr einmal Theilnehmer der Verschwörung seyd, so würde Euch, im Falle des Mißlingens, der Arm der Gerechtigkeit überall erreichen, denn von unserer Seiten hättet Ihr im Falle des Entweichens keine Schonung zu hoffen. Jetzt gehabt Euch wohl!«

Und fort war er.

Jodlitzki blickte ihm eine Weile sprachlos nach, dann setzte er traurig seinen Weg fort.

»Diese fürchterlichen Menschen,« klagte er in seinem Innern, »scheinen sogar meine Gedanken zu errathen. In Gottes Namen! da es schon nicht anders seyn kann, so will ich bleiben, vielleicht ergibt sich später eine günstige Gelegenheit, mich aus

der fatalen Verschwörung herauszuschälen; ich hab' ein für allemal zum Verschwören keine Neigung und zum Spion tauge ich schon gar nicht. Was diese Raubvögel von mir erfahren werden, wird sie wahrhaftig nicht flügge machen. Ach, wäre ich doch schon in Wien!«

Mit diesem frommen Wunsche im Herzen verfügte er sich zurück in sein Quartier.

XII.

Wie Luzzato die Schlange sucht und deren Opfer findet.

Simon Luzzato hatte die Spur Nchemiah Hajun's bis Warschau glücklich verfolgt, hier verlor er sie und seine weiteren Nachforschungen blieben unfruchtbar.

Wenn der Rabbi sich noch in der Hauptstadt aufhielt, so mußte er entweder sehr verborgen leben, oder einen fremden Namen angenommen haben.

Der gewissenhafte Schatzmeister Sabbathai's ermüdete nicht, den hinterlistigen Rabbi zu suchen und gab die Hoffnung ihn zu finden nicht auf.

Ein besonderes Augenmerk richtete er auf die zahlreichen Synagogen, die er der Reihe nach zur Zeit des Gottesdienstes besuchte und wo er den Entwichenen am ehesten zu treffen glaubte.

Eines Abends trat er nach einer abermaligen vergeblichen Musterung der Andächtigen in eine der Schulen auf die bereits dunkelnde Straße, als er eine lange hagere Gestalt vor sich hineilen sah, in deren linienartig gezogenen Formen er den *emsig gesuchten Rabbi zu* erkennen glaubte.

Ohne Verweilen eilte er ihm nach, der Verfolgte jedoch, als wisse er, wer hinter ihm her sey, verlängerte und verdoppelte seine Schritte, benützte größere und kleinere Menschengruppen, um hinter denselben unsichtbar zu werden, und als dieses nichts fruchtete und Luzzato hart hinter ihm blieb, schlüpfte er in ein Haus, dessen Inneres er wohl zu kennen schien und verlor sich, von der hier herrschenden Finsterniß begünstigt, in den Krümmungen des Hüttenwerkes.

Luzzato konnte in seiner Nachforschung nicht fortfahren, die hereingebrochene Nacht und seine Unbekanntschaft mit dem Hause zwangen ihn, sein Vorhaben für heute aufzugeben; er überzeugte sich blos, ob das Haus einen zweiten Ausgang besitze, da dies nicht der Fall war, so pflanzte er sich vor dem Eingange auf, um die Rückkunft des Rabbi abzuwarten; da diese selbst nach mehrstündigem Harren nicht erfolgte, so schloß Luzzato, daß Rabbi Hajun in diesem Hause entweder wohnen oder darin einen Bekannten besitzen müsse, worüber er sich am nächsten Morgen Gewißheit zu verschaffen hoffte.

Mit diesem Entschlusse verfügte er sich nach Hause.

Am andern Tage begab er sich wieder zu dem wohlgemerkten Hause und begann dort nachzuforschen.

Zu seinem Erstaunen fand er in den Bewohnern fast durchgehend Anhänger der Sabbathaischen Lehre, die jedoch noch nicht zum Christenthum übergetreten waren. Keiner von ihnen wollte von einem fremden Rabbi wissen, der in dem Hause eingemiethet seyn sollte, bis endlich ein Knabe zum Verräther wurde und dem jungen Manne heimlich eine Thüre wies, wo ein Fremder bei einer Witwe verborgen wohne.

Luzzato schloß daraus, daß die Einwohner des Hauses, von Hajun verständigt, beauftragt seyn mußten, seine Anwe-

senheit zu verheimlichen, was aber durch die kindliche Aufrichtigkeit verhindert wurde.

Er verfügte sich in das angezeigte Quartier, trat ein und wer schildert seine Ueberraschung — als er statt des längst gesuchten Rabbi Hajun seinen Erwählten traf. Er stand Jacob Frank gegenüber.

Der gelehrte Sabbathianer begriff die Versteinerung nicht, in die sein Anblick den jungen Mann versetzte.

»Willkommen, Luzzato!« redete er ihn freundlich an, »tritt näher, ist Dir mein Anblick gar so erschrecklich, daß Du darüber Sprache und Bewegung verlierst?«

»Verzeiht, Meister,« erwiederte Simon sich sammelnd, »ich glaubte Rabbi Hajun zu finden und treffe statt seiner Euch.«

»Ah,« lächelte Frank gutmüthig, »Du hast die Schlange gesucht und fandst deren Opfer.«

»Ich vermuthete den Rabbi in dieser Wohnung —«

»Gestern am Abend,« belehrte ihn Frank, »hättest Du ihn noch getroffen, in der Nacht verließ er jedoch eilig die Wohnung und vermuthlich auch die Stadt. Ich langte erst des Morgens hier an, und erfuhr zu meinem Staunen, daß ich in der Wohnung der Nachfolger meines Feindes bin.«

»Wie aber kommt es, Meister, daß die Leute im Hause die Anwesenheit eines Fremden läugneten? Habt Ihr Ursache Euch in Warschau verborgen zu halten?«

»Keineswegs, mein Sohn. Hajun's plötzliche Abreise und meine nächtliche Ankunft muß den meisten Einwohnern noch unbekannt seyn und die Verheimlichung galt sicher der Person Hajun's, dessen böses Schalten das Licht des Tages *scheute.*«

Luzzato horchte gespannt, als der Meister von dem bösen Walten des Rabbi sprach.

Sollte er von dem Schatze Sabbathai's, von seinem Testamente und dem Zwiespalt zwischen ihm und Rabbi bereits Kunde besitzen?

Diese Fragen drängten sich ihm auf, die Antworten erfolgten indirect, und zwar zu seiner Beruhigung; Frank's Mittheilung entnahm er, daß Hajun in einer andern als der von ihm gefürchteten Richtung verrätherisch verfahren war und große Gefahr über die Häupter der getauften Sabbathianer herabbeschworen hatte.

Frank war von Seite der Regierung nach Warschau beschieden, um sich gegen eine inhaltschwere Anklage zu vertheidigen.

Diese Anklage — das hatte Frank von einem seiner Schutzherrn in Kaminietz erfahren — rührte von Rabbi Nehemiah Hajun her, der eigens nach Warschau gereist war, um sie an der höchsten, folglich entscheidendsten Stelle einzureichen.

»Es ist offenbar,« behauptete der gelehrte Sabbathianer, »daß es auf mein und der Meinen Verderben abgesehen ist. Die Anklage ist nicht gegen die Lehre Sabbathai's, sondern gegen meine Anschauungen und Bestrebungen gerichtet. Der Verrath Hajun's ist mir ein unlösbares Räthsel; ich habe zwar seine Schlauheit und Falschheit stets gescheut, doch glaubte ich nie ihn fürchten zu müssen, ich hielt ihn unfähig, neue Verfolgungen über uns zu beschwören, nachdem wir uns kaum vor dem Banne der Rabbiner in einen sichern Port geflüchtet. Ich mag denken und sinnen, so viel ich kann, ich finde keine denkbare Veranlassung solch angeberischen Verfahrens.«

Simon Luzzato, dem auf einmal die plötzliche Abreise Hajun's, wie überhaupt dessen ganze Handlungsweise vor

wurde, hätte dem Meister, was ihm unbegreiflich vorkam, leicht lösen können; allein sein Eid verpflichtete ihn zu unverbrüchlichem Schweigen und wenn auch sein Mitvollstrecker des Testaments gewissenlos handelte, so glaubte er seinerseits um so strenger an dem Wortlaut desselben halten zu müssen. Er schwieg daher, ohne das Räthsel zu lösen, und ersuchte blos den Meister ihn mit der Anklage bekannt zu machen, die Rabbi Hajun in Warschau erhoben.

Frank, dem eine Abschrift davon zugemittelt worden war, zog sie hervor und begann sie Luzzato vorzulesen.

Das weitläufige Actenstück begann mit einer kurzen Darstellung von der Entstehung der Sabbathaischen Lehre bis zum Auftreten Frank's, erging sich dann über dessen Wirken seit dem Tage der öffentlichen Disputation bis zu seinem Uebertritt zum Christenthume.

Bis hieher war die Auseinandersetzung der Verhältnisse, die Erzählung der Geschehnisse eine klare, wahrheitgetreue, so daß sich am Wortlaut nichts aussetzen ließ, obwohl die Farbe des Ganzen die Feder eines Sabbathianers verrieth.

Von da an jedoch verlor der Memoirist die Zügel seiner Mäßigung, Haß und Fanatismus entflammten seine Seele, und ließen ihn die Ruhe verlieren, die Wahrheit durch Unterstellungen und Mißdeutungen mißhandeln.

Von da an hörte man blos den Parteigänger sprechen, der gegen den Andersdenkenden eifert und geifert, und dem kein Mittel zu ferne liegt, dem kein Behelf zu niedrig ist, um sie nicht als Geschenk dem Gegner zuzuschleudern.

»Von dem Augenblicke an,« hieß es wörtlich in der Anklage, »wo Frank den Entschluß zur katholischen Kirche überzutreten faßte, war er strafenswerth; von der Minute an, wo *er jenen Entschluß ausführte*, todeswürdig.

»Er war todeswürdig, weil er zu einem Glauben überging, mit dem Vorſatze, den Ritus dieſes Glaubens nicht zu beobachten; er war doppelt todeswürdig, weil er das Verbrechen nicht allein beging, ſondern auch hunderte Uneinſichtige dazu verleitete und mit ſich hinabriß ins ewige Verderben.

»Wohl hat Jacob Joſef Frank die Idee vom vermenſchten Gott, vom Gottmenſchen angenommen und als ein heiliges, erhabenes Princip aufgeſtellt; wohl hat er auch die drei Geſtaltungen in Einer Perſon grundſätzlich anerkannt; allein genügen dieſe Ideen, um ſich einen katholiſchen Chriſten zu nennen?

»Wohin würde es endlich mit den Religionen kommen, wenn man jede von ihnen in Einen Gedanken vergeiſtigte, und alles Uebrige, Ritus, Ceremonie, Form und Cultus als unnöthigen Ballaſt über Bord würfe?

»Und fragen wir: Hat Jacob Frank blos das gethan?

»O nein, er und die Seinen thaten weit Schlimmeres.

»Sie nahmen die Ideen des Chriſtenthums äußerlich an und lebten in ihren Häuſern nach jüdiſchem Ritus. Sie gingen am Morgen in die Kirche und beſchnitten zu Hauſe ihre neugebornen Knaben, wie das jüdiſche Geſetz es befiehlt.

»Welch ein entſetzenerregendes ſündenſchwangeres Gewirre!

»Der Chriſt ſündigt gegen ſeine Lehre; der Jude frevelt gegen die ſeinige; die Frankiſten dagegen, da ſie nicht Juden ſind noch Chriſten, vergehen ſich gegen beide zugleich. Heißt das nicht mit der Religion ein Geſpötte treiben? Und was verdient ein ſolcher Spötter, der auch Unzurechnungsfähige dazu verführt?

»Ehedem hätte er ſchonungslos den Scheiterhaufen beſtiegen; wenn ihm heute nicht der ſchimpfliche Tod zu Theil

wird, dann ſind die Religionen in Gefahr, bis zum öffentlichen Geſpötte mißhandelt zu werden, und Gott der Allmächtige wird ſich entſetzen ob der Schonung, die dem Frevler hienieden zu Theil wird, und ob des Untergangs, der ſeine Altäre bedroht.

»Aber Frank iſt nicht nur zu einem Glauben übergetreten, der ihm nicht heilig — er verletzte nicht nur zugleich das chriſtliche und das jüdiſche Geſetz — er bethört nicht nur argloſe Gemüther und fanatiſirt ſie für ſeine ſündhaften Chimären; o nein, er thut noch weit Schlimmeres, weit Gefährlicheres.

»Früher lehrte er meiſt nächtlicher Weile im Walde unter freiem Himmel, jetzt verſammelt er ſeine Jünger in verſchloſſenen Gemächern um ſich und hält Vorträge über Wiſſenſchaften, die, wenn ſie fortgedeihen, allen Glauben zu Grunde richten müſſen.

»Frank zieht die Rechenkunſt der alten Griechen in ſeinen Lehrkreis, treibt Algebra, Geometrie, lehrt Mechanik, Chemie und Phyſik. *)

»Er lehrt im Widerſpruche mit der Bibel die Bewegung der Erde um die Sonne, er ſtellt verderbliche Betrachtungen an über das unglaubliche Alter der Erde, als ob die Bücher Moſis nie exiſtirt hätten.

»Donner und Blitz ſind ihm nicht mehr die furchtbaren Waffen Gottes, ſondern einfache Naturerſcheinungen, die er, wer weiß aus welchen Wirkungen in der Luft, zu erklären ſucht.

*) Dies iſt factiſch. Frank beſchäftigte ſeine Schüler mit Naturwiſſenſchaften, beſonders mit Chemie und Phyſik, ließ ſie fechten und Leibesübungen machen, was auf eine Art Turnſchule hindeutet.

»Er anerkennt die heilige Schrift, doch gibt er gewiſſen Stellen Wendungen, unterlegt ihnen Deutungen, daß ſich das religiöſe Gefühl darob entſetzt und der gläubige Sinn davor zurückſchaudert.

»Wenn das heilige Teſtament, das Buch der Bücher, ſolchen Entweihungen ungeſtraft preisgegeben iſt, wohin wird es am Ende noch kommen?

»Aber auch damit iſt das Regiſter noch nicht geſchloſſen.

»Frank läßt ſeine Schüler auch in Waffen ſich üben. Sie müſſen miteinander fechten, kämpfen, wie Feinde, die ſich gegenüberſtehen; ſie müſſen über Tiſche und Bänke ſpringen, als gälte es Gräben zu überſetzen und als ſollten ſie morgen ſchon ins Feld rücken.

»Und gegen wen ſollen ſie ziehen? Wer iſt der Feind? Iſt's der Ruſſe, der uns von dem Uebermuthe des Adels befreien will? oder iſt's der Adel, der ſengend und brennend das Land durchzieht, und ſich gegen des Königs geheiligte Majeſtät empört?

»Man würde dieſe Frage zu beantworten Anſtand nehmen, um die Geſinnungen eines Mitbruders nicht falſch zu beurtheilen, wenn nicht Jacob Frank zufällig ſelbſt das Mittel zur untrüglichen Entſcheidung der Frage geliefert hätte.

»Es iſt noch nicht lange her, ſo hielt Frank in ſeinem Hauſe eine Frau verborgen, die er für eine reiſende Jüdin ausgab, die jedoch Niemand anders war, als die berüchtigte Gräfin Sophia Kaſſakowska, die von Kaminietz aus die Fäden ſpann, aus welchen das Gewebe von Bar hervorging; von allem Unheil, das dieſer Adelsbund hervorbringt, gebührt daher auch Frank ein Schuldtheil; das geheime Einverſtändniß mit der genannten Parteigängerin offenbart zur Genüge ſeine weltlichen Geſinnungen, und da ſeine Schüler ihm mit

fanatiſchem Eifer anhängen, ſo kann man immerhin erwarten, daß die Frankiſten ihre Waffenübungen in die Wirklichkeit übertragend, heute oder morgen in Maſſe in das Lager der Conföderirten ziehen werden, um gegen den König und die Czarin zu kämpfen.

»Faßt man alles hier Aneinandergereihte ins Auge, ſo erfließt daraus das unwiderlegbare, unzweifelhafte Geſammtergebniß, daß Frank — ſo ehrenhaft und gottesfürchtig er dem äußern Scheine nach daſtehen mag, dennoch zu jenen höchſt gefährlichen Perſönlichkeiten zählt, bei denen der Staat an ſich ſelbſt ein Verbrechen begeht, wenn er ſie nicht ſchnellſtens unſchädlich macht, und für alle etwaigen Nachahmer, denen es gelüſten ſollte, in ſeine heilloſen Fußſtapfen zu treten, ein warnendes Exempel ſtatuirt.«

Als Frank mit dem Leſen des Actenſtückes zu Ende war, verlieh Luzzato ſeiner Entrüſtung Worte.

»Welch eine Anhäufung der ſchwerſten Anſchuldigungen, welch ein Gemiſch von Verdächtigungen!« rief er; »hat man je ſo viel Bosheit und Niederträchtigkeit, ſo viel Lüge und Verleumdung beiſammen gefunden? Noch nie wurden den Handlungen eines Menſchen — und wär' er einer der größten Verbrecher — ſo falſche Beweggründe und Abſichten unterlegt! Wenn man vorgehen wollte wie hier, koſtete es geringe Mühe, jeden Propheten zu einem Sünder, jeden Heiligen zu einem Gotteslängner zu verdächtigen.«

»Und dieſen Angeber, dieſen Verleumder ſoll ich als meinen Lehrer ehren und hochſchätzen?

Frank unterbrach ihn, indem er ſagte:

»Vergiß nie, Luzzato, was Du dem Manne ſchuldeſt, und wär' er auch dein ärgſter Feind. Wer uns Gottes Wort *lehrt, hat Anſpruch auf* unſere Dankbarkeit, für ſeine Verge-

hungen wird er gerichtet werden. Wenn die Biene aus einer giftigen Blume Honig ſaugt, und immer zu ihr wiederkehrt, ſo bedeutet dies eben ſo viel als ſpräche ſie: »Wohl weiß ich, meine Liebe, daß Du in deinen Aederchen auch Gift verbirgſt, behalt' es für Dich, ich komme nur den Honig zu holen.« So, mein Sohn, mußt Du in Bezug auf Rabbi Hajur denken. Was mich betrifft, ſo erübriget mir nichts, als gegen dieſe Anklage mich zu vertheidigen, und da mir die Anklageſchrift ſchon in Kaminietz eingehändigt wurde, hatte ich bereits Zeit und Muße, nicht nur reiflich darüber nachzuſinnen, ſondern meine Vertheidigung bereits zu Papier zu bringen. Vernimm ſie, mein Sohn, und urtheile, ob ſie für jene, die zu überzeugen ſie beſtimmt, auch deutlich genug iſt.«

Und Frank nahm eine zweite Schrift zur Hand und begann abermals zu leſen.

Luzzato horchte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, damit ihm kein Wort des hochverehrten Meiſters entfremdet werde.

XIII.

Jacob Frank's Vertheidigung.

»Und eine Stimme ward gehört von oben — das war eine himmliſche, eine heilige Stimme; — eine andere aber drang von unten nach oben, die war irdiſch und unheilig, unheilig weil hinterliſtig, irdiſch weil verdächtigend.

»Eine ſchwere Anklage iſt gegen mich gerichtet und ich ſoll mich dagegen vertheidigen! Ich thue es im feſten Vertrauen auf meine lauteren Abſichten, im feſten Glauben auf die irdiſche wie himmliſche Gerechtigkeit.

»Die gegen mich gerichtete Anklage ist gefährlich, weniger wegen Unwahrheiten, denn solche ließen sich leicht über den Haufen werfen, als vielmehr wegen falscher Deutung wirklicher Thatsachen, wegen Andichtung und Unterschiebung verdächtigender Motive.

»Ich werde, wessen man mich beschuldiget, zu entkräften suchen und will die Anklage Punkt für Punkt verfolgen, jedoch in umgekehrter Ordnung, indem ich dort beginne, wo der Ankläger endete.

»Die Gräfin Sophia Kassakowska hielt sich in meinem Hause unter der Maske einer Jüdin heimlich auf, die Thatsache ist richtig; allein ein Einverständniß zwischen mir und ihr hat niemals stattgefunden. Als ich das leere Zimmerchen meiner Wohnung vermiethete, ahnte ich nicht, daß es für die Gräfin Kassakowska bestimmt sey, erst als sie eintraf, erkannte ich sie, die ich zum letzten Male als Kind im Hause ihres Vaters gesehen, wo ich einst Monate lang Branntwein bereitete.

»Eingedenk der Wohlthaten, die ich bei den Eltern genoß, bewahrte ich das Geheimniß der thatkräftigen Tochter, ohne jedoch an ihrem Thun theilzunehmen; was ich that, geschah somit aus Dankbarkeit, ohne Neben- oder Hintergedanken.

»Ich bin ein Mann des Glaubens und der Wissenschaft, habe nie an weltlichen Händeln theilgenommen und denke jetzt um so weniger daran, da mein Blut kalt und mein Auge scharf genug ist, das Ende, wie es nicht ausbleiben kann, vorauszusehen.

»Ich stelle die Thatsache, daß meine Schüler im Waffenspiel sich üben, nicht in Abrede, doch geschieht es nicht, *um einst an einem* ernsten Kampfe theilzunehmen, sondern

weil die Bewegung dem Körper noththut, weil der Wechsel zwiſchen körperlicher und geiſtiger Thätigkeit der Geſundheit zuträglich, weil Leibesübungen die Muskelkraft erſtarken machen und die Gelenkigkeit der Glieder erhöhen. Ich will, daß meine Schüler nicht nur an Geiſt, ſondern auch an Körper wohlgebildet erſcheinen, der Geiſt des Menſchen iſt mit dem Körper innig verbunden, ein leidender Körper drückt auch den Geiſt, die Thätigkeit des Leibes erhöht auch die geiſtige Stimmung.

»Die Waffenübungen meiner Schüler ſtehen daher mit den Welthändeln eben ſo wenig in Verbindung, wie der Aufenthalt der Gräfin Kaſſakowska bei mir mit meinen politiſchen Sympathien; die daraus gefolgerte Anſchuldigung iſt daher eine angeberiſche Verdächtigung, gegen welche mein Charakter und meine ganze Vergangenheit zeugen.

»Man klagt mich ferner an, daß ich meine Schüler in der Mathematik, Phyſik und Chemie unterrichte.

»Ich kann die Thatſache nicht in Abrede ſtellen; ich gebe mir Mühe, daß meine Schüler die Natur, ihr Schalten und Walten, ihre geheimen Kräfte, die Mannigfaltigkeit in ihr, kurz, daß ſie aus dem erhabenen Wunderwerke die ganze Größe des Schöpfers kennen lernen. Das Thier iſt da, um die Schöpfung anzuſchauen, der Menſch aber lebt, um ſie zu erforſchen.

»Wer im Geiſte zu ſchwach iſt, die Allmacht Gottes zu begreifen, dem zeige ich die fernen Welten, die fort und fort nach dem nemlichen Geſetze wandeln, dem weiſe ich den Grashalm, den derſelbe Wille erſtehen ließ, der jenen tauſend Welten Geſetze vorſchrieb.

»Wer ſeine Weisheit nur aus Büchern und in Stuben

ſammelt, dem klebt immer der irdiſche Staub an; wer ſie aber von draußen aus Gottes freier Natur holt, dem nur ſcheint Sonnenlicht und den erfriſcht der Odem Gottes, die reine Luft.

»Der Talmud erwähnt eines Römers, der da behauptete, »die höchſte Freiheit und Glückſeligkeit des Menſchen beſteht darin, der Natur gemäß zu leben;« wie aber vermöchte man dies, ohne die Natur zu kennen?

»Wer die Wiſſenſchaften der Natur pflegt, dem ſind freilich Donner und Blitz etwas Anderes als Waffen Gottes; allein er lernt auch, daß ein Weſen, welches ſo allmächtig in ſeinen Schöpfungen, ſo allweiſe in ſeinen Anordnungen iſt, keiner Waffen bedarf, um in ſeinem Reiche Ordnung zu erhalten.

»Wahr iſt es weiter, daß Vieles, was die Naturwiſſenſchaft lehrt, mit dem Wortlaut der Bibel im Widerſpruche ſteht. Deshalb behauptete ich auch in meinen Lehrſätzen, daß Moſes und die Profeten ſich in ihren Schriften oft uneigentlich ausdrückten und auf einen geheimen Sinn, den ſie ihren Worten unterlegten, hindeuteten. Die Aufgabe der Theologen wird es daher bleiben, jene Widerſprüche zu erklären oder zu beſeitigen. Die Behauptung, daß die Naturwiſſenſchaften, wenn ſie fortgedeihen, den Glauben zu Grunde richteten, iſt falſch; der Glaube ruht im Geiſte und der Geiſt iſt ewig. Die Kenntniß der Natur, die Enthüllung ihrer Geheimniſſe kann die Menſchheit nur erleuchten, die Moral nur kräftigen.

»Ich komme nun zu jenem Theil der Anklage, der ſich auf meinen Uebertritt zum Chriſtenthum bezieht, auf mein Gebahren als Chriſt.

»Die Anklage geſteht mir zu, die Idee des Chriſten*thums angenommen* zu haben, ſie kann es nicht läugnen, daß

ich die Lehre von der Dreieinigkeit zu einem meiner Glaubensſätze gemacht; dagegen legt ſie mir zur Laſt, als Chriſt manchen der jüdiſchen Gebräuche beibehalten zu haben, und deswegen, meint ſie, vergehen ſich die Frankiſten, da ſie nicht Juden ſind noch Chriſten, gegen die Satzungen beider Glauben.

»Der Allmächtige iſt mein Zeuge, daß es mir nie in den Sinn kam, mich gegen das Chriſtenthum oder gegen das Judenthum zu verſündigen; was ich that und noch thue, geſchah in der unumſtößlichen Ueberzeugung meiner Seele, im unwiderſtehlichen Drange meines Herzens; nicht Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden, nicht die Sucht nach Neuerung bewog mich, »das ſündenſchwere Gewirre«, wie es die Anklage nennt, zu meinem Glauben zu machen, ſondern ich folgte nur einem ſchon dageweſenen Beiſpiele jener heiligen, jener erleuchteten Zeit, welche die Kirchengeſchichte die apoſtoliſche nennt.

»Warum,« ſo dachte ich mir, »ſollte gerade jetzt die Kluft zwiſchen Judenthum und Chriſtenthum, zwiſchen der vor Alter und Leiden gebeugten Mutter und der jungen, mächtig herrſchenden Tochter eine unüberſteigliche ſeyn, während ſich kurz nach der Entſtehung des Chriſtenthums in der Secte der Judenchriſten ein Verbindungsglied, ein Uebergang von der einen zur andern bildete?

»So oft die Blätter der Religionsgeſchichte vor mir aufgeſchlagen lagen, ſo oft ich mich im Geiſte in die heilige Zeit der Apoſtel zurückverſetzte, ſchwebte mir immer das Ideal eines Judenchriſten vor, der von der Idee des Gottmenſchen begeiſtert, von der Verehrung für das Geſetz Moſis durchdrungen iſt. Wie auch ſeitdem das Chriſtenthum ſich herangebildet, was auch ſeit damals aus dem Judenthum geworden, ich dachte an nichts, mir war nichts gegenwärtig als der Erlöſer auf Golgatha und das Geſetz vom Sinai. Und je länger, je

mehr ich darüber nachsann, desto mehr dünkte es mir näherten sich die heiligen Stätten und immer kleiner wurde der Zwischenraum, immer geringer die Höhenunterschiede, bis sie endlich in Eins zusammenfloß und in meinem Geiste eine Einheit wurden.

»Und wie die Idee mich erfüllte, mich begeisterte, fing ich an sie zu lehren und Greise, im Wissen und im Geiste erleuchtete Männer, Köpfe, die bisher starr am Althergebrachten hielten, wurden wie ich von der Idee erfaßt, und wie der Frühlingswind ein Blatt hebt, so wurden sie von ihr emporgehalten. Entzückt die Blicke gegen oben gekehrt, hoben sie die Hände dankend zum Himmel und jubelten: »Preis dem Tage, an dem es ward verkündet, der Weg zu einer Annäherung zwischen Judenthum und Christenthum ist gefunden, nun werden die Verfolgungen aufhören und die Versöhnung wird platzgreifen!«

»Und nun da der Idee die Ausführung folgte, da Hunderte durch diesen Glauben — der ihr ganzes Wesen erfüllt — auf Erden schon einen Himmel gefunden haben, nun ertönt eine Stimme von unten nach oben — o gewiß, es ist eine irdische, eine unheilige Stimme — und spricht, wir treiben mit der Religion ein Gespötte.

»Wem liegt der Spott ferner als dem, der glaubt? Wer wird eines Glaubens spotten, wenn er dessen Höchstes sich aneignet?

»Und weil ich geglaubt, weil ich dem uralten Beispiele folgte, weil ich für möglich hielt, was einst schon war, sollte ich todeswürdig seyn? Deshalb sollte die Religion verfallen, sollte Gott sich entsetzen?

»*Nein, nein,* lassen wir uns nicht täuschen von der

dräuenden Stimme, die ihren irdiſchen Urſprung nur zu ſehr verräth.

»Eben die Geſchichte, aus der ich meine Ueberzeugungen ſchöpfte, lehrt uns, daß in der apoſtoliſchen Zeit die Judenchriſten diejenigen waren, die von den Rabbinen und dem orthodoxen Pöbel am gehäſſigſten verfolgt wurden. Sie haßten ſie mehr als ſelbſt die Heiden und Heidenchriſten; unter dem Namen Minäer (Minie) verläugneten ſie alle Secten, die aus dem Judenthume entſproſſen.

»Daß mit dem Erwachen der Idee auch der alte Haß wieder erſtand, beweiſet die gegen uns gerichtete Anklage — und wenn unſere Zeit nicht gerechter iſt als die damalige, dann freilich ſteht mir und den Meinen ein ſchweres Loos, ein Martyrerthum bevor.

»Welches dies aber auch ſeyn möge, was auch die Zukunft in ihrem Schooße trägt, ich zage nicht, ich bebe nicht; mein Blick bleibt immer hoffnungs- und vertrauensvoll nach oben gerichtet.

»Ich ſtamme in gerader Linie von einem jener Mädchen ab, die Caſimir der Große mit der Jüdin Eſther gezeugt hat, und bin wie bekannt, im Judenthume erzogen worden. In den Adern jener Königstöchter miſchten ſich chriſtliches und jüdiſches Blut, und wo Jahrtauſende nicht vermögen den Typus einer Nation zu verwiſchen, da reichen auch ein paar Jahrhunderte nicht hin, die Natur einer Abſtammung zu verwehen. So bin ich geworden, wozu die Abſtammung mich gemacht hat; wollte mich Jemand darob ſtrafen, dann könnte er mit demſelben Rechte einen Knaben züchtigen, weil er als Knabe und nicht als Mädchen zur Welt kam!«

— — — — — — — — — — —

Und Frank hatte schon aufgehört zu lesen und Luzzato regte sich noch immer nicht und blieb versunken in einem Gedankenmeere, welches der Inhalt der Schrift in ihm aufwogen machte.

Endlich kam er zu sich und in die Wirklichkeit versetzt, war seine erste Handlung, daß er sich vor Frank auf die Knie niederließ, dann das Haupt ehrfürchtig beugend, sprach er:

»Ich erkenne in Dir den hohen Meister und Herrn, auf dem der Segen und Schutz Sabbathai's, geheiliget bleibe sein Name, ruhen. Du hast den Geist des Gründers unserer Lehre erfaßt und läſſest den von ihm gepflanzten Stamm zu größerer Pracht sich entfalten; deine Worte sind süß wie Rosenhonig, duftig wie Weihrauch, wahr und faßlich wie der Tag. Wer Dir anhängt, braucht nur den Geist in sich aufzunehmen, so wie das Kind nur die Nahrung in sich zu verschlucken nöthig hat, die ihm von der Amme an den Mund gehalten wird, und wahrlich, wo gäbe es für den Glauben und für den Geist eine bessere Amme wie Du? Die Gelehrsamkeit bringt so wie die Tugend nicht blos denen Genuß, die sie besitzen, sondern sie erquicken auch Andere durch das Gefühl der Bewunderung, welches sie ihnen einflößen. Ich schätze mich glücklich, der Erste gewesen zu seyn, den Du für würdig erachtet hast den Geist dieser Schrift in sich aufzunehmen, — ich werde dafür der Allerletzte seyn, der von Dir läßt; ja, wenn Alle, Alle, die Dich jetzt preisen und loben, sich von Dir wenden sollten, so werde ich doch zu Dir halten, ich bleibe treu und fest bis zum allerletzten Athemzuge. So wie Dir, mein Herr und Meister, war auch mir von Sabbathai dem Heiligen eine große Mission geworden, mein Eid verbietet mir, jetzt schon zu enthüllen, welche Pflicht mir und einem Zweiten zu Theil geworden; der Wille Sabbathai's befiehlt

mir, jene Miſſion nicht allein, ſondern im Vereine mit einem Zweiten zu erfüllen, der — o, daß ich es erlebt — gewiſſenlos genug iſt, der Erfüllung ſeiner Pflicht aus dem Wege zu gehen. Aber nicht lange mehr ſoll ihm das Entkommen gelingen; wenn ich ihn erfaſſe, dann wird die Stunde der Entſcheidung geſchlagen haben und was bis jetzt Geheimniß war, wird klar werden, wie das Licht der Sonne. Und wo Du, mein Herr und Meiſter, auch immer weilen magſt, Simon Luzzato wird Dich zu treffen wiſſen. Segne mich, damit mein Vorhaben gelinge, und ſey überzeugt, wenn Du es thuſt, ſieht Sabbathai's Geiſt wohlgefällig auf Dich hernieder.«

Jacob Frank betete den Segen Gottes auf das Haupt Luzzato's herab, deſſen Worte ihm zwar räthſelhaft klangen, deſſen Frömmigkeit, Ehrlichkeit und Treue aber vor ihm aufgedeckt lagen, wie eine grüne Wieſe im unverkümmerten Glanze einer Frühlingsſonne.

Verwandte Herzen erkennen ſich immer, gleichviel ob ſie durch Bande der Tugend oder der Sünde verwandt ſind. Erſtere aber erkennen ſich nicht nur, ſondern ſie verkennen ſich auch niemals.

XIV.

Die Taube unter den Adlern.

Durch die ſchmutzigen Gaſſen der Warſchauer Vorſtadt, die neue Welt genannt, eilte ein paar Abende ſpäter eine maſowiſche Bäuerin, die unter einer Kopfhülle hervorguckte, die Gaſſen und Häuſer genau betrachtete und ſich ganz ſo benahm, wie Jemand, der in einer Stadt, wo er ſchon lange nicht war, ein Haus ſucht.

Und während die Bäuerin eine Weile herumſondirte, ſetzte ſie ſich in eiligere Bewegung und langte bald vor jenem Hauſe an, wo Jodlitzki und Pawlow den Oberſten Stravinski aufgeſucht hatten.

Nachdem ſie das Haus gefunden, ging ſie ohne weiter zu fragen über den Hof und machte erſt Halt, als ſie vor der Wohnung des Oberſten anlangte, an deren Schwelle ein Pole, in einen Pelz gehüllt, ſaß.

Die Bäuerin näherte ſich ihm und fragte ihn leiſe ob der Herr Oberſt zu Hauſe ſey.

Der Diener verneinte die Frage.

»Wo befindet er ſich?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wann kehrt er heim?«

»Auch das weiß ich nicht.«

Der unfreundliche, mürriſche Ton des Dieners blieb indeſſen bei dem Weibe gegenüber ohne Wirkung, ſie lächelte blos und ſprach: »Wart, mein Burſche, ich werde Dich gleich mittheilſamer machen! Sage mir doch, wo horſten die Adler?«

Der Diener ſchnellte auf, öffnete ehrerbietig die Thür und ließ die Bäuerin in die Stube treten. Es war die nemliche, wo die Unterhaltung zwiſchen Stravinski, Jodlitzki und Pawlow ſtattgefunden und wo der Wiener Barbier B ſagen mußte, nachdem er mit dem Ueberfalle des ruſſiſchen Couriers A geſprochen hatte.

Doch die Bäuerin traf in der Stube abermals nur einen Unbekannten, vielleicht war's ein Eingeweihter, denn er ſaß an einem Tiſche und las bei dem ſchwachen Lichte einer Lampe in einem Buche.

»Wo horſten die Adler?« fragte die Bäuerin hier wie draußen.

»Wer iſt's, der es wiſſen will?« fragte darauf der Mann.

»Die Gräfin Sophia Kaſſakowska,« lautete die Antwort.

Und der Mann trat zur Wand, öffnete, indem er durch einen Druck eine Springfeder in Bewegung ſetzte, eine verborgene Thür und ſagte ehrerbietig: »Folgen Sie mir, Frau Gräfin.«

Die Dame in den bäuerlichen Gewändern durchſchritt, den Fußſtapfen des Mannes folgend, eine längliche finſtere Kammer uud ſah nach wenigen Secunden ein hell erleuchtetes Gemach ſich öffnen, in das ſie von ihrem Wegweiſer mit den Worten: »die Frau Gräfin Kaſſakowska!« eingeführt wurde.

Sieben Herren, die um eine mehr mit Getränken als mit Speiſen belaſtete Tafel gereiht waren, erhoben ſich ſchweigend von den Sitzen und begrüßten mit einem leichten Kopfnicken die berühmte Patriotin.

Kein Laut der Freude, kein Ruf der Ueberraſchung floß von ihren Lippen, nur Oberſt Stravinski, der den Ehrenplatz einnahm, ob als Herr der Wohnung oder als Haupt der Verſchwornen war ungewiß, begrüßte die Dame, indem er mit kalter Förmlichkeit die Worte ſprach:

»Sehen Sie uns willkommen in Warſchau, Frau Gräfin! Auf Ihre Ankunft im Vorhinein vorbereitet, ſahen wir ihr von Tag zu Tag entgegen und freuen uns, Sie wohlbehalten in unſerer Mitte zu ſehen.«

Es gehörte ein wenig geübtes Ohr dazu, ſchon aus dem Tone des Oberſten das Gegentheil von dem, was er ſagte, herauszuhören, wäre man auch für den kalten Empfang blind

und für das förmliche Wort unempfindlich gewesen, was bei unserer Dame gewiß Niemand erwartete, der sie kannte.

Die Gräfin, ohne eine Ueberraschung zu verrathen oder eine Empfindlichkeit an den Tag zu legen, nickte den Herren vornehm zu und nahm den ihr zur Rechten des Obersten angebotenen Sitz ein.

Mit einem Blicke die Gesellschaft überfliegend, erkannte sie den Husarenhauptmann Kuzma, die Herrn Lukaski. Takrzewski und Dzierzanowski; die zwei noch Uebrigen — einer davon war Pawlow — hatte sie noch nie gesehen.

Ihr zweiter Blick galt der mit Bouteillen reich beschwerten Tafel, wo er mit auffallender Absicht länger als schicklich verweilte und mit einer Pantomime schloß, aus welcher man bequem die Bemerkung herausleſen konnte: »Man scheint in Warschau mehr zu trinken als zu handeln.«

Oberst Stravinski, um sich gegenüber dem stummen Vorwurf zu entschuldigen, sagte:

»Ich habe unsere Freunde zu einem kleinen Schmause geladen, da wir in Warschau, ob der Gefahr, die uns überall droht meist auf unseren eigenen Kreis angewiesen sind.«

Die Gräfin unterbrach ihn.

»Ich begreife das, Herr Oberst,« sagte sie lächelnd, »die menschliche Maschine ist complicirter Natur, wie das erste beste Räderwerk, jedes Rad verlangt sein Oel, wenn das Ganze nicht knarren oder gar stocken soll. Was ich aber nicht begreife, ist das Knarren und Quicken bei einem, wie ich sehe, sehr wohl geschmierten Räderwerk. In Wirklichkeit, meine Herren, ich gerathe auf die Vermuthung, daß mein Erscheinen die Maschine in's Stocken gebracht hat.«

Herr von Stravinski, der einen so offenen Angriff nicht *erwartet haben mochte*, gerieth in Verlegenheit und suchte

vergebens nach paſſenden Worten, die den kalten Empfang, den man der Patriotin zu Theil werden ließ, beſchönigen ſollten.

Die Gräfin, da ihr von dieſer Seite keine Erwiederung ward, ſah die Uebrigen einen nach dem andern mit einem herausfordernden Blicke an, der ſeine Wirkung nicht verfehlte.

Hauptmann Kuzma ergriff die Rede und ſprach:

»Da es Ihnen, Frau Gräfin, beliebt in Gleichniſſen zu ſprechen, ſo kann ich füglich Ihr Beiſpiel nachahmen. Wir ſind kein Räderwerk in dem Sinne, wie Sie anzunehmen vorgeben, ſondern wir ſchmeicheln uns blos, eine beſtimmte Anzahl von einzelnen Rädern zu bilden, die man einem Fuhrwerke anſteckt, um es leichter fortzurollen. Wie die Mechanik jedoch lehrt, darf die Räderzahl eine gewiſſe Höhe nicht überſteigen, weil dadurch die Reibung vermehrt, daher das Fortbringen unnöthig erſchwert wird. Dieſer Lehre entſprang auch das Sprichwort »vom fünften Rade an einem Wagen.« wer weiß, Frau Gräfin,« platzte der Hauptmann heraus, »ob Sie nicht ein ſolches ſind.«

Die Dame ſtutzte, doch nur Einen Moment lang, dann ſah ſie den Hauptmann mit einem Blicke an, der zwiſchen Mitleid und Verachtung ſchwankte, und verſetzte:

»Auch die Tugenden beſitzen eine Grenze, jenſeits welcher ſie in Fehler ausarten; ſo wird, um nur einige Beiſpiele anzuführen, aus der Geduld Schwäche, aus der Mildthätigkeit Verſchwendung und aus der Aufrichtigkeit Grobheit. Dieſe Bemerkung gilt einzig und allein Ihnen, Herr Hauptmann; das Folgende geht jedoch Alle an. Ich kam hieher, weil Herr von Pulaski mich ausdrücklich darum erſuchte, ich übernahm die Miſſion gerne, wie ich zu Allem bereit bin, was ich dem Vaterlande erſprießlich erachte. Dies, meine Herren,

hätten Sie bedenken ſollen, bevor Sie mich wie einen Eindringling empfingen. Nun aber, da dies bereits geſchehen iſt, da Sie das Verdienſt, eine Patriotin gekränkt und beleidigt zu haben, erwarben, nun habe ich auch ein Recht zu verlangen, daß Sie mich mit der Urſache Ihrer Mißſtimmung bekannt machen.«

Oberſt Stravinski, als der gemäßigteſte und einſichtsvollſte der Verſchwornen, übernahm die Aufgabe, die Dame zu beſänftigen und ihr das Räthſel zu löſen.

Der Oberſt unterließ es die Mitverſchwornen von der mit Pulaski verabredeten Mitwirkung der Gräfin vorzeitig in Kenntniß zu ſetzen; erſt als nach ſeiner beiläufigen Berechnung das Eintreffen der Gräfin nahe bevorſtand, theilte er den Adlern ſeine Unterredung mit Herrn von Pulaski und die im Lager eingegangenen Bedingungen mit.

Darüber brach unter der Mehrzahl des Siebengeſtirnes große Mißſtimmung aus.

»Man mißtraut uns!« riefen die Einen.

»Man hält uns für unfähig ohne die Gräfin etwas für das Vaterland zu vollbringen!« klagten die Andern.

»Wir bedürfen keiner Beaufſichtigung!« ſetzten die Erſteren hinzu.

»Wir werden auch ohne die Kaſſakowska fertig werden!« prahlten die Zweiten.

Oberſt Stravinski beſaß nicht die Kraft, vielleicht fehlte ihm auch der Wille, die ausbrechende Zwietracht zu beſchwören; wäre die Möglichkeit vorhanden geweſen, man hätte den Handſtreich ausgeführt, bevor die Gräfin in Warſchau eintraf, da man aber erſt an der Schwelle des Ereigniſſes ſtand, ſo erübrigte dem Oberſten nichts, als der Gräfin die Wahr-

heit zu bekennen und ſie mit dem Mißbehagen der Verſchwornen bekannt zu machen.

Der Patriotin erſchien die Denkweiſe dieſer Herren anfangs wie ein Räthſel.

Ihr, die bei allen Unternehmungen nur Ein Ziel vor Augen hatte, deren Charakter von Eigenliebe, Eitelkeit und Eigennutz rein war, lagen perſönliche Rückſichten jederzeit ſo ferne, daß ſie ſolche auch bei den Verbündeten nicht ahnte; erſt nach einigem Sinnen und als Stravinski ſie bat, den Ruhm Anderer nicht zu ſchmälern, warf ſie einen Blick in das Getriebe dieſer alltäglichen Geſinnung und erſchrak.

Ja, ſie erſchrak, denn der vorgefundene Ehrgeiz, die Ruhmſucht, der Neid ließen ſie mit Recht nicht ſo ſehr einen ſchlimmen Ausgang des Handſtreiches, als einen Mißbrauch der Uebermacht befürchten, ſobald der König in die Gewalt ſolcher Menſchen gelangen würde.

Der Gedanke durchflog ihre Seele, der Handſtreich könne in ein förmliches Attentat ausarten, gerichtet nicht blos gegen die Freiheit, ſondern gegen das Leben des Königs!

Unter dem Eindruck des Schreckens, der ſich ihrer bemächtiget, ergriff ſie, als Stravinski ſtillſchwieg, die Rede.

»Ich danke Ihnen, Herr Oberſt,« ſagte ſie, einen Seufzer nur mühſam unterdrückend, »Sie haben den Schleier von meinen Augen gezogen und jetzt erſt vermag ich die Dunkelheit des Adlerneſtes zu durchdringen. Ich wähnte ein erwachſenes Geſchlecht zu finden, fähig, den Flug gegen die Sonne zu wagen, ſtatt deſſen bemerke ich kaum den Eiern entkrochene Geſchöpfe, nur zur Noth befiedert und ſchwer zu unterſcheiden von jenem Nachtgeflügel, das nur in alten Ruinen niſtet und ſeine Bahnen nur in der Dunkelheit findet. Werfen Sie mir immerhin Blicke zu wie ſcharf geſpitzte

Dolche, ich fürchte ſie nicht und wären ihrer zehnmal ſo viel anweſend. Wer, wie ich, die Nächte von Mirogrod erlebt, der iſt gefeit und gewappnet, den flieht die Furcht für ſein ganzes künftiges Leben. Sie grollen ob meiner Ankunft und verweigern, daß ich an dem bewußten Unternehmen theilnehme, warum dies? Weil Ihre Eigenliebe ſich zurückgeſetzt, Ihr Ehrgeiz ſich beeinträchtiget ſieht. Meine Herren, ich denke nicht daran, Ihre Verdienſte zu ſchmälern oder gar Sie ihrer zu berauben, ich habe den Kampf für Polen unternommen, nicht um meine Stirne mit Lorbeeren zu umwinden, ſondern um dem Lande, dem ich mit Leib und Seele angehöre, nützlich zu ſeyn. Wo dieſer Nutzen ohne mich errungen werden kann, ziehe ich mich willig zurück und wende mich nach anderwärts im Lande, wo man meiner beſſer bedarf. Ich erkläre Ihnen daher feierlich, daß ich bei Ihrem Unternehmen auf jede Mitwirkung und auf allen Ruhm, der daraus erſprießt, freiwillig verzichte, daß ich ſelbſt an dem geiſtigen Theil des Unternehmens, das heißt an dem Entwurfe des Planes, keinerlei Antheil nehmen will, und damit, denke ich, können Sie ſich allſeitig wohl beruhigen, von jetzt an haben Sie keine läſtige Nebenbuhlerin mehr zu ſcheuen. Indem ich jedoch die Intereſſen des Vaterlandes Ihrer Einſicht und Ihrem Muthe überlaſſe, fühle ich mich verpflichtet, für deſſen Ehre zu wachen. Das beabſichtigte Unternehmen iſt ſo heiklicher Natur, daß es, ſelbſt wenn es gelingt, unter gewiſſen Umſtänden dem Lande verderblich werden, deſſen Ehre für ewige Zeiten bemakeln kann, und, offen geſtanden, meine Herren, ich liebe Polen ſo heiß wie vielleicht kein Menſch im Lande, trotzdem will ich es lieber unglücklich und geknechtet, als ehrlos ſehen. Mögen Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Landes in Trümmer *gehen, die Ehre* muß gewahrt bleiben, damit die Welt —

wenn der ewige Wille unſeren Untergang beſchloſſen haben ſollte, bedauernd an der Leiche ſtehe. Darum, meine Herren, bleibe ich weiter in Warſchau und ziehe mich von Ihnen nicht zurück, ich werde nicht handeln, nicht ſprechen, aber ich werde wachen.«

Der Rede der Gräfin folgte eine kurze mimiſche Verſtändigung unter den Verſchworenen und Hauptmann Kuzma antwortete, daß man gegen die Anweſenheit der Patriotin nichts einzuwenden habe, ſie jedoch bitte, Plan und Ausführung des Handſtreichs den Männern zu überlaſſen. Was die Ueberwachung der Ehre des Landes beträfe, ſo bliebe ſie ihrem anerkannten Patriotismus anheimgeſtellt; er für ſeine Perſon ſey der Meinung, die Ehre eines Landes werde nie bemakelt, wenn man für ſeine Selbſtſtändigkeit und Freiheit kämpft. Dagegen bemerkte die Dame, daß der Kampf auch mit ehrlichen Waffen geführt werden müſſe, worauf Kuzma zweideutig erwiederte: »So ehrlich wie die des Feindes.«

Stravinski, der den Zwieſpalt im eigenen Lager befürchtete, miſchte ſich in den beginnenden Streit und ſuchte die Meinungsverſchiedenheit auszugleichen, indem er nach hier und dort Zugeſtändniſſe machte, die Gräfin zu beruhigen und Kuzma zu beſchwichtigen ſuchte.

»Wozu der Worthader?« ſchloß er ſeine beſchwichtigende Rede, »wir Alle verfolgen Ein Ziel und wenn dazu verſchiedene Wege führen, ſo wird man nicht muthwillig den weniger ehrenhaften wählen; übrigens, Frau Gräfin, gaben Sie uns ja das Verſprechen, ſich nicht zurückzuziehen, Sie werden daher unſeren Berathungen beiwohnen, unſere Pläne mit anhören und Sie können, ſobald Sie die Ehre des Landes bedroht glauben, Ihre Stimme erheben; meine Freunde ſind zu einſichtsvoll, um etwas zu wollen, was die anderen Pa-

triotен verdammenswerth finden; die Sache muß ohnedem binnen wenigen Tagen zu Ende gebracht ſeyn, wir erwarten heute noch einen unſerer Kundſchafter und wenn er beſtätiget, was ich heute Nachmittags vernahm, ſo wird die Gelegenheit, unſer Unternehmen auszuführen, nicht lange mehr auf ſich warten laſſen.«

Der Oberſt wurde durch den Eintritt jenes Mannes unterbrochen, der die Gräfin angemeldet hatte. Er näherte ſich Stravinski und raunte ihm einige Worte ins Ohr.

»Schon gut,« verſetzte dieſer, »laßt den Spion nur eintreten.«

Nach wenigen Secunden trat Doctor Joblitzki in das Gemach.

Die Gräfin Kaſſakowska war nicht wenig erſtaunt, in dem Spion der Adler ihren Verbündeten von Mirogrod wieder zu finden.

Der Wiener Barbier, dem die in dieſem Kreiſe ungewohnte Anweſenheit einer Frau gleich auffiel, hatte die Bäuerin kaum angeſehen, als er in ihr auch ſogleich die Dame erkannte.

»O, o, Frau Gräfin,« rief er, »ſind Sie es wirklich? welche Freude Sie unverhofft wieder zu ſehen!«

»Sie befinden ſich ſchon wieder im Dienſte des Vaterlandes?« fragte die Dame freundlich.

»Wie Sie ſehen, Frau Gräfin,« erwiederte Joblitzki mit der betrübteſten Miene, die ein Patriot zu zeigen vermag.

»Und ſogar zum Spion haben Sie ſich qualificirt?«

»Was ſoll man thun,« verſetzte der Doctor mit einer Jammermiene, »wenn das allgemeine Wohl es erheiſcht; jeder *dient dem Vaterlande*, wie er es eben vermag.«

Und wie ein Schulknabe den geſtrengen Herrn Lehrer blickte der Wiener den Oberſten an, um in deſſen Blicken zu leſen, ob es ihm auch gegönnt ſey, ſich ungeſtört der Freude zu überlaſſen und ſich der Gräfin mitzutheilen.

Stravinski verſtand die ſtumme Bitte des jämmerlichſten aller Kundſchafter und ſagte kurz:

»Entledigen Sie ſich deſſen, was Sie uns zu berichten haben, in wenigen Worten, dann bedürfen wir Ihrer Aufmerkſamkeit nicht mehr.«

Jodlitzki verneigte ſich und mit Würde, ſo weit ſeine Trübſeligkeit eine ſolche geſtattete, meldete er: »Der Fürſt Kanzler Czartoriski befindet ſich nicht allein unwohl, ſondern ſogar bettlägerig. Ich habe die Bekanntſchaft ſeines Hausarztes gemacht und weiß ſogar was ihm fehlt. Hätten ſich Seine Durchlaucht meiner Kunſt anvertraut, ich würde ihr einen tüchtigen Aderlaß applicirt und einige drachmas tinctura opii beigebracht haben, allein —«

»Schon gut « unterbrach ihn der Oberſt mit Strenge, »wir benöthigen kein Recept für die Krankheit des Fürſten, uns genügt die Beſtätigung, daß er darniederliegt.«

Und den Gegenſtand kurz abbrechend, gab er der Unterhaltung eine andere Richtung, indem er ſich an die Dame wandte und über Jodlitzki Erkundigungen einzog, um ſich eine Beſtätigung ſeiner mündlichen Angaben zu verſchaffen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Patriotin dem Doctor das günſtigſte Zeugniß ertheilte und ſeine Dienſte, die er ihr in Mirogrod und ſpäter durch die Gefangennahme des ruſſiſchen Couriers leiſtete, hoch pries.

Pawlow konnte nicht umhin, die berühmte Patriotin

auch mit ſeiner Wenigkeit bekannt zu machen, um ſie auf ſeine Mitwirkung bei der letzten Affaire aufmerkſam zu machen.

»Ehre dem Ehre gebührt,« ergriff der Wiener nach ihm die Rede, »mein Kunſtgenoſſe hat ſich viele Mühe gegeben, mich mit ſeinem ewigen Mißtrauen zu quälen.«

»Können Sie mir das verargen, gnädige Frau? Gewiß nicht! In einer Zeit, wie die jetzige, darf man dem eigenen Schatten nicht trauen, außerdem man hörte ihn laut rufen: »Vivat Polonia!«

»Wie aber kam es, daß der Doctor auch in die gegenwärtige Angelegenheit eingeweiht wurde?« fragte die Gräfin.

Oberſt Stravinski übernahm es, die Frage der Dame zu beantworten und Jodlitzki durch die Anweſenheit der Patriotin kühner geworden, ergänzte die Mittheilung durch eine Art Anklage, in der er ſich über die Weiſe, wie er zum Kundſchafter gepreßt wurde, bitter beklagte.

Die Gräfin nahm ſich ſeiner ernſtlich an und erſuchte die Herren, den Doctor ferner aus dem Spiele zu laſſen, da von ihm kein Verrath zu befürchten ſey.

»Ich habe Herrn Jodlitzki ſo viel zu danken,« ſagte ſie, »daß ich ihn in keine weitere Gefahr verwickelt zu ſehen wünſche. Laſſen wir ihn daher in Gottes Namen ſeiner Wege ziehen. Er hat, wenn auch kein geborner Pole, doch ſo viel für uns gethan, daß gar viele Patrioten ſich ähnlicher Wagniſſe zum Beſten des Vaterlandes nicht rühmen können.«

Die Fürſprache der Dame fand geneigte Ohren.

Bald darauf, da man an dieſem Abende nichts zu verhandeln hatte, ſchickte man ſich zum Fortgehen an.

Der Wiener nahm von den Adlern Abſchied.

Da nun ſeiner Reiſe, wie er ſagte, kein Hinderniß mehr

im Wege stände, so gedenke er sie an einem der nächsten Morgen anzufreten, werde daher muthmaßlich nicht mehr die Ehre genießen, mit den Herren Verschworenen zu verkehren.

»Einestheils,« schloß er gerührt seine Abschiedsrede, »freue ich mich meiner Heimat zuzureisen, anderntheils ist es mir keineswegs unangenehm, meine arme Haut in Sicherheit zu bringen. Spionage ist nun einmal nicht mein Beruf und bleibt immer ein gefährliches Handwerk; deshalb ziehe ich die Arzneikunst vor. Ich bin zum Doctor geboren und will Doctor bleiben. Sollten Sie einmal meines ärztlichen Rathes bedürfen, so wenden Sie sich nur vertrauensvoll an mich, und ich werde Ihnen mein Recept mit der Post einschicken. Ich schulde Ihnen zu viel Verbindlichkeiten, als daß es mir nicht Vergnügen gewähren sollte, an Ihnen meine Kunst zu versuchen.«

Die Gräfin lächelte bei dieser offenen Drohung Jodlitzki's, die glücklicher Weise von den mit seiner lebensgefährlichen Praxis unbekannten Verschworenen nicht verstanden wurde.

Oberst Stravinski dankte ihm für die geleisteten Dienste, Pawlow reichte ihm gerührt die Hand und sagte:

»Werther Herr Collega! Wir scheiden als gute Freunde und Patrioten von einander. Ihr reist nach Wien, ich bleibe in Polen. Sollte das Schicksal mich einst nach Wien führen, dann will ich Euch aufsuchen, wir wollen Eins mitsammen trinken und »Vivat Polonia« rufen.«

Der Wiener Barbier schüttelte melancholisch Kopf und Zopf und versetzte:

»Ich fürchte, mein Lieber, bis Ihr nach Wien kommt,

wird man nicht mehr »Vivat Polonia« rufen. Nun aber in Gottes Namen, gehen wir, gehabt Euch wohl!«

Und der Gräfin seinen Arm bietend, verließ er mit ihr das Gemach, wo die Adler horsteten.

XV.

Jodlitzki muß vor seiner Abreise aus Warschau noch einmal »Vivat Polonia« rufen.

Am andern Tage begannen Jodlitzki und Thamar sich für die Reise vorzubereiten.

Die Gräfin Kassakowska besuchte, von ihrer Maske geschützt, im Laufe des Tages die junge Frau, um sie von Gideons Wohlbefinden im Lager der Conföderirten in Kenntniß zu setzen.

Thamar, darüber hoch erfreut, bat die Dame — in der sie ihre Befreierin und Wohlthäterin verehrte — den Tag in ihrer Gesellschaft zuzubringen, da Jodlitzki behufs mehrer Einkäufe einen großen Theil des Nachmittags nicht zu Hause seyn würde.

Die Gräfin erfüllte den Wunsch der Jüdin.

Wir unserseits halten es überflüssig, bei der Unterhaltung der Damen gegenwärtig zu bleiben, da wir den Gesprächsstoff leicht errathen können, indem uns die Vergangenheit, wie die Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft bei beiden Frauen wohl bekannt sind. Wir begleiten daher lieber den Doctor, der — was die Aufschrift dieses Capitels ohnehin schon verrieth — noch einmal in die Lage kam, »Vivat Polonia!« rufen zu müssen.

Jodlitzki athmete ſeit ſeiner Erlöſung aus den Krallen der Adler noch einmal ſo leicht, die Centnerlaſt der Verſchwörung war von ſeinem Herzen gewälzt und die Reſpirationsorgane — wie er ſich als Anatom ausdrückte — traten wieder in ihre normale Thätigkeit.

Dazu kam noch die Freude, die geliebte Heimat bald wieder zu begrüßen, ſein Herz hüpfte, das Blut — das er Andern ſo gerne abzapfte — pulſirte friſch in den Adern, mit einem Worte, er fühlte ſich glücklich!

In ſolcher beneidenswerther Stimmung treffen wir ihn vor einem Laden, deſſen Waaren er eben muſterte, als er von rückwärts umarmt und mit dem Rufe: »Freund Collega, noch nicht abgereiſt?« begrüßt wurde.

Der Wiener erſchrak, denn er war wieder einem Adler in die Krallen gerathen und zwar dem läſtigſten von Allen, dem Barbier Pawlow.

Die Wangen des Patrioten glühten wie Purpur, ſeine Augen funkelten und der Schnurbart ſchien um einen ganzen Zoll länger geworden.

»Sapperment, Freund Pawlow,« rief der Wiener verwundert, »wie ſeht Ihr heute aus? Was iſt Euch begegnet?«

»Was — mir begegnet iſt? Heh, heh! Möchteſt es wiſſen, Teufelsjunge? Siehſt Du mir nichts an?«

»Ah, ah, ich fange an, wenn auch nicht zu ſehen, ſo doch zu riechen.«

»Ich hab' mir einen Säbel angetrunken.«

»In Wien,« bemerkte Jodlitzki trocken, »nennt man es einen Fetzen.«

»Ländlich, ſittlich!«

»Soll hier heißen, ländlich unſittlich.«

»Bei uns in Polen gilt das liberum veto!«

»Wie ich wahrnehme, auch das liberum bibo.«

»Wahr geſprochen, Herzensbruder; laß Dich umhalſen! Herrgott, heute bin ich glücklich, heut geht mir's gut!«

Nach dieſem Ausrufe umarmte er den Wiener, dann begann er mit rauher Kehle, in unglaublich falſchen Tönen zu ſingen:

»Dum bibimus, dum bibimus,
Felices erimus!«

»Das heißt zu deutſch,« bemerkte Jodlitzki phlegmatiſch, »ſo lange wir trinken, ſind wir glücklich; Ihr aber ſcheint es auch nach dem Trunke zu ſeyn.«

»Merkſt Du nicht, Verräther, daß ich ſoeben aufgehört habe?«

»Ich begreife!«

»Ahnſt Du nicht, moskowitiſcher Spion, daß ich gleich wieder beginnen werde?«

»Es iſt zum Teufelholen mit dieſen polniſchen Patrioten,« brummte Jodlitzki ärgerlich, »ſelbſt im Rauſche können ſie von der verdammten Politik nicht laſſen!«

»Komm mit mir, Du ruſſiſcher Hund, wir wollen mit einander trinken!«

»Ich danke für die höfliche Einladung.«

»Komm mit! Wenn Du kein Ruſſe biſt, haſt Du das »In vino veritas« nicht zu fürchten.«

»Meiner Treu, Freund Pawlow, wenn einer von uns die Wahrheit, die aus dem Weine ſpricht, zu fürchten hat, ſeyd Ihr es. Ihr ſolltet Euch vor dicken Nebeln und Geiſtern in Acht nehmen. Ein betrunkener Adler kann ſich leicht in der *Luft verirren*, ſo daß er gar nicht mehr herabfindet, ſondern

an irgend einem Baum in einer künſtlich erzeugten Schlinge hängen bleiben muß.«

»Jodlitzki — Collega — amice — was faſelſt Du da für tolles Zeug? — Du biſt ein Haſenfuß; komm mit mir und ich werde Dir bei einem vollen Krug ein Geſchichtchen erzählen, daß Du Mund und Naſenlöcher aufreißen ſollſt.«

»Laßt mich ungeſchoren!«

»Hah, Elender! So haſt Du uns dennoch verrathen, Du willſt Dich aus der Schlinge ziehen, weil Du erhorcht, daß es heute losgehen wird —«

»Ihr redet tolles Zeug, was ſoll denn heute losgehen?«

»Wer wird ſeinem Collegen unter freiem Himmel mit einem ſo koſtbaren Gerichte aufwarten? Man ſoll zwar bei jetziger Zeit ſeinem eigenen Schatten nicht trauen, doch Du biſt kein Verräther. Du trägſt in der linken Taſche einen Ring von der Gräfin Kaſſakowska, Du biſt ein Patriot. Rechts befinden ſich zwar ruſſiſche Documente, aber die ſind falſch, nicht wahr, Collega, deine ruſſiſchen Papiere ſind falſch?«

»Entſetzlicher Menſch,« bat der Wiener ängſtlich, »ſo brüllt doch nicht wie ein Stier; wenn man Euch hörte, wäre ich verloren!«

»Darum komm in die Schenke, mein Burſche, da ſollſt Du erfahren, was heute losgehen wird.«

Und Jodlitzki ließ ſich nicht noch einmal auffordern, ſondern hing ſich in die Arme des weinſeligen Patrioten und begab ſich mit ihm in die nächſtgelegene Schenke.

»Ich muß doch erfahren,« dachte er, »was denn heute losgehen wird. Vielleicht komm' ich in die Lage, der Gräfin noch zuletzt einen Dienſt zu erweiſen, das käme mir erwünſcht.

denn ich ſchulde ihr neuerlichſt meine Befreiung aus den Krallen der Adler.«

Da der Nachmittag eben zur Neige ging, ſo herrſchte in der Schankſtube ein dem Wiener ſehr willkommenes Dunkel.

Pawlow rief den hebräiſchen Schankherrn und fuhr ihn barſch an: »Patriot oder Moskowiter, was ſeyd Ihr?«

»Was wünſchen Sie, gnädiger Herr leben, daß ich ſeyn ſoll?«

»Patriot!«

»Gut, ſo bin ich für Sie ein Patriot!«

»Traut Ihr der Verſicherung des Juden?« fragte Jodlitzki ſeinen Collegen leiſe.

»Mehr als Dir, Spion! Du biſt ein hergelaufener Hund, er aber iſt ein anſäßiger Mann: ſchon die Ahnung eines Verrathes von ſeiner Seite würde hinreichen, ihm die Hütte über dem Kopf anzuzünden. Jetzt trink, Brüderchen.«

Jodlitzki, dem in der Anſprache des Patrioten der ſtete Wechſel zwiſchen Collega, Spion, Brüderchen und Verräther eben nicht angenehm klang, würgte dennoch Gutes und Böſes hinab und ſchob jede Empfindlichkeit bei Seite. Noch mehr, er ſtellte ſich als trinke er, führte das Glas zum Munde und nippte zimperlich.

»Verräther, wirſt Du trinken? Sieh her, ſo mußt Du es hinabrinnen laſſen.«

Und der Patriot leerte ein Glas bis auf die Nagelprobe aus.

»Zum Guckuck, Pawlow, Ihr werdet Euch vollends berauſchen und dann, was wird's mit der Arbeit werden?«

»Mit welcher Arbeit?«

»Ei, Ihr wißt doch, daß es heute noch losgeh'n ſoll.«

Da der Wiener merkte, daß bei ſeinem Kunſtgenoſſen

der Nebel immer dichter wurde, ſo beeilte er ſich ihn auszuforſchen, bevor völlige Dunkelheit eintrat.

»Brav, Freund, Du biſt ein echter Patriot! Erinnere mich nur fleißig an meine Pflicht, ſchenk noch ein Glas voll, ich hab' heute noch ein hölliſches Stück Weg zu machen und zwar zu Pferde.«

»Es iſt wohl ein zahmes Thier, das Ihr reiten werdet?«

»Das will ich meinen, es kennt ohne mich alle Wege und Stege.«

»Dieſe Kenntniß,« bemerkte der Wiener, »wird dem klugen Vieh heute ſehr wohl zu Statten kommen.«

»Wir werden ja Alle zu Pferde erſcheinen?«

»Natürlich,« bemerkte Jodlitzki, ſeinen Collegen immer zum Weiterreden lockend, »es iſt ja nothwendig, daß Ihr beritten ſeyd.«

»Wir lauern ihm auf, dem Landesverräther.«

»Der wird nicht wenig betroffen ſeyn.«

»O noch mehr — er wird zittern.«

»Meint Ihr, daß er keinen Muth beſitzt?«

»Woher ſollt' er ihn denn nehmen?«

»Der Ueberfall wird ihn demnach aus der Faſſung bringen —«

»Haben wir ihn einmal aus dem Wagen heraus, dann geht es fort, längs der Weichſel —«

»Hinauf oder hinunter?«

»Spitzbube, möchſt Du es wiſſen? Hinunter — hinunter —«

»Und dann?«

»Dann,« murmelte Pawlow, »dann wird er —«

Und er machte eine ſo unzweideutige Pantomime, daß es dem Wiener eiskalt über den Rücken lief.

»Er wird umgebracht?« ſtotterte er leiſe.

Pawlow zwickerte mit den Augen und nickte bejahend mit dem Kopfe.

»Und wer wird ihn —«

Jodlitzki vollendete die Frage nicht, ſondern wiederholte die nemliche Pantomime, die Pawlow früher gemacht hatte.

»Der Kuzma hat es auf ſich genommen,« lautete die leiſe Antwort, »die Kaſſakowska darf davon nichts erfahren, auch Oberſt Stravinski will nichts davon wiſſen und nichts damit zu thun haben, nur der Hauptmann Kuzma iſt der Teufelsjunge. Der rief in einem fort: »Der Landesverräther muß fallen. nieder mit dem Verräther!«

»Alſo der Kuzma iſt eigentlich der, welcher —«

Der Wiener machte wieder die verhängnißvolle Handbewegung.

»Teufelsmenſch! o, er wird nicht ruhen, bis er ihn —«

Und nun machte wieder Pawlow die erwähnte Bewegung.

Die beiden Barbiere führten, als Männer, die von der Anatomie einige Atome Leichenduft eingeſogen, den blinden Dolchſtoß jedesmal kunſtgerecht gegen die linke Bruſtſeite, wo ſie die zweikammerige Muskel wußten, die gegen geiſtige und phyſiſche Eindrücke von außen ſehr empfindlich iſt.

Da Pawlow fleißig zu trinken fortfuhr, mußte ſich der Wiener beeilen, ihn ſchnellſtens weiter auszuholen, denn die Spanne Bewußtſeyns und die Tröpflein verſtändlicher Rede waren dem geiſterfüllten Patrioten nur noch karg zugemeſſen.

»Freund Pawlow,« begann Jodlitzki nach wenigen Secunden wieder, »vergeßt nicht eure Pflicht.«

»Meiner Treue, Du haſt Recht! Nur noch das eine Glas!«

»Du wirſt den Ort nicht finden —«

»Welchen Ort?«

»Zum Guckuck, ich meine den Ort, wo Ihr ihm auflauert.«

»Verräther, ich lauere nicht, ich warte mit Einigen an der Weichſel —«

»Natürlich, Ihr wartet mit Einigen, bis die Andern ihn daherbringen —«

»Dann geht es fort — hollah — durch Wald und Waſſer!«

»Und die Andern, wo werden die Andern lauern?«

So trunken Pawlow auch war, ſo machte ihn doch dieſe directe Frage ſeines Kunſtgenoſſen ſtutzen, ſein Mißtrauen regte ſich, als ob er nüchtern wäre.

»Du biſt und bleibſt ein Verräther,« murmelte er, »ein moskowitiſcher Spion, ein Schurke! Du möchteſt Alles erfahren, um uns anzugeben; doch ich ſage nichts, gar nichts, in einer Zeit wie die jetzige —«

Jodlitzki hielt ſich beide Ohren zu, um nicht abermals hören zu müſſen was ihm mehr als geläufig geworden war.

Als er wieder die Hände ſinken ließ, hörte er wie Pawlow eben ſeine Rede mit den Worten »Verräther« ſchloß.

»Ich bin kein Verräther,« replicirte der Wiener.

»Was biſt Du ſonſt? Etwa gar ein Patriot! Wenn Du ein ehrlicher Patriot biſt, ſo ruf: Vivat Polonia!«

Jodlitzki blickte vorſichtig um ſich, und da er die Schankſtube noch immer leer von Gäſten fand, ſo rief er, was ſein Collega verlangte.

Darob erfreute ſich Pawlow ſo hoch, daß er nicht ein, ſondern zwei Gläſer leerte, eine That, die ſein ohnedem wankendes Syſtem zum Sturze brachte.

Von dieſem Augenblicke an verſiegte der Quell verſtändiger Rede ganz, ſtatt der Worte kamen nur noch einzelne abgeriſſene Sylben über ſeine Lippen, er ſprach nicht mehr, ſondern lallte, er ſaß nicht mehr aufrecht, ſondern lehnte hinfällig an der Wand dann, als auch der letzte Sinnenreſt verging, ſank er der Länge nach auf die Bank hin und begann höchſt unmelodiſch zu ſchnarchen, was aber unſerem Jodlitzki ſehr angenehm klang denn nun konnte er nach Hauſe eilen und der Gräfin mittheilen, was er erfuhr.

Die Dame unterhielt ſich noch mit Thamar, als der Hiobsbote eintrat.

Schon ſein Aeußeres kündete eine Schreckenspoſt, ſein Anblick machte die Dame betroffen.

Und als ſie nun gar ſeine Mittheilung vernahm, erblich ſie und blieb ſtarr vor Schreck.

Sie, die vor keiner Gefahr zurückbebte, die dem Tode gleichgiltig entgegenathmete, ſie entſetzte ſich bei dem Gedanken eines das Leben des Königs bedrohenden Attentates.

Aus Pawlow's Mittheilungen war nemlich zu entnehmen, daß der beabſichtigte Handſtreich noch heute Nacht unternommen werden ſolle, daß man den König überfallen werde, daß jedoch unter den Verſchworenen Uneinigkeit herrſche, indem ein Theil, mit Kuzma an der Spitze, auf die Ermordung des Königs drang, während Stravinski ſeinem im Lager gegebenen Verſprechen, das Leben des Königs um jeden Preis zu ſchonen, vermuthlich von den Andern überſtimmt, untreu wurde.

Wo und wann der Ueberfall vor ſich gehen ſolle, darauf wußte Jodlitzki keinen Beſcheid, da ſich Pawlow über dieſe Punkte nicht ausholen ließ.

So trat alſo ein, was die Patriotin ſeit geſtern, ſeit der

unfreundlichen Aufnahme von Seite der Adler, zu fürchten begann.

Das ganze Gewebe lag enthüllt vor ihren Blicken.

Die äußerſte Partei, mit Kuzma an der Spitze, kannte die Grundſätze der Patriotin und ſetzte es durch, daß ſie bei dem Plane und der Ausführung des Handſtreiches ausgeſchloſſen wurde, damit die Anſicht der Gemäßigten in dem mächtigen Einfluß der Gräfin keine Stütze gewinne.

Ein böſer Zufall begünſtigte dieſe Partei darin, daß die Gelegenheit zum Ueberfalle kurz nach der Ankunft der Dame ſich ergab, wo dieſe ſich noch nicht ſicher orientirt und wo ihr noch keine Gelegenheit gegeben war, unter den Verſchwornen eine Art Gegenverſchwörung zu bilden, um das Vorhaben Kuzma's zu vereiteln.

Die Nachricht von dem bevorſtehenden Unheile traf die Patriotin unerwartet, unvorbereitet.

Heute Nacht ſoll der König von Polen überfallen und gemordet werden! Nur ein paar Stunden noch, vielleicht gar nur noch eine einzige, und eine That ſollte begangen werden, welche alle Patrioten vor den Augen der Welt verdächtigen und die ſonſt gerechte Sache mit einem Verbrechen brandmarken ſollte.

Dieſe Gedanken waren die einzigen, welche das ganze Denkvermögen der Gräfin in Anſpruch nahmen.

Fünf Minuten ſtand ſie da ohne ein äußeres Zeichen von Leben, die Glieder ſtarr, die Augen auf einen einzigen Punkt gerichtet, die Lippen geſchloſſen und den Athem unbemerkt durch die Naſe holend; nur fünf Minuten ſtand ſie, dann zuckte ſie auf, ihr Plan war gefaßt.

»Lebt wohl,« wendete ſie ſich zu Thamar und Jodlitzki, »ich muß fort. Ihr aber beeilt Euch, noch in dieſer Viertel-

ſtunde Warſchau zu verlaſſen und fahrt ohne anzuhalten die ganze Nacht hindurch, damit Euch der nächſte Morgen von hier, das heißt von der Gefahr ſo weit als möglich entfernt finde. Da, Doctor, nehmen Sie dies Geld, Sie werden es benöthigen. Den Dienſt, den Sie mir heute erwieſen, werde ich Ihnen würdig zu vergelten nie im Stande ſeyn. Wenn mein Vorhaben ſcheitert, dann iſt die Möglichkeit vorhanden, daß wir uns in Wien begegnen. Betet für Polens Heil — nicht für ſein Heil — vorerſt für ſeine Ehre.«

Nach dieſen Worten umarmte ſie die weinende Thamar, drückte dem ſchluchzenden Wiener die Hand und ſchritt hinaus, trotz der bäuerlichen Hülle einer jener Herrinnen gleichend, deren Aeußeres Marmor zu ſeyn ſcheint, während innen, auf dem Herzenopferherd, die heilige Flamme »Vaterlandsliebe« lodert fort und fort, bis ſie mit dem Ausbleiben des letzten Odemzuges nahrungslos erliſcht.

— — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde ſpäter ſaß Thamar im Wagen, Jodlißki hatte wieder die Zügel in der Hand und fort ging es im Trabe, um der Stadt ſo ſchnell als möglich zu entkommen.

»Die verdammten Raubvögel,« murmelte er, »ſie würden mich Unſchuldigen auch noch in den Hochverrathsprozeß verwickeln, darum heißt es fliehen, weit davon iſt gut vom Schuß. Ach, wenn wir nur ſchon wohlbehalten in Wien wären, dann bringt man mich mit zehn Ochſen nicht mehr vor die Linien hinaus. An Schloß Mirogrod, an den Fähnrich Golikoff und die Warſchauer Verſchwörung werde ich denken, ſo lange ich lebe.«

XVI.

Die Gräfin Kaſſakowska ſucht das Unheil abzuwenden.

Als die Gräfin Kaſſakowska von Thamar und Jodlitzki ſchied, begab ſie ſich nach der Vorſtadt, wo Oberſt Stravinski wohnte.

Auf dem Gange dahin ward ihr Muße genug, über ihr Vorhaben nachzuſinnen und den gefaßten Entſchluß noch einmal abzuwägen.

Vorerſt wollte ſie Alles anwenden, bei den Verſchwornen einen Aufſchub des Unternehmens zu erwirken — ſollte dies wegen Widerſtands von Seite der äußerſten Partei oder wegen anderer unvorherzuſehenden Hinderniſſe nicht mehr möglich ſeyn, dann gedachte ſie alle Gefahr, die ihr perſönlich drohte, außer Acht zu laſſen und den König zu warnen. Dieſe Warnung ſollte in ſolcher Weiſe geſchehen, daß die Verſchwornen nicht verrathen wurden; geräth trotzdem Einer oder der Andere in die königliche Gewalt, dann mag er ſein Schickſal tragen; das Leben Einzelner darf nicht in Betracht kommen, wo es ſich um die Ehre des Ganzen handelt.

»Man wird dann,« dachte die Patriotin, »den vereitelten Anſchlag als das Unternehmen einiger exaltirten Köpfe anſehen, von den Beſſeren des Vaterlandes mißbilligt und mit Abſcheu zurückgewieſen.«

Die verkappte Dame beſchleunigte ihre Schritte, denn Zeit und Ort des Attentates waren ihr unbekannt, ſie lief daher Gefahr, möglicher Weiſe ſelbſt bei der größten Eile zu ſpät zu kommen.

Ein Gedanke flößte ihr indeſſen Troſt ein. Zu dergleichen Ueberfällen wird gewöhnlich die ſpäte Nacht mit gewählt und bis dahin hoffte ſie ihren Zweck erreicht zu haben.

In dem Hauſe, wo Stravinski wohnte, angelangt, fand ſie deſſen Wohnung geſchloſſen.

Bei den Nachbarn Erkundigung einziehend, erfuhr ſie, der Fremde ſey beim Anbruch der Dunkelheit mit ſeinem Diener abgereiſt.

Mit dieſer unangenehmen Kunde ging bereits der eine Theil ihrer Hoffnungen zu Grunde.

Auf Stravinski's gemäßigte Geſinnung bauend, hoffte ſie den Aufſchub des Unternehmens zu erwirken, nun aber war er fort.

Wo ſollte ſie ihn ſuchen?

Der Plan zur Ausführung des Attentates war ihr ein Geheimniß — eine Ahnung davon hätte hingereicht, ihr mindeſtens einen Fingerzeig zu geben, wo der Oberſt zu finden ſey.

In Gedanken verſunken eilte ſie fort, ihre Schritte hatten vorerſt kein beſtimmtes Ziel.

Im Geiſte noch einmal Jodliżki's Mittheilung überfliegend, entſann ſie ſich, von ihm gehört zu haben, daß er Pawlow betrunken in einer Schenke zurückgelaſſen habe, die, wie er ſagte, in der Krakauer Straße lag.

Dahin eilte nun die Dame, ging von einer Schenke zur andern und frug nach dem Herrn, der Nachmittags mit einem Zweiten gekommen, trunken zurückgeblieben war.

Ihre Mühe blieb keine vergebliche.

Sie fand den Patrioten noch immer auf derſelben Bank, wo er ſich, freilich ein wenig hart, gebettet hatte.

Der polniſche Barbier ſchnarchte ſo ruhig und ungeſtört,

als ob es in Warſchau keine Ruſſen, keinen König und keine Verſchworenen gäbe.

Die Gräfin begann ihn zu rütteln — Pawlow bewegte die bleiſchweren Augenlider, ließ ſie jedoch wieder zufallen.

Neue Anſtrengungen von Seite der Dame erfolgten, welche den Polen endlich in jenen zwitterhaften Zuſtand verſetzten, wo man nicht ſchläft, nicht wacht, nicht bewußtlos, aber auch nicht bei Sinnen iſt, wo das Auge halb offen, der Geiſt verſchloſſen, wo man mit einem Worte weder Willen noch Kraft beſitzt.

Und ſelbſt in dieſem paſſiven Zuſtande, wo die Seelenkräfte gelähmt waren und Unempfindlichkeit an deren Stelle ſaß, ſelbſt in dieſem fühlloſen Zuſtande regte ſich das Hauptlebenselement dieſes Menſchen — das Mißtrauen; er murmelte: »Verräther — fort — Ruſſe — Spion!«

»Herr Pawlow,« bat die Dame, »ermuntert Euch, legt Euch Zwang an —«

»Vertrauen — nichts trauen — Zeit — Schatten — Schuft.«

»Ich fleh' Euch an, Pawlow, ermannt Euch, das Vaterland ruft!«

»Spitzbube — Collega — komm — trinken wir — vivat Po — po — lonia!«

Die letzten Worte verhallten kaum gehört, denn ſchon hatte er wieder die Augen geſchloſſen und ein Naſenton verkündete die Fortſetzung des gewaltſam geſtörten Naturbedürfniſſes.

Doch die verkleidete Gräfin gab die Hoffnung, den Mann zu erwecken, nicht auf. Sie holte einen Krug voll eiſigfriſchen Waſſers, goß die hohle Hand voll und ſchleuderte ihm die Tropfen ins Antlitz.

Der ſtechende Schmerz dieſer raſch nach einander wiederholten Auffriſchung wirkte, Pawlow fuhr von der Bank empor, riß die Augen angelweit auf und ſtarrte die maſowiſche Bäuerin an.

»Was gibt's da?« murmelte er; »verdammte Hexe, was treibſt Du?«

»Kommt, Herr Pawlow, Oberſt Stravinski ruft Euch!«

Der polniſche Barbier ſchnellte nun vollends auf und machte den erſten Verſuch, ſeine widerſpenſtigen Beine zu gebrauchen.

Sie hielten Stand, freilich nur nothdürftig, denn der Oberleib ſchwankte noch, der Schwerpunkt des Körpers ſchien noch immer verrückt.

Der Name »Stravinski« verſcheuchte den letzten Reſt des Schlafes.

»Was haſt Du geſagt?« fragte er die vermeintliche Bäuerin.

»Folgt mir, Oberſt Stravinski ruft Euch.«

Pawlow ſchaute mit blödem Blick umher, man gewahrte an ſeiner Miene die Anſtrengung ſich zu ſammeln und des Vorgefallenen zu entſinnen.

Die Gräfin, von der Zeit gedrängt, wartete nicht erſt einen Entſchluß ab, ſondern faßte ihn am Arme und zog ihn aus der Schenke.

Die kalte Luft wirkte auf die Lebensgeiſter des Barbiers nicht minder erfriſchend wie kurz zuvor die eiſige Flut, an der zunehmenden Sicherheit ſeiner Schritte und der Feſtigkeit ſeines Ganges war die allmälige Rückkehr des normalen Zuſtandes zu erkennen.

»Unglücklicher,« redete die Bäuerin ihn an, »habt Ihr vergeſſen, was der Oberſt Euch befahl? An einem Abende

von ſolcher Wichtigkeit, in einer Stunde, wo ſo viel auf dem Spiele ſteht, betrinkt Ihr Euch und bleibt wie ein Vieh in der Schenke liegen.«

»Meiner Treu, das iſt wahr — aber wie kommſt Du dazu, mich zu ſchelten —«

»Erkennt Ihr mich nicht? ich bin Sophia Kaſſakowska!«

»O, o, wo hatte ich die Augen? Frau Gräfin, verzeihen Sie, in Zeiten wie die unſern —«

»In Zeiten wie die unſern,« fiel ihm die Dame zürnend ins Wort, »muß man ſich nicht betrinken, ſondern für das Vaterland wachen.«

»O, das Vaterland! ich bin ein Patriot. Vivat Polonia!«

»Es wäre beſſer, Ihr trügt den Wunſch im Herzen und handelt darnach, als daß Ihr ihn ſtets auf der Zunge habt und Euch zur wichtigſten Zeit betrinkt. Sprecht, was geht vor? Ich habe Stravinski nicht zu Hauſe gefunden, konnte folglich von ihm nichts erfahren.«

»Ich denke, gnädige Frau, Sie wiſſen ohnedem was vorgeht.«

»Man will heute Nacht den König überfallen und entführen.«

»Wenn es nur beim Entführen bliebe; aber der Kuzma und einige Andere wollen Schlimmeres.«

»Wie und wo ſoll der Ueberfall vor ſich gehen?«

»Das weiß ich nicht, denn darein wurde ich nicht eingeweiht.«

»Wißt Ihr wo ſich der Oberſt Stravinski in dieſem Augenblicke befindet?«

»Auch das vermag ich nicht anzugeben. Mir iſt nur be-

kannt, daß er und dreißig Andere als die Häupter des Unternehmens den Ueberfall ausführen, während wir, kaum Zehn an der Zahl, vor der Stadt, bei Potok warten müſſen, bis ſie mit dem König herankommen.«

Der Gräfin fiel es wie eine Centnerlaſt vom Herzen.

Aus der Mittheilung Pawlow's ging hervor, daß das Attentat auf das Leben des Königs nicht unmittelbar bei dem Ueberfalle begangen werden ſollte; vermuthlich hatte es Stravinski durchgeſetzt, daß über Stanislaus Auguſt eine Art von Gericht gehalten und ein Urtheil gefällt werde; dieſer Umſtand enthob die Patriotin der Nothwendigkeit bei dem Ueberfalle zugegen zu ſeyn, verlieh ihr die Beruhigung, nicht zu ſpät zu kommen und die Hoffnung, durch ihren Einfluß die Schmach eines Königsmordes von Polen abzuwenden.

»Wann müßt Ihr Euch auf dem angewieſenen Sammelpunkte einfinden?«

»Um neun Uhr.«

»Dann haben wir die höchſte Zeit, laßt uns eilen.«

»Zu Fuß?«

»Warum nicht?«

»Wir müſſen beritten ſeyn.«

»Dann gehen wir, euer Pferd zu holen. Ich werde wohl im Stande ſeyn, die kurze Strecke neben ihm herlaufend, mit ihm gleichen Schritt zu halten.«

Pawlow eilte mit der Dame fort, diesmal rief er nicht: Vivat Polonia!

XVII.

Die Adler als Raubvögel *).

Der Fürſt Kanzler Czartoriski des Königs Oheim war erkrankt.

Stravinski und Kuzma, die noch aus früheren Zeiten her vermöge ihrer Stellungen die Gewohnheiten des Königs kannten, erinnerten ſich, daß Stanislaus Auguſt bei ſolchen Gelegenheiten ſeinen Oheim zur Abendzeit vertraulich zu beſuchen pflegte.

Sie ſandten daher den Doctor Joblitzki aus, ihnen über die Krankheit des Kanzlers Gewißheit zu verſchaffen und wir waren Zeugen der Meldung, die der Wiener Barbier im Horſte der Adler darüber erſtattete.

Von dieſem Momente an richteten die Häupter der Verſchwörung ihre ganze Thätigkeit dahin, um zeitlich genug zu erfahren, wann der König dem Oheim einen der erwähnten freundſchaftlichen Beſuche abſtatten würde.

Einer der Verſchwornen hatte Verbindungen im Czar-

*) Bezüglich der hiſtoriſchen Thatſachen in dieſem Capitel habe ich zu bemerken, daß ich den damaligen franzöſiſchen Geſandtſchaftsberichten folge, die im franzöſiſchen Reichsarchive von Friedrich von Raumer geſammelt und in ſeinem Buche „Europa vom Ende des ſiebenjährigen bis zum Ende des amerikaniſchen Krieges“ veröffentlicht wurden.

toriskiſchen Palais und erfuhr am andern Morgen, daß Stanislaus Auguſt am Abende vorher den Oheim beſucht und verſprochen habe, am nächſten Abende wieder zu kommen.

Mehr verlangten die Adler nicht zu wiſſen, der Plan zum Ueberfalle wurde heimlich entworfen und die Rollen vertheilt.

Stanislaus Auguſt war an jenem Tage von zahreichen Geſchäften in Anſpruch genommen, deren Erledigung bis in den Abend hinein dauerte und ihn faſt veranlaßte, zu Hauſe zu bleiben, als er ſich ſeines Oheims und des ihm gegebenen Verſprechens entſann.

Er befahl anzuſpannen.

Die Kutſche fuhr vor.

Der König trat an den Schlag, befahl den Uhlanen, die ſeinen Wagen gewöhnlich zu Pferde begleiteten, zu Hauſe zu bleiben, entließ ſeinen Kammerherrn und beſtieg blos von ſeinem Adjutanten gefolgt, die Kutſche.

Auf dem rückwärtigen Bock ſtanden zwei Haiduken, ein Page und zwei Edelleute zu Pferde folgten der Caleſche.

Die ganze königliche Begleitung beſtand aus ſechs Perſonen.

Ohne Schlimmes zu ahnen, langte man im Czartoriskiſchen Palais an, und die Zeit, welche der König bei ſeinem Oheim zubrachte, wurde von den Verſchworenen dazu benützt die früher beſtimmten Plätze einzunehmen und die Rückkunft des königlichen Wagens abzuwarten.

Stanislaus Auguſt verweilte an dieſem Abende zufällig länger als ſonſt bei ſeinem Oheim und die eilfte Stunde war bereits nahe, als er ſich zur Heimkehr aufmachte.

Die Nacht war rabenschwarz und die Straßen Warschau's lagen bereits verödet da, als die königliche Kutsche aus dem Thore des Czartoriskischen Palais fuhr und gegen die »Honigstraße« zu wendete.

Als man in dieser Straße in der Nähe der Capuzinerkirche anlangte, kamen plötzlich sechs Männer in russischer Uniform an den Wagen geritten und befahlen dem Kutscher zu halten.

Die Calesche blieb stehen, einer der Edelleute frug, was die Herren wünschten.

»Wer fährt in dem Wagen?«

»Seine Majestät, der König!«

»Das kann nicht seyn! Der König pflegt so spät nicht auszufahren.«

»Was berechtiget Euch, uns hier aufzuhalten?«

»Wir sind eine russische Patrouille.«

»Dann werdet Ihr wohl die Equipage und die Livré Seiner Majestät kennen?«

»Ah bah, in der Nacht! Auf mit dem Schlage, wir müssen sehen wer drinnen ist!«

»Was gibt es denn? Warum der Aufenthalt?« frug jetzt Stanislaus August, indem er den Kopf an das geöffnete Wagenfenster brachte.

Einer der Edelleute erwiederte:

»Sire, eine russische Patrouille widersetzt sich der Weiterfahrt. Sie kennt die Equipage nicht.«

Bevor die königliche Entscheidung auf diese Meldung erfolgte, war die Zahl der angeblichen Russen auf einunddreißig angewachsen und mehre drangen bereits an den Kutschenschlag vor, um ihn gewaltsam zu öffnen.

Die Edelleute ſuchten den Andrang abzuwehren; während dies geſchah, öffnete der König den Schlag offenbar in der Abſicht, zu Fuß unbemerkt zu entfliehen; denn daß man es nicht mit einer ruſſiſchen Patrouille zu thun hatte, war dem Könige bereits klar geworden.

Die beiden Haiduken, ſchon früher vom Wagen geſprungen, befanden ſich auf der nemlichen Seite und beſchützten mit vorgeſtreckten Armen den König.

In dieſem Augenblicke fiel ein Schuß und einer der Haiduken ſtürzte tödtlich getroffen zu Boden.

Und als hätte man nur auf dies Signal gewartet, folgten dem erſten raſch hintereinander mehre Schüſſe, drei Kugeln durchlöcherten den Pelz des Königs, der zweite Haiduke bekam einen Säbelhieb und ward zur Erde geſchleudert.

Der eigentliche Angriff kam ſo ſchnell, ſo unerwartet, daß die königlichen Begleiter noch an keinen ernſtlichen Widerſtand dachten, als der König ſchon von zwei Verſchwornen an den Armen erfaßt war, die ihn, ſo ſchnell als ſie galoppiren konnten, mit ſich bis ans Ende der Straße ſchleppten.

Auf dem Wege hieher verlor Stanislaus Auguſt im Laufen ſeinen Hut und einen Schuh, nichtsdeſtoweniger ergriffen ihn die Verſchwornen, ſetzten ihn auf ein Pferd, nahmen es in ihre Mitte und jagten, von mehren ihrer Genoſſen gefolgt, aus der Stadt.

Der Lärm und das Getümmel in der Honigſtraße weckte natürlich die Bewohner der nächſtſtehenden Häuſer; aber als bezeichnend für den damaligen Zuſtand der polniſchen Hauptſtadt mag es gelten, daß ſich kaum hie und da ein Fenſter öffnete, um nach der Urſache der Ruheſtörung zu fragen. Die

Antwort, es wären Ruſſen, die Jemand verhaftet hätten, reichte hin, die Fenſter zu ſchließen und ſich wieder zur Ruhe zu begeben; ähnliche Schauſpiele, von Seite der Ruſſen auf offener Straße mitten in der Stadt in Scene geſetzt, mußten demnach an der Tagesordnung oder vielmehr an der Nachtordnung ſeyn.

Die Verſchwornen mit ihrem Raube hatten die Wälle von Warſchau bereits hinter ſich und ſetzten ihren Ritt noch immer im ſchärfſten Trabe fort.

Die Finſterniß der Nacht machte dieſen Ritt in einem durchſchnittenen, von einem Südwinde aufgeweichten Terrain zu einem gefährlichen.

Ein querlaufender Graben, von einem der Reiter nicht bemerkt, veranlaßte deſſen Sturz, der auch jenen des Königs zur Folge hatte.

Zum Glücke erlitt Stanislaus Auguſt keine Verletzung, aber er erhob ſich ganz beſchmutzt vom Boden und ſagte entſchloſſen zu den Räubern:

„Liegt es in eurer Abſicht mich zu ermorden, ſo thut es gleich; wollt Ihr mich aber am Leben erhalten, dann müßt Ihr mich anders behandeln. Ich bin andergleichen heftige Anſtrengungen nicht gewohnt, das Pferd trabt ſchlecht und bringt mich außer Athem, der Sattel iſt hart, ich bin außer Stande, mich länger aufrecht zu erhalten.“

Kuzma befahl dem Könige ein beſſeres Pferd mit einem bequemeren Sattel zu geben; einer der Verſchwornen mußte einen ſeiner Stiefel hergeben, um einſtweilen den verlornen Schuh des Königs zu erſetzen.

Dies Alles geſchah abermals mit großer Eile, ſo daß dem Geraubten, als man ihn auf das andere Pferd ſetzte, der Pelz abgeriſſen wurde.

Jene Leute, die beauftragt wurden, den Räubern nachzusetzen, fanden am Morgen das Kleidungsstück. Wie erwähnt, war es von drei Kugeln durchbohrt, außerdem auch sehr blutig — Stanislaus August hatte eine Kopfwunde erhalten — was den Glouben, er sey ermordet, noch mehr befestigte.

Nach dem Unfalle am Graben wurde die Flucht mit dem entführten Könige fortgesetzt.

Oberst Stravinski, in der Ueberzeugung, das Unternehmen sey gelungen, begann langsamer zu reiten und hoffte die Genossen später einzuholen.

Lukaski war Jenen, die den König umringten, gegen Potok vorausgeeilt, um die dort Harrenden zu avisiren, damit sie zu Pferde steigen und sich den Ankommenden ohne Aufenthalt anschließen mögen.

Hier befand sich, wie wir wissen, die Gräfin Kassakowska mit Pawlow.

Die Patriotin, bisher in großer Angst schwebend, athmete leichter auf, als Lukaski die Nachricht brachte, das Unternehmen sey gelungen und der König würde längstens in einer Viertelstunde hier eintreffen.

Stanislaus August befand sich somit noch am Leben, die Gräfin hegte die Zuversicht, ihm dasselbe zu erhalten.

Man stieg zu Pferde und harrte.

Eine Viertelstunde verfloß, die Erwarteten kamen nicht.

Man schaute nach der Richtung, woher sie kommen sollten; man bemühte sich, die Dunkelheit der Nacht mit den Blicken zu durchdringen, man lauschte: Alles umsonst.

Eine zweite, eine dritte Viertelstunde verging, Alles blieb stumm und still wie bisher.

Plötzlich vernahm man Pferdegetrab.

»*Ah, jetzt kommen sie!*«

»Sapperment —«

»Was gibt es?«

»Wenn mich mein Gehör nicht täuſcht, ſo iſt das der Hufſchlag nur eines einzigen Pferdes.«

»Das kann nicht ſeyn.«

»Es iſt dennoch ſo.«

»Wo wären denn die Uebrigen?«

»Das mag der Himmel wiſſen.«

Nach wenigen Minuten kam in der That ein einzelner Mann dahergetrabt.

»Wer iſt's?«

»Ein Adler.«

Man näherte ſich einander.

»Ah, Herr Oberſt Stravinski!«

»Herr von Lukaski!«

»Wo ſind die Anderen?«

»Welche Anderen meinen Sie?«

»Kuzma mit dem Gefangenen.«

»Hier iſt noch Niemand angelangt, ich war vorausgeeilt —«

»Und ich zog gemächlich hinterher.«

»Alle Teufel, wo ſind die Uebrigen hingekommen?«

Angſt befiel alle Anweſenden.

Die Gräfin trat heran, und indem ſie ſich Stravinski zu erkennen gab, ſagte ſie in klagendem Tone:

»Um Gott, Herr Oberſt, wie konnten Sie den König Kuzma anvertrauen, da Sie doch wiſſen wie er geſinnt iſt? Sie haben der Conföderation auf das wunderthätige Marienbild von Czenſtochow einen feierlichen Eid geſchworen, das Leben des Königs zu ſchonen —«

»Und ich habe meinen Eid gehalten,« verſetzte Stravinski.

»Indem Sie den König Kuzma's Gewalt überlieferten?«

»Er wird ihm nichts zu Leide thun.«

»Gott gebe, daß Ihre Hoffnung Sie nicht täuſche!« rief die Gräfin.

Zu der neu erweckten Unruhe geſellte ſich jetzt auch noch die Sorge wegen des Gelingens des ganzen Unternehmens.

Was man bereits als gewiß angenommen hatte, war durch das Ausbleiben der Hauptperſonen in Frage geſtellt.

Man ſandte Leute aus, um nach den Erwarteten zu ſpähen.

Nach und nach fanden ſich einzelne Verſchworne, die in den Feldern und Holzungen umhergeirrt waren, in Potok ein und erzählten, daß die nächtliche Finſterniß, die Unbekanntſchaft mit der Oertlichkeit Schuld ſeyen, daß ſie ſich von den Uebrigen verloren. So wie ihnen ſey es noch Anderen ergangen; die Stimmen der nach verſchiedenen Seiten Verirrten haben die Verwirrung noch mehr vergrößert, und ſtatt ſich zuſammenzufinden, hätten ſich Alle noch mehr von einander entfernt.

Dieſe Angabe fand ſich ſpäter vollkommen beſtätigt.

Oberſt Stravinski gerieth in große Beſorgniß.

Die Gräfin drang in ihn, ſich mit ſeinen Leuten keiner zweckloſen Gefahr auszuſetzen und ſogleich die Flucht zu ergreifen; ſie wolle allein nach Kuzma und dem Könige umherſpähen, um noch größeres Unglück zu verhüten.

Der Rath der Patriotin wurde angenommen.

Die Adler flogen ohne alle Beute fort, und durften froh ſeyn, daß ſie ruſſiſchen Jägern nicht in die Schußweite *kamen.*

Wohin aber waren der König und Kuzma gerathen?
Wo befanden ſie ſich?
Wir werden es im nächſten Capitel erzählen.

XVIII.

Aus dem Raubvogel wird eine Taube. Die Stimme im Walde.

Die Zahl derjenigen, welche, von Kuzma angeführt, den König begleiteten, wurde immer kleiner, und je mehr ſie zuſammenſchmolz, deſto wirkſamer erfaßte die Furcht die noch Zurückgebliebenen.

Die Urſache dieſes Gefühlswechſels war eine ganz natürliche.

Aus dem Haufen heraus ſtreitet ſich's leicht, heißt das polniſche Sprichwort; je kleiner alſo der Haufen wurde, deſto größer geſtaltete ſich für den Einzelnen darin die Gefahr.

Hier aber handelte es ſich nicht um Gefahr, ſondern um die Größe der Verantwortlichkeit wegen des begangenen Verbrechens.

Jene, die bei Kuzma am längſten aushielten, waren der Meinung, die Uebrigen hätte die Furcht verſcheucht und das erwachende Gewiſſen; die Wucht des Verbrechens ſammelte ſich daher auf immer weniger Schultern und es fügte ſich, daß die Zahl der Frevler bald auf drei zuſammenſchmolz.

Kuzma mit ſeinen zwei Gefährten gewahrte bald, daß ſie erſtens von allen ihren Genoſſen verlaſſen waren und zweitens, daß ſie Potok längſt hinter ſich haben mußten, da dies

in der nächsten Nähe von Warschau liegt. Sie hatten sich somit verirrt.

Beide Wahrnehmungen raubten ihnen einen großen Theil ihrer Zuversicht und Standhaftigkeit.

Die Auen, die man durchzog, zeugten von der Nähe des Weichselflusses, an dessen linkem Ufer man sich befand. Der Weg wurde abwechselnd, je nachdem das Terrain es erheischte, bald zu Fuße und bald zu Pferde zurückgelegt.

»He, Herr Hauptmann, was ist's, werden wir nicht bald anhalten, um der Komödie ein Ende zu machen?«

Diese von einem der Verschworenen an den Anführer gerichtete Frage wurde ohne Scheu vor dem Könige ausgesprochen, ohne ihn indessen sonderlich zu erschrecken oder gar verzagt zu machen.

Stanislaus August, obgleich in eine furchtbare Lage versetzt, verlor doch keinen Augenblick seine Geistesgegenwart, er glaubte in sich eine Stimme zu hören, die ihm den Trost zusprach, er werde in dieser Gefahr nicht untergehen.

Der König befand sich damals jenseits der Mitte der Dreißigerjahre; seine äußere Gestalt zeigte noch immer einen Theil jener männlichen Schönheit, die einst dem zwanzigjährigen Jünglinge die Aufmerksamkeit des Reichstages, wo er 1752 als Landbote erschien, zuwendete, und die ihm bald darauf die sehr vertrauliche Gunst der Großfürstin Katharina, als Czarin die zweite ihres Namens, verschaffte, welcher er es auch zu verdanken hatte, daß die Krone Polens sein unfähiges Haupt zierte.

Stanislaus war nicht ohne Geist und Edelmuth, die Gabe der Rede und Repräsentation war ihm in einem seltenen Grade verliehen, zum Regenten jedoch, und zumal eines *Landes wie Polen*, wo einerseits die Pläne einer eroberungs-

gierigen Schutzmacht, anderseits aber die Gelüste eines widerhaarigen Adels zu zügeln waren, zum Regenten eines solchen Landes taugte der charakterschwache Höfling nicht.

Wie gut sich indessen Charakterschwäche und Geistesgegenwart in Einer Person vereinigen lassen, zeigte Stanislaus, der sich in der gefährlichsten Stunde seines Lebens seiner Würde gemäß, das heißt königlich benahm.

Auf die oben erwähnte Frage eines der Verschworenen antwortete Kuzma:

»Geduld, mein Lieber, der Komödie soll ein Ende gemacht werden, sobald wir das nächste Gehölz erreicht haben werden.«

Statt aber den Weg nach dem mehr rechts liegenden Gehölze zu nehmen, verfolgte man die Richtung gegen das Dorf Bielany.

Der König bemerkte dies trotz der herrschenden Dunkelheit und sagte zu Kuzma:

»Ihr verfehlt den Weg. Wenn wir nicht rechts abbiegen, so gelangen wir nach Bielany, wo meines Wissens russisches Militär sein Standquartier hat, und wo Ihr unfehlbar den Moskowitern in die Hände fallen würdet.«

Diese gutmüthige Warnung verfehlte nicht bei den Verschwornen einen versöhnenden Eindruck zu bewirken, und Kuzma begann sich mehr rechts zu halten.

Die Warnung des Königs entkeimte einer schlau berechneten Vorsicht. Er fürchtete mit Recht, die Räuber, wenn sie in eine Gefahr geriethen, und die Unmöglichkeit, ihn fortzubringen, vor sich sähen, würden ihn unverzüglich tödten, während er im Gegentheile sich mit der Hoffnung schmeichelte, den Anführer, dessen Unsicherheit und Schwanken ihm nicht entging, für sich zu gewinnen.

Als ſich die vier Perſonen dem Gehölze näherten, vernahm man unfern Geräuſch.

Man hielt an und lauſchte.

»Wir müſſen vorſichtig ſeyn,« ſagte Kuzma leiſe, »damit wir nicht in die Gewalt einer ruſſiſchen Patrouille gerathen.«

Nach dieſen Worten zog er ſeine beiden Genoſſen an ſich und flüſterte ihnen zu, vorſichtig nach rechts und links zu ſpähen, ob ſie nichts Verdächtiges wahrnähmen.

Einige Augenblicke ſpäter befand ſich der König mit Kuzma allein.

Stanislaus Auguſt, fühlend, daß der entſcheidende Augenblick gekommen ſey, fragte ſeinen Gegner, was er denn eigentlich mit ihm vorhabe.

»Ich werde Sie tödten,« lautete die kurze Antwort.

»Und warum wollt Ihr mich tödten? Habe ich Euch je ein Leid zugefügt?«

»Ein feierlicher Eid verpflichtet mich dazu.«

»Und glaubt Ihr einen ſolchen Eid, gleich viel wem Ihr ihn geleiſtet, halten zu müſſen?«

»Ja, ich glaube es.«

Stanislaus Auguſt begann nun mit einer bewunderungswürdigen Faſſung über die Natur des Eides zu ſprechen, wobei er ſein Rednertalent in vollem Glanze entfaltete.

Kuzma blieb ſtumm, ohne ihn zu unterbrechen, ſondern ging, den entblößten Stahl in der Rechten, an der Seite des Königs immer tiefer in das Gehölz.

Plötzlich blieb Stanislaus Auguſt ſtehen und ſagte erſchöpft:

»Ich bin ſo ermüdet, daß es mir unmöglich iſt, einen

Schritt weiter zu thun. Beginnt mit mir, was Euch beliebt, mein Schicksal liegt in Gottes Hand.«

Darauf ließ er sich an einem Baumstamme nieder. Kuzma folgte dem Beispiele, wobei er jedoch fortwährend den blanken Säbel in der einen und den Arm des Königs in der anderen Hand behielt.

Nach einer Minute bangen Schweigens begann der König wieder:

»Seyd Ihr noch entschlossen, mich zu tödten?«

»Soll ich es etwa unterlassen?« antwortete der Gefragte, »sind Sie nicht der Urheber alles Elends in unserem Vaterlande? Die Russen hausen auf unverantwortliche Weise, sie plündern unsere Hütten, schänden unsere Weiber, morden unsere Söhne, überfallen uns nächtlicher Weile in den Wohnungen und schleppen uns in die Weite als Gefangene fort. Und wem anders verdanken wir dies als Ihnen? Wer hat den Polenfeind in's Land gerufen? Wer treibt ihn an, uns zu verderben?«

Darauf versetzte der König:

»Wäre nur der hundertste Theil von dem wahr, was Ihr gesprochen, ich verdiente den Tod, weil ich dann das Volk, das mich zu seinem König erwählt, verrathen und verkauft hätte. Dem ist aber, Gottlob! nicht so und mein Gewissen spricht mich rein von der Schuld, wenn auch manchmal der Schein der Thatsachen gegen mich spricht. Ich habe die Russen nicht in's Land gerufen, mir fehlt auch die Macht sie hinauszuweisen. Wäre Polen ein Land, so einig, wie die Mehrzahl seiner Söhne muthig und hochherzig, hinge das Wohl des Reiches nicht ab von der Stimme jedes einzelnen Landboten, dann wäre euer König mächtig und stark und

könnte denen, die Ihr eure Feinde nennt, die Stirne und das Eiſen zeigen. So aber, was ſoll ich, was kann ich für Euch thun? Stütze ich mich auf die eine Partei im Lande, ſo habe ich die andere gegen mich; füge ich mich den Wünſchen der Anderen, ſo verläſtern mich die Erſteren. Ihr ſcheltet mich ſchwach, wer anders wohl als Ihr beraubt mich der Kraft und der Macht? Innerer Zwieſpalt und bedauernswerthe Zerriſſenheit lähmen die Muskelkraft des Staatskörpers, während aber der ganze Leib ſiecht, verlangt Ihr von dem Kopfe, dem Könige, daß er herrſche, als ob alle übrigen Körpertheile ſich des beſten Wohlſeyns erfreuten. Iſt das möglich? Kann die Krone Blüthen treiben, Früchte zeugen, wo die Wurzel und der Stamm des Baumes angefreſſen ſind? Es gibt in Polen keinen unglücklicheren Menſchen, als ich bin. Gott nimmt, um manche Fürſten zu ſtrafen, die Krone von ihren Häuptern; mir hat er ſie zu dieſem Zwecke aufgeſetzt. Ich werde von meinem Volke gehaßt, weil man mich für ein Werkzeug Rußlands hält, und von dieſer Macht werde ich mit einer Grauſamkeit und Willkür behandelt, deren ich mich gegen den niedrigſten meiner Dienſtleute ſchämen würde. Ihr beſchuldigtet mich vorher, daß ich die Moskowiter antreibe, Euch zu verderben; auch das iſt nicht wahr. Mir entſchlüpft keine Gelegenheit, wenn ich einem Landeskinde, gleichviel zu welcher Partei es gehört, einen Dienſt erweiſen kann. Am Morgen des vergangenen Tages ahnte ich wohl nicht, in welche Gefahr ich zwölf Stunden ſpäter gerathen würde, und doch hatte ich mit dem Fürſten Repnin eine Unterredung, in der es mir gelang, von ihm Befehle zu erwirken, daß die Conföderirten menſchlicher behandelt werden und daß man Niemanden beunruhige, der friedlich in ſeinem Hauſe verbleibt.«

Ein Zufall fügte es, daß Kuzma von dieſer Unterre-

dung Kenntniß beſaß; er ſagte daher kleinlaut: »Was Sie behaupten, iſt immerhin möglich, denn ich weiß, daß Sie am Morgen mit dem ruſſiſchen Geſandten lange verkehrt haben.«

Der König, die für ihn günſtige Umſtimmung wahrnehmend, fuhr dringender fort: »Ihr ſeht demnach, daß eure Anſchuldigungen nicht haltbar, daß euer Haß nicht gerechtfertiget ſcheint; der Eid, eine böſe That zu begehen, braucht nicht gehalten zu werden, daher ſteht ab von eurem Vorſatze, ich war niemals euer Feind. will es auch wegen der heutigen Nacht nicht werden. Laßt mich allein nach Warſchau zurückkehren, während dem gewinnt Ihr Zeit genug, Euch zu retten. Flieht ſo ſchnell Ihr könnt, bringt Euch in Sicherheit, ſofern Ihr mir mißtraut und Euch meinen Händen zu überliefern fürchtet.«

Auf dieſe Worte des Königs an den Verſchworenen erfolgte eine verhängnißvolle Stille, die Kuzma's Schwanken, ſeinen Kampf, einen Entſchluß zu faſſen, verrieth.

Auf einmal ertönte unweit von dem Baumſtamme, der dem Könige und dem Verſchworenen zum Sitze diente, eine ſanfte Frauenſtimme, welche die Worte ſprach: »Koſinski, ſchone das Leben des Königs; denke an die Ehre Polens!«

Stanislaus Auguſt blickte überraſcht um ſich.

Kuzma zuckte zuſammen, fing an zu zittern, der blanke Stahl entſank der Hand, er ließ ſich vor dem Könige auf die Knie nieder, küßte deſſen Füße und ſagte dann: »Sire, ich anerkenne Ihre Hochherzigkeit und bin überzeugt, daß Sie meinen Untergang nicht wollen. Ich überliefere mich nicht nur Ihrer Gewalt, ſondern will auch unter Weges Ihr Leben ſchützen gegen jegliche Gefahr.«

Nach dieſer Betheuerung erhob ſich Stanislaus Auguſt und begann weiterzuſchreiten.

Kuzma begleitete ihn.

Man gelangte in eine Mühle bei Burakow, ungefähr drei Stunden von Warschau.

Von hier aus schrieb der König ein Billet an den General Coccei, den Befehlshaber der königlichen Garde in Warschau, worin er ihm seine wunderbare Rettung und den Ort, wo er sich jetzt befand, anzeigte. Ein verläßlicher Bote eilte damit nach Warschau.

Stanislaus August, ermattet und erschöpft, ließ sich auf einem eilig bereiteten Lager nieder und Kuzma, den Säbel in der Hand, pflanzte sich neben der Lagerstätte auf, um den Schlaf seines Monarchen zu bewachen.

Bevor der König einschlief, sagte er zu dem reuigen Frevler:

»Wem meint Ihr wohl gehörte die Frauenstimme im Walde, die mein Loos entschied?«

Kosinski antwortete: »Sire, jene Stimme gehörte der ersten Patriotin des Landes, Ihrer und der Russen erbittertsten Feindin, der Gräfin Sophia Kassakowska!«

Ein paar Stunden später, die Nachricht von der Entführung war kaum verbreitet, befand sich der König schon wieder in seinem sicheren Schlosse und Kuzma war sein Gefangener.

Ende des zweiten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Die Sabbathianer.

—◇—

Hiſtoriſcher Roman

aus der Zeit der ersten Theilung Polens

von

Eduard Breier.

Dritter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig, 1858.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Jacob Joseph Frank verurtheilt.

Frank mußte mehre Wochen in Warschau zubringen, bevor über seine Vertheidigung eine Entscheidung erfolgte.

Während dieser Zeit verkehrte er fleißig mit Luzzato und sammelte auch hier einen Kreis von Jüngern um sich, die ihn ob seiner Gelehrsamkeit, ob seiner Tugend und Milde hoch verehrten.

Eines Abends, Frank wollte sich eben zur Ruhe begeben, erschien in seiner Wohnung eine Wache, die ihm seine Verhaftung anzeigte und zu folgen befahl.

Frank, ohne zu erschrecken, fragte ob es gestattet sey, ihm die Ursache seiner Verhaftung mitzutheilen?«

»Heute Morgens,« antwortete ihm der Anführer, »wurde eure Angelegenheit entschieden, und zwar zu eurem Nachtheile, sonst würde man Euch nicht festnehmen lassen.«

Frank folgte den Bewaffneten ohne Widerstand und erhielt auf der Vogtei ein eigenes Gemach angewiesen, was ihm bewies, daß man nicht gesonnen sey, ihn wie einen gemeinen Verbrecher zu behandeln.

Am nächsten Vormittage ward er vor eine Commission gebracht, die mit der Untersuchung seiner Angelegenheit betraut und die auch das endgiltige Urtheil gefällt hatte.

Dieſes lautete nun dahin, daß Jacob Joſeph Frank, weder als ein Gotteslängner noch als Religionsſpötter, ſondern blos als einer jener gefährlichen Neuerer anzuſehen ſey, in deren Köpfen überſpannte Anſchauungen Platz greifen, die religiöſe Zuſtände herbeiführen möchten, wie ſie in jetziger Zeit unmöglich beſtehen können. Seine idealen Chimären ſeyen um ſo gefährlicher, da ſie als Wiederbelebung von religiöſen Verhältniſſen einer heiligen Zeit, nicht nur eine geſchichtliche Grundlage, ſondern auch den Schein einer Berechtigung ihres Beſtandes mit ſich führen, daher ſie auch auf argloſe Gemüther verführeriſch wirken. Jacob Frank ſey demnach auch keines gemeinen Verbrechens, ſondern blos der religiöſen Verirrung und gefährlicher Schwärmerei ſchuldig, dafür werde er auch nicht geſtraft, ſondern blos zur Sicherheit argloſer, leicht verführeriſcher Seelen unſchädlich gemacht werden. Dahero wird angeordnet, daß Jacob Joſeph Frank auf die Feſtung Czenſtochow gebracht und dort ſein Leben lang in milder Haft gehalten werde.

Der Sectirer, wiſſend, daß hier Worte verſchwendet ſeyen, verlor keine Sylbe und verließ ſtumm die Commiſſion.

In das Gefängniß zurückgekommen, erfuhr er, daß er ſchon am nächſten Morgen nach Czenſtochow, ſeinem neuen Aufenthalte, gebracht werden ſollte.

Luzzato, der während des Tages ihn zu ſprechen wünſchte, wurde nicht zu ihm gelaſſen.

Nach dieſer Weigerung mußte es den Gefangenen doppelt überraſchen, Nachmittags dennoch einen Beſuch zu erhalten und zwar von einer Perſon, die bei ſich zu ſehen er am *allerwenigſten* erwartete.

Herr Gedaljah Endel, der Rabbi von Kaminietz, trat zu ihm in das Gemach.

»Ich leſe in euren Blicken das Erſtaunen über meinen Eintritt,« begann der Greis; »ich werde Euch das Räthſel löſen. Ich mußte die Reiſe hierher euretwegen unternehmen, und wurde über euer Vorleben u. ſ. w. vernommen. Ich gab dem Menſchen Frank das günſtigſte Zeugniß, dem einſtigen Juden mußte ich es verweigern. Nun, da Euch ein hartes Urtheil getroffen ſuchte ich die Erlaubniß nach, Euch noch einmal zu ſprechen, und man gewährte meine Bitte. Warum aber, werdet Ihr fragen, kam er hierher? was will der Jude von mir, dem Chriſten? Ich will Euch darauf antworten. Ich bin gekommen, um Euch zu betheuern, daß wir an der Klage, die euer traurig Geſchick herbeigeführt, unſchuldig ſind. Wenn ich ſage »Wir,« ſo verſtehe ich darunter die Rabbiniten; in Kaminietz iſt man allgemein der Ueberzeugung, daß die Anklage von Rabbi Nehemiah Hajun, ſomit von einem Sabbathianer, ausging. Weiters muß ich Euch mittheilen, daß das Unglück nicht blos Euch, ſondern auch eure Anhänger trifft; von hier iſt nemlich nach Kaminietz der Befehl ergangen, alle zum Chriſtenthume übergetretenen männlichen Sabbathianer, die der nächtlichen Zuſammenkünfte mit Euch überwieſen werden können, feſtzunehmen, ihnen zum Zeichen, daß ſie weder Juden ſind, noch Chriſten, den Bart zur Hälfte abzuſcheren und ſie zum Feſtungsbaue zu zwingen. Indem ich Euch Letzteres mittheile, geſchieht es, der Himmel iſt mein Zeuge, nicht um einer ſündigen Schadenfreude zu fröhnen, ſondern weil ich Euch vorſtellen will, daß Ihr ſelbſt jetzt noch in der Lage ſeyd, das Loos jener Unglücklichen zu mildern, deren Anblick, obwohl ſie von unſerem Glauben abfielen, uns dennoch weh thut.«

»Wie kann ich das?« fragte der Sectirer traurig ob der ihm gewordenen Mittheilung.

Der Rabbi erwiederte: »Ihr braucht nur zu bekennen, daß euer Wort jene Unſchuldigen verführt —«

Frank ließ ihn nicht zu Ende ſprechen.

»Haltet ein,« rief er, »denn ich durchſchaue Euch! Wozu Ihr mir rathet, das thu' ich nicht, denn die Lüge iſt mir ein Gräuel. Ich habe Niemanden verführt, wer mit mir leidet, iſt ein Märtyrer ſeiner religiöſen Ueberzeugung und ſeines ſelbſtſtändigen Willens, ich habe keine Seele dazu beredet. Ich durchſchaue eure Abſicht; Ihr möchtet, jetzt wo mir der Verkehr mit der übrigen Welt verwehrt iſt, daß ich mich ſelbſt brandmarke, meinen Charakter verdächtige, damit meine Lehre erſchüttert werde und böſe Nachrede mir bis in's Grab folge; nein, Rabbi, ich bekenne nichts, weil ich nichts zu bekennen habe, ich widerrufe nichts, weil Alles was ich that, aus der Tiefe meiner Seele ſtammt.«

»Ach, Frank,« ſeufzte der Rabbi, »kommt Ihr trotz aller Erfahrung noch nicht zur Erkenntniß eurer Irrthümer?«

»Ihr ſagt, trotz aller Erfahrung; was hab' ich denn bisher Schlimmes erfahren?«

»Man beraubt Euch der Freiheit und ſperrt Euch in eine Feſtung, iſt das nicht etwa ſchlimm genug? Als Ihr noch Jude wart, verweigertet Ihr, Euch einer einfachen Kirchenbuße zu unterwerfen und jetzt als Chriſt erſcheint Euch ſelbſt eine lebenslängliche Feſtungsſtrafe als nichts Schlimmes! Ich begreif' Euch nicht!«

Frank entgegnete:

»Hört mich an und Ihr werdet lernen mich begreifen. Vor allem muß ich Euch darauf aufmerkſam machen, daß

man mich nicht als einen Verbrecher verurtheilt hat, weil ich eben kein Verbrecher bin. Man beraubt mich zwar der Freiheit, das iſt wahr, allein man läßt mir meinen Glauben, meine Ueberzeugung; das iſt viel. darum genügt es mir. Man bemüht ſich zwiſchen mir und den Meinen den Verkehr zu zerſtören, dieſe Mühe iſt überflüſſig; hat meine religiöſe Anſchauung einen geiſtigen Halt, dann wird ſie fortbeſtehen und wenn die Mauern aller polniſchen Feſtungen mich umſchlößen; beſitzt ſie keinen Halt, dann wird ſie zerfallen, ohne mich wie mit mir. Was Ihr demnach ſchlimm nennt, iſt weder ſchlimm für mich noch für meine Sache, im Gegentheil, ich ſehe darin ein günſtiges Ergebniß, eine wohlthätige Fügung, geeignet einen Prüfſtein für meine Lehre abzugeben. Wenn das Gold rein iſt, hat es das Feuer nicht zu fürchten, iſt meine Lehre Gold, wird ſie aus der Prüfung unverſehrt hervorgehen, iſt ſie Blei, dann mag ſie in Gottes Namen zerſchmelzen.. Der über mich gefällte Beſchluß lautet auf lebenslängliche Haft. Du lieber Himmel, wie kurz iſt dieſe Friſt! Wenn meine Lehre auf ſo thönernen Füßen ruht, daß ſie nur durch mich und mit mir beſteht, dann lohnt es ſich wahrlich nicht der Mühe, mich auf Czenſtochow ein paar Jahre zu füttern, dann hätte man mich immerhin in Freiheit laſſen können, denn ein geiſtiges Princip, welches mit dem Leben eines Einzelnen zu Grunde geht, iſt keiner ſo großen Ausbreitung fähig, daß es je gefährlich werden könnte. Ich habe nun dargethan, warum ich als Chriſt eine lebenslange Feſtungsſtrafe als nichts Schlimmes anſehe, wollt Ihr auch wiſſen, warum ich als Jude mich eurer Kirchenbuße nicht unterwarf? Jede Buße ſetzt Reue voraus, Reue aber heißt nichts Anders, als Widerruf mit den Lippen oder im Geiſte und widerrufen werde ich nie! Für mich konnte es nichts Schlimmeres, nichts

Gefährlicheres geben als eure Kirchenbuße, sie hätten mich in den Augen der Meinigen entwürdiget, während die Haft in der Festung mich erhebt, indem sie mir den Stempel des Märtyrers auf die Stirne drückt. Begreift Ihr nun den Unterschied zwischen Buße und Festung? — Jetzt, ich bitt Euch d'rum, verlaßt mich, wir haben ausgeredet!«

— — — — — — — — — — —

Am andern Tage wurde Jacob Frank in einem geschlossenen Wagen nach der Festung Czenstochow gebracht.

II.

Die Russen in Kaminietz.

Zwischen den Begebenheiten, die wir eben geschildert, und jenen, die wir in den nächstfolgenden, den letzten Capiteln dieses Theils unserer Erzählung, schildern werden, liegt ein Zeitraum mehrer Monate.

Die Conföderation von Bar, so hoffnungsvoll sie für die Patrioten begann, neigte sich immer mehr dem Untergange zu.

Das unglückliche Verhängniß der Polen, innerer Zwiespalt und unselige Parteisucht, führten den Untergang auch dieses Adelsbündnisses herbei, welches sich anfangs sogar der Unterstützung auswärtiger Mächte erfreuend — auch die französischen Generale Dumouriez und Kellermann kämpften im Vereine mit den Polen — zu sehr glänzenden Hoffnungen berechtigte.

Der Kampf, auf vielen Seiten zugleich entbrannt, fiel *im Ganzen, trotz* der bekannten sarmatischen Tapferkeit, trotz

unglaublicher Aufopferung und persönlichen Heldenmuthes, doch zum Nachtheile der Patrioten aus, und in jenen Tagen begann Suworoff's Lorber zu sprossen, der dreißig Jahre später bei der Erstürmung Praga's sich zum vollen Kranze gestalten und des Siegers Stirne umschlingen sollte.

Was der Scharfblick der Gräfin Kassakowska voraussah, was sie befürchtet, traf ein.

Der in ein Attentat auf den König ausgeartete Handstreich trug schlimme Früchte.

Stanislaus August war verwundet und mißhandelt worden und die Conföderirten wurden des beabsichtigten Königsmordes angeklagt, obgleich schwer zu begreifen ist, wer den König gerettet hätte, wenn dessen Ermordung der einige Wille der Conföderirten gewesen wäre.

Auch Pulaski ward in die Untersuchung verwickelt, er verließ den Weg der Aufrichtigkeit und läugnete alle Theilnahme.

Die Gräfin Kassakowska hatte zwar das Schlimmste verhindert, doch das Schlimmere war geschehen.

Die Folgen des Attentates konnten kaum bitterer seyn.

Die auswärtigen Mächte betrachteten es als einen Versuch zum Königsmord und äußerten sich in diesem Sinne.

Auf die Kaiserin Maria Theresia machte die Thatsache einen so widerwärtigen Eindruck, daß der Staatsminister Fürst Kaunitz von den polnischen Generalen verlangen mußte, sie sollten ihre Mißbilligung über dieses Attentat aussprechen, wenn sie wünschten, daß die Mitglieder der Conföderation noch fernerhin in den österreichischen Staaten eine Zuflucht fänden.

Die Generale thaten es mit Würde und mit Anstand.

Der König von Preußen äußerte sich zu dem Grafen Keyserling:

»Die Polen sind ein unruhiges Volk, ihr Benehmen gegenüber ihrem König ist unwürdig. Obwohl sich Stanislaus August gegen die Kaiserin von Rußland und gegen mich undankbar benimmt, muß ich doch die Polen verdammen. Die Conföderirten verdienen die Rache von ganz Europa.«

Und diese Rache blieb nicht aus, sie wuchs empor aus dem Grabe der Barer Conföderation und nannte sich die erste Theilung Polens.

Indem wir der heldenmüthigen, wenn auch meist unglücklichen Kämpfe der verbündeten Patrioten im Allgemeinen Erwähnung thun, können wir unsern Lesern die Details füglich ersparen, und schenken nur jenen Begebenheiten unsere volle Aufmerksamkeit, wo Personen mitwirken, die sie im Verlaufe dieser Erzählung näher kennen lernten und die ihnen sicher einiges Interesse abgewannen.

Bevor wir dazu schreiten, lassen wir alle Gestalten des Romans im Geiste an uns vorüberziehen und hören wir, wo sie sich befinden.

Thamar, die Gattin Nathan Tomereinsk, die Geliebte Gideon Kohen's, ist mit Herrn Christoph Jodlitzki, ehemaligem österreichisch-russischen Feldscherer, dann Schloßarzt auf Mirogrod, nach Wien abgereist.

Jacob Joseph Frank lebt in Haft auf Czenstochow.

Die Gräfin Sophia Kassakowska eilte von Warschau zurück nach Podolien, erschien als Hiobsbotin bei Pulaski und verblieb einstweilen in seiner Nähe.

Gideon Kohon erfuhr von der Gräfin Thamars Schicksal und verfügte sich nach Kaminietz, wo er seine Angelegen-

heiten zu ordnen und dann die Reiſe nach Wien anzutreten gedachte.

Simon Luzzato und Rabbi Nehemiah Hajun befinden ſich ebenfalls in Kaminietz und zwar im Zuſtande eines zwiſchen ihnen eingetretenen Waffenſtillſtandes, der durch die Gefangennahme Frank's herbeigeführt worden war, da Luzzato dem Wortlaute des Teſtaments und der getroffenen Wahl getreu, ſo lange Frank als Gefangener lebte, in der Angelegenheit des Schatzes nichts weiter unternehmen konnte.

Damit zu Ende gelangt, beeilen wir uns mit dem Erzählen jener Begebenheiten zu beginnen, welche die durch die Zeit unterbrochene Handlung des Romans weiterführen ſollen.

Der Kampf in Podolien wüthete fort.

Die ruſſiſche Expedition gegen Bar war gelungen, das Städtchen wurde mit Sturm genommen.

Einer der Söhne Pulaski's, Anton war ſein Name, fiel bei dieſer Gelegenheit in die Hände der Ruſſen und wurde nach Kaſan geführt, wo er zu Rußlands Fahne ſchwor und gegen Pugatſchew Dienſte leiſtete. *)

Die von Bar theils geflüchteten, theils zurückgedrängten Conföderirten warfen ſich nach Kaminietz und bereiteten ſich vor, hier abermals Widerſtand zu leiſten.

Ein paar Tage reichten hin, den ſonſt ruhigen ſtillen Ort in ein geräuſchvolles Heerlager umzuwandeln, wo die Weißmützen ungebeugten Muthes ſich herumtummelten und noch immer nicht aufhörten von Niederlagen der Ruſſen zu träumen und zu ſprechen.

*) Anton blieb ſeitdem Rußland treu, nicht ſo ſein Sohn Caſimir, der im Jahre 1825 wegen ſeines polniſchen Patriotismus eingekerkert und lange Zeit feſtgehalten wurde.

Man beeilte ſich die Schäden der alten Feſtungsmauern auszubeſſern, einige neue Erdſchanzen aufzuwerfen, um die Stadt ſo gut und ſo lang es anging zu vertheidigen.

Der ruſſiſche General in Podolien, dem nach dem Sturme auf Bar nur eine geringe Truppenzahl zur Verfügung ſtand, fühlte ſich zu ſchwach, unverzüglich vor Kaminietz zu rücken und wartete Verſtärkungen ab, die lange auf ſich warten ließen, weil damals gerade von den Conföderirten Warſchau bedroht und Krakau genommen worden war, daher die ruſſiſchen Soldaten dort wichtigere Dienſte zu leiſten hatten.

Endlich aber trafen die Erwarteten doch ein, die Ruſſen ſetzten ſich in Marſch und eines ſchönen Morgens konnte man von den höchſten Punkten der Kaminietzer Oberſtadt die verhaßten Moskowiter ſehen, die ſich unten ausbreiteten und Stellungen nahmen, um auch dieſen Zufluchtsort der Conföderirten zu erobern und wo möglich die Häupter, deren ſich hier viele angeſammelt — darunter auch die Gräfin Kaſſakowska — gefangen zu nehmen.

Und die herangezogene Gefahr ſäumte mit dem Losbruche nicht lange, die Aufſtellung war bald genommen und ſchon am nächſten Morgen ſah man die Ruſſen heranrücken, der erſte Kanonenſchuß fiel und das Feuer begann.

Einige alte eiſerne Feſtungsgeſchütze ausgenommen, beſaßen die Patrioten an dieſem Punkte keine Kanonen, die wenigen Batterien, die ſie früher hatten, waren theils unbrauchbar geworden, theils den Moskowitern in die Hände gerathen, daher konnten die Stürmer ohne ſonderliche Gefahr gegen die Stadt rücken und aus ihren leichten Geſchützen, die ſie nach dem heutigen Maßſtabe ebenfalls nur in geringer *Zahl mit ſich führten*, das Feuer beginnen.

Die Glocken von Kaminietz läuteten Sturm, die Trommeln wirbelten, die Kanonen donnerten in gemeſſenen Pauſen und das Sturmgebrüll der Ruſſen miſchte ſich mit dem Wuthgeſchrei der Polen.

Bald loderte eine der Hütten der Unterſtadt in Flammen auf, dann eine zweite, eine dritte.

Die Weißmützen zogen ohne beſonderen Widerſtand hinter die Feſtungswälle der Oberſtadt zurück und die Ruſſen drangen ſtürmend in die Unterſtadt.

Mord, Raub und Plünderung entfalteten nun ihre Schwingen und rauſchten durch die Straßen der unglücklichen Stadt.

Die Moskowiter, wie überall, drangen auch hier in die Häuſer und übten Greuelthaten, wie jeder Krieg — die Geißel Gottes — ſie erzeugt.

Die große Katharina hatte von Petersburg aus befohlen, daß die Juden in Polen mit Feuer und Schwert ausgerottet werden ſollen; wäre die hohe Frau mit ihren niedrigen Leidenſchaften an dieſem Tage in Kaminietz geweſen, ſie hätte ſich überzeugt, wie treu und gewiſſenhaft man ihren Befehlen nachkam.

Hier drangen Soldaten in eine verlaſſene Hütte — denn Viele, das Unheil ahnend, hatten ſich rechtzeitig geflüchtet — raubten das Geld, ſchnitten die Bettzüge auf und gaben ſie dem Winde preis; dort marterten ſie einen Greis zu Tode, drüben wurde ein Weib geſchändet und hier ein jüdiſcher Balg in die Flammen geworfen.

Geheul und Jammer ertönte in den Straßen, ſo oft einer der Armen, die ſich in den Kellern verſteckt oder ſonſt wohin verkrochen hatten, aufgeſtöbert und hervorgeſchleppt wurde, um von den Soldaten gemartert oder — wozu man

ſich noch Glück wünſchte, wenn man ſich ſolcher Gnaden erfreute — gemordet zu werden.

Die Ruſſen beſaßen damals die löbliche Gewohnheit, ihren Opfern die Haut in Riemen abzuſchneiden oder die Armen mit ſiedenden Flüſſigkeiten blind und taub zu machen.

Mit den Bewohnern von Kaminietz ward beſonders arg verfahren, weil, wie wir wiſſen, Herr von Krasinski, der Gebieter, eine der Hauptſtützen des Barer Adelsbundes war.

Die Feuersbrunſt, da Niemand an's Löſchen dachte, griff immer mehr um ſich, und in das Kriegsgetöſe miſchte ſich der Jammer der fliehenden, beraubten oder gepeinigten Einwohner.

Dort tobten drei Soldaten in ein Haus.

Die Glut der Brunſt, oder das Feuer des Branntweins, oder die Kampfwuth hat ſie raſend gemacht.

Sie wollen eindringen, der Eingang iſt verrammelt. Sie ſprengen mit Gewalt die Thüre und ſtürzen in's Haus. Es iſt leer.

Aber die Soldaten haben gelernt dem Schein nicht zu trauen.

Alle Räume werden eifrigſt durchſucht und ſiehe da, man findet auf dem Boden in einem Winkel eine alte halbblinde Frau und einen übergroßen kräftigen Mann, der ſeiner athletiſchen Geſtalt nach zu urtheilen vollauf die Kraft beſaß, mit einem Holzſtück das halbtrunkene ruſſiſche Kleeblatt niederzuſchmettern, der aber furchtſam und muthlos ſich faſſen und in den Hof ſchleppen ließ.

Der unglückliche Jude iſt Nathan Tomerein, Thamars verlaſſener Gatte, und das halbblinde Weib iſt Frau Mirjam, ſeine Mutter.

Die Ruſſen fallen über die Greiſin her, reißen ihr Ringe

und Ohrgehänge herab und ſchleudern ſie mit einer Wuth gegen die nächſte Mauer, daß es unbegreiflich blieb, warum der morſche Leib der Alten nicht in Stücke zerfiel; ſie ſank bewußtlos dahin.

Bei dieſem Anblicke ſtieß Nathan einen Jammerſchrei aus, das war Alles; er rührte ſich noch nicht, um ſich gegen die Moskowiter, die bereits auf ihn losgingen, zur Wehre zu ſetzen.

In demſelben Augenblicke ſchwang ſich ein junger Jude über den Gartenzaun in den Hof, ſeine Hand bewehrt mit einem Säbel, ſeine Wangen geröthet; friſche Blutſpuren an ſeinen Gewändern bewieſen, daß er eben aus dem Kampfe kam, um wieder in den Kampf zu gehen.

Wüthend warf er ſich auf die Ruſſen, indem er rief:

»Um Gott, Nathan, ſeyd Ihr ein Kind? Wehrt Euch — es gilt das Leben — wer ſich ſelbſt nicht hilft, dem wird nicht geholfen!«

Und einer der Soldaten ſtürzte unter ſeinem kräftigen Hiebe zuſammen.

Nathan Tomerein, durch den Aufruf geweckt und entflammt, entriß dem Gefallenen das Gewehr und griff nun vereint mit Gideon Kohen — denn er war der muthige junge Mann — die beiden übrigen Soldaten an.

Nur wenige Secunden und ſie waren Leichen.

»Was nun?«

»Die Leichen in den Keller, eure ohnmächtige Mutter auf den Boden!« rieth Gideon.

»Und dann?«

»Dann halten wir uns bereit, unſer Leben weiter zu vertheidigen und kämen der Räuber zwanzig in's Haus!«

Nathan befolgte, wozu Gideon rieth.

»Wenn einem ſchon der Mordſtahl droht, ſoll man wenigſtens ſein Leben ſo theuer als möglich verkaufen.«

— — — — — — — — — — —

In einer andern Hütte finden zwei Ruſſen einen einzelnen Mann. Sein Bart und ſeine Kleidung kennzeichnen den Juden.

Er tritt den Soldaten mehr lauernd und tückiſch als muthig entgegen.

»Was ſucht Ihr hier?« ruft er ihnen zu.

»Dein Geld, Hund, und Dich!« lautete die Antwort.

Aber die Ruſſen hatten es hier nicht mit einem Hund, ſondern mit einer Schlange zu thun.

»Dort iſt mein Geld!« ruft der Jude und zeigt auf einen Schrank.

Die Soldaten begeben ſich dahin — in demſelben Momente kracht hinter ihnen ein Piſtolenſchuß und einer ſtürzt zu Boden, der andere wendet ſich erſchrocken um; aber ſchon hat ſich die Schlange auf ihn geſtürzt und verſetzt ihm mit der Piſtole einen Schlag in die Schläfe, daß er taumelt und niederſinkt.

»So,« murmelte die Schlange mit Selbſtbefriedigung, »die wären abgethan! Nun gilt es, die Leichen raſch zu verbergen.«

Während er jedoch einen der getödteten Soldaten fortſchleppte, ſtürmten drei andere ins Haus und in die Stube.

»Hier hat man einen der Unſeren ermordet!« ruft der Vorderſte von ihnen beim Anblicke der noch daliegenden Leiche.

»Zündet das Neſt an!«

»Nieder mit den Mördern!«

»Rache für unſeren Bruder!«

So ſchrien die Wilden.

Die Schlange hörte den Lärm und kehrte nicht in die Stube zurück, ſondern hielt ſich im Keller verborgen.

Die Ruſſen, immer gewohnt, Keller und Boden zuerſt zu durchſuchen, zünden ein Reiſigbündel an, bedienen ſich ſeiner als Fackel und eilen die Stufen hinab.

Aus einer Ecke funkeln ihnen ein Paar glühende Augen entgegen — eine dunkle Geſtalt, eine brennende Kerze in der Hand, hinter zwei Fäßchen.

»Dort iſt der bärtige Hund!« ruft einer von ihnen.

»Zurück,« ziſcht ihnen die Schlange zu, »oder ich entzünde das Pulver in dieſen Fäßchen und wir fliegen alleſammt in die Luft.«

Die Ruſſen machen betroffen ein paar Schritte rückwärts, ſehen ſich wechſelſeitig an und verlaſſen den Keller.

Die Schlange glaubte ſich abermals gerettet, aber ſie vergaß, daß ſie mit einem Feinde zu thun hatte, der den Tiger und Fuchs in ſich vereinigte.

Die Flamme des Reiſigbündels erhellte noch immer den Kellerraum, die Soldaten ſtiegen einer hinter dem andern die Stufen hinan, um wieder ins Freie zu gelangen.

Der Letzte von ihnen blieb an der Thür ſtehend, den Ausgang bewachend. Der Erſte hingegen lief zu einem in den Hof gehenden Kellerfenſter, kniete leiſe an demſelben nieder und ſuchte mit den Blicken den Juden.

»Ich hab' ihn!« murmelt er, und legt ſeine Muskete an.

Die Schlange unten vernimmt ein Geräuſch, wendet das Auge gegen jene Seite, wo das Fenſter iſt; in der nemlichen Secunde blitzt es draußen auf — ein Schuß fällt — im Keller ertönt ein Schrei — und Rabbi Nehemiah Hajun ſchwimmt in ſeinem Blute.

Mit ſeinen Armen die Fäßchen umſchlingend, haucht er den Geiſt aus.

Selbſt im Tode ſchützt er noch das Gold, welches der Schatz des Meſſias als erſten Tribut geliefert hatte zur Verbreitung von Sabbathai's Lehre.

— — — — — — — — — — —

Die Unterſtadt war geplündert, die Feſtung, ernſtlich angegriffen, an mehren Orten angezündet, ſteckte die weiße Fahne aus; die Häupter der Conföderirten entflohen gegen die Moldau und die ruſſiſche Reiterei brach ungeſäumt auf, um ſie zu verfolgen, bevor der Wind ihre Fußſtapfen verwehte.

Kaminietz hatte ſich aus einem polniſchen in ein ruſſiſches Lager verwandelt, und nachdem der Raub- und Mordluſt der Soldaten Einhalt geſchah, konnten Jene, die dem Tode entgangen waren, ſich wieder mit einiger Sicherheit in den Straßen zeigen.

Der Jammer und die Thränen hatten damit freilich noch lange kein Ende erreicht.

Man ſuchte ſeine Verwandten und Freunde auf, und wenige Familien fanden ſich, wo nicht zerſtörtes oder geraubtes Eigenthum, oder der Tod des einen oder des andern Gliedes zu beklagen geweſen wäre.

Dem war die Hütte abgebrannt, Jenem lag die Gattin zu Tode verwundet, der Dritte betrauerte einen Bruder, der Vierte ſeine Mutter, ein Kind und ſo fort.

Das geiſtliche Tribunal (Beth-Din) von dem Rabbi angeregt, verordnete, daß der nächſte Tag für die ganze Gemeinde ein Faſt- und Bußtag ſeyn ſolle, um die zürnende Gottheit zu verſöhnen, welche Anordnung nicht ohne bittere Bemerkungen aufgenommen wurde.

»Warum haben ſie nicht früher Buß- und Faſttag ab-

halten laſſen,« ſagten die Einen, »bevor wir noch geſtraft waren?«

»Wer anders als ſie ſelbſt,« meinten die Andern, »hat die Strafe des Himmels auf uns herabbeſchworen? Haben ſie nicht den Samen der Zwietracht aufwachſen machen? Haben ſie nicht Haß und Verfolgung gepredigt, und Viele, wenn auch Schebſen, waren ſie doch Juden, dem Unglück in die Arme gejagt? Das Kamineţer Beth-Din hat alles Unheil auf ſeinem Gewiſſen und verſchuldet unſer Unglück.«

Und von Allen auf Einzelne übergehend, richtete ſich der Blick auf Nathan Tomerein, von dem man wußte, daß er der Anſtifter der Verfolgung war, daß er nicht geruht, bis der geſchürte Funke zum Brande angeblaſen und dann zur Flamme angefacht war.

Aber wer hätte dem Manne zürnen können, der in dieſem Augenblicke am Sterbebette ſeiner Mutter Pſalmen betete?

Auf ihm ruhte faſt ſichtbar die ſtrafende Hand Gottes.

Die Frau, die ihm angehörte, war verſchwunden, das Glück ſeines Hauſes zerſtört, ſein Anſehen geſunken. Von den Ruſſen ausgeplündert, wäre er einem martervollen Tode nicht entgangen, hätte nicht ſein ärgſter Feind ihn gerettet.

Gideon, der Gebannte, der Gezüchtigte, der mit Füßen Getretene, rettete jenem Manne das Leben, dem er öffentlich im Tempel Rache geſchworen.

Dieſe Handlung erweckte ſo allgemeine Theilnahme, daß die Frage angeregt wurde, ob der junge Mann dafür nicht verdiene, daß der Bann von ihm genommen und die Synagoge ihm wieder geöffnet werde?

Gideon war eben von einem großen Kreiſe ſeiner Bekannten umgeben, als Jemand die Nachricht brachte, im

Schooße des Beth-Din werde in der nächſten Sitzung die Frage zur Sprache und zur Abſtimmung kommen.

Er lächelte wehmüthig und erwiederte:

»Ich kann es dem Beth-Din nicht verwehren, wenn es den Bann von mir nimmt, eben ſo wenig als ich ihm gebieten konnte, mich damit nicht zu belegen. Ich habe mitſammt dem Banne eben ſo ruhig geſchlummert, wie ohne ihn und ich gebe Euch mein Wort, daß Gottes Sonne für mich eben ſo golden und ſo warm ſchien wie für jeden Andern. Es iſt wahr, ich habe dem Dajan öffentlich Rache geſchworen, erwäget die Empörung meines Blutes in jener Minute, erwäget die Schmach, die mir angethan worden war und Ihr werdet jenen Schwur erklärlich finden; allein ſeit damals iſt ein längerer Zeitraum verfloſſen, mein Blut iſt kälter und meine Anſchauungen ſind männlicher geworden. Wie wichtig ſchienen mir einſt dieſe Kämpfe mit den Rabbiniten, wie heldenmüthig das Auflehnen gegen die Autorität des Talmuds und wie kleinlich erſcheint es mir nun! Der Knabe, der nie aus ſeinem in der Ebene liegenden Dorfe gekommen, hält das Hügelchen auf dem Anger für einen Berg; auch ich habe erſt ſpäter erfahren, was Berge ſind und mein früherer Berg iſt zu einem Hügelchen zuſammengeſchrumpft. Meine Freunde, ich verweilte Monate lang unter den Polen, habe Gefahren überſtanden, gekämpft für eine große Sache, habe die Begeiſterung kennen gelernt, welche die Zauberworte »Freiheit und Selbſtſtändigkeit« anzufachen vermögen, und Ihr mögt mir's glauben, während dieſer ganzen Zeit iſt in mir kein Gedanke erwacht, der mich an Nathan Tomerein oder an den Talmud erinnert hätte. Mein Geſichtskreis hatte ſich erweitert, mein Blick hatte ſich an großartigere Verhältniſſe gewöhnt, ein Fluß *lag hinter* mir und ich befand mich auf der großen See. Was

ich da erfuhr und erlebte, war ein mächtiger Sturm, was ich erlebt hatte, war ein Stürmchen in einem Glase Wasser. Meine Feindschaft gegen die Rabbiniten, mein glühender Haß gegen Nathan Tomerein, wohin sind sie gekommen? Ich fühle sie nicht mehr, dem im Vergleiche mit der Empörung, die mich jetzt bei dem Anblicke eines Russen ergreift, ist die frühere Feindschaft schier eine Freundschaft, ist der frühere Haß beinahe ein Wohlwollen zu nennen. Mit den Anschauungen des Menschen ändern sich seine Gefühle, seine Neigungen und Bestrebungen. Darum darf es Euch nicht wundern, wenn ich gegen den Beschluß des Beth-Din wegen des Bannes gleichgiltig bin und wenn ich meinen Racheschwur nicht halte, vielmehr mich davon entbinden losse. Doch wäre dem auch nicht so, hätte mein Haß sich nicht abgekühlt ich hätte Nathan Tomerein in jener entsetzlichen Stunde gleichwohl das Leben gerettet! Die Liebe hat ihre Zeit, und die Rache hat die ihre; die Zeit aber, wo ein Mensch in Todesgefahr oder unglücklich, ist nicht die Zeit, sich an ihm zu rächen. So was vermöchte nur ein böses Herz und ein solches besitze ich nicht. Wo die Stimme Gottes spricht, muß die Lippe des Menschen verstummen, wo der Arm Gottes sich zeigt, darf keines Menschen Finger sich ausstrecken, und wo Gottes Strafe sichtbar wird, muß die kleinliche Rache des Menschen ferne bleiben.«

Gideon war mit seiner Rede zu Ende, als Luzzato aufgeregt und bleich herbeieilte und ihn bei Seite rief.

»Folge mir,« flüsterte er dem Freunde zu, »ich habe Dir Wichtiges zu verkünden.«

Gideon begleite Luzzato.

»Ist Dir bereits etwas über das Schicksal des Rabbi Hajun bekannt?« fragte der letztere.

Gideon verneinte die Frage.

Schooße des Beth-Din werde in der nächſten Sitzung die Frage zur Sprache und zur Abſtimmung kommen.

Er lächelte wehmüthig und erwiederte:

»Ich kann es dem Beth-Din nicht verwehren, wenn es den Bann von mir nimmt, eben ſo wenig als ich ihm gebieten konnte, mich damit nicht zu belegen. Ich habe mitſammt dem Banne eben ſo ruhig geſchlummert, wie ohne ihn und ich gebe Euch mein Wort, daß Gottes Sonne für mich eben ſo golden und ſo warm ſchien wie für jeden Andern. Es iſt wahr, ich habe dem Dajan öffentlich Rache geſchworen, erwäget die Empörung meines Blutes in jener Minute, erwäget die Schmach, die mir angethan worden war und Ihr werdet jenen Schwur erklärlich finden; allein ſeit damals iſt ein längerer Zeitraum verfloſſen, mein Blut iſt kälter und meine Anſchauungen ſind männlicher geworden. Wie wichtig ſchienen mir einſt dieſe Kämpfe mit den Rabbiniten, wie heldenmüthig das Auflehnen gegen die Autorität des Talmuds und wie kleinlich erſcheint es mir nun! Der Knabe, der nie aus ſeinem in der Ebene liegenden Dorfe gekommen, hält das Hügelchen auf dem Anger für einen Berg; auch ich habe erſt ſpäter erfahren, was Berge ſind und mein früherer Berg iſt zu einem Hügelchen zuſammengeſchrumpft. Meine Freunde, ich verweilte Monate lang unter den Polen, habe Gefahren überſtanden, gekämpft für eine große Sache, habe die Begeiſterung kennen gelernt, welche die Zauberworte »Freiheit und Selbſtſtändigkeit« anzufachen vermögen, und Ihr mögt mir's glauben, während dieſer ganzen Zeit iſt in mir kein Gedanke erwacht, der mich an Nathan Tomerein oder an den Talmud erinnert hätte. Mein Geſichtskreis hatte ſich erweitert, mein Blick hatte ſich an großartigere Verhältniſſe gewöhnt, ein Fluß lag hinter mir und ich befand mich auf der großen See. Was

ich da erfuhr und erlebte, war ein mächtiger Sturm, was ich erlebt hatte, war ein Stürmchen in einem Glaſe Waſſer. Meine Feindſchaft gegen die Rabbiniten, mein glühender Haß gegen Nathan Tomerein, wohin ſind ſie gekommen? Ich fühle ſie nicht mehr, dem im Vergleiche mit der Empörung, die mich jetzt bei dem Anblicke eines Ruſſen ergreift, iſt die frühere Feindſchaft ſchier eine Freundſchaft, iſt der frühere Haß beinahe ein Wohlwollen zu nennen. Mit den Anſchauungen des Menſchen ändern ſich ſeine Gefühle, ſeine Neigungen und Beſtrebungen. Darum darf es Euch nicht wundern, wenn ich gegen den Beſchluß des Beth-Din wegen des Bannes gleichgiltig bin und wenn ich meinen Racheſchwur nicht halte, vielmehr mich davon entbinden laſſe. Doch wäre dem auch nicht ſo, hätte mein Haß ſich nicht abgekühlt ich hätte Nathan Tomerein in jener entſetzlichen Stunde gleichwohl das Leben gerettet! Die Liebe hat ihre Zeit, und die Rache hat die ihre; die Zeit aber, wo ein Menſch in Todesgefahr oder unglücklich, iſt nicht die Zeit, ſich an ihm zu rächen. So was vermöchte nur ein böſes Herz und ein ſolches beſitze ich nicht. Wo die Stimme Gottes ſpricht, muß die Lippe des Menſchen verſtummen, wo der Arm Gottes ſich zeigt, darf keines Menſchen Finger ſich ausſtrecken, und wo Gottes Strafe ſichtbar wird, muß die kleinliche Rache des Menſchen ferne bleiben.«

Gideon war mit ſeiner Rede zu Ende, als Luzzato aufgeregt und bleich herbeieilte und ihn bei Seite rief.

»Folge mir,« flüſterte er dem Freunde zu, »ich habe Dir Wichtiges zu verkünden.«

Gideon begleite Luzzato.

»Iſt Dir bereits etwas über das Schickſal des Rabbi Hajun bekannt?« fragte der letztere.

Gideon verneinte die Frage.

»Wohlan, so erfahre ein neues Unglück. Ich entdecke vor einer Stunde im Keller die Leiche des Rabbi von einer Kugel durchbohrt.«

Gideon erschüttert schlug die Hände zusammen.

»Ein wichtiger Grund zwang mich, dem vermißten Rabbi nachzuforschen, ich durchsuchte die jetzt leer stehende Hütte, wo er wohnte, kam in den Keller und fand seine Leiche.«

»Armer Rabbi!«

»Möge Gott milde mit ihm ins Gericht gehen!« sagte Luzzato. »Es sey ferne von mir, einem Todten, dessen Leiche noch nicht einmal bestattet ist, Böses nachzureden; sobald Du jedoch meine Mittheilung vernommen, wirst Du staunen über das Schlimme, so dieser Unglückliche uns Sabbathianern dadurch zugefügt, daß er geschehen ließ, was geschah, indem er nicht half, wo er helfen konnte, daß er Frank auf die Festung brachte und seiner Pflicht nicht nachkam.«

»Deine Worte, Simon, klingen mir wie Räthsel.«

»Räthsel, deren Lösung Dir sogleich werden soll, sobald wir in meiner Wohnung angelangt sind.«

Gideon schüttelte, den Freund nicht begreifend, den Kopf, doch sollte seine Neugierde nicht lange ihn quälen, denn schon betraten sie Luzzato's Zimmer.

Das Erste, was Gideon hier ins Auge fiel, waren zwei Fäßchen die auf dem Boden lagen.

»Was hast Du?« fragte er den Freund.

»Goldstücke,« antwortete Luzzato ernst.

Ein neues Räthsel für Gideon.

»Laß Dich in dem Armstuhl nieder, mein Freund, und hör mir aufmerksam zu, Sabbathai Zewi's Geist möge auf uns Beiden ruhen in dieser wichtigen Stunde!«

Nach dieſen Worten begann Luzzato das Geheimniß vom Schatze des Meſſias zu enthüllen. So wie Rabbi Hajun ihn einſt zum Vertrauten genommen hatte, ſo wählte er jetzt ſeinen Freund Kohen und weihte ihn ein in das merkwürdige Geheimniß. Er zeigte ihm das Pergament, worauf der letzte Wille Sabbathai's verzeichnet war, er machte ihn bekannt mit den mündlichen Traditionen bezüglich des Ortes, wo der Schatz verborgen lag, und der Kunſtgriffe, um bis zu ihm zu gelangen.

Gideon wähnte eines jener Märchen zu vernehmen, wie ſie den Kindern oft erzählt werden, um ihre jugendliche Phantaſie zu beſchäftigen und ſie für den Glauben an Wunder empfänglicher zu machen.

Gideon trat ſomit an die Stelle des verſchiedenen Rabbi Hajun, von nun an waren er und Luzzato die Schatzmeiſter der Hinterlaſſenſchaft Zewi's.

In ſeiner ganzen Darſtellung vermied es Luzzato ſorgfältig, die von ihm und Hajun bereits getroffene Wahl zu erwähnen, um Gideon in ſeinem Ausſpruche nicht zu beirren.

Trotzdem aber, daß Frank in lebenslänglicher Haft ſchmachtete, trotzdem, daß ihm der Streit der beiden frühern Schatzmeiſter ein Geheimniß war, fiel Gideons Wahl doch augenblicklich auf Frank, da es, wie er ſagte, keinen Würdigern gebe, Sabbathai's Banner zu entfalten und in die Ferne zu tragen.

Luzzato, freudig bewegt, umarmte den Freund und theilte ihm jetzt den zwiſchen ihm und Hajun beſtandenen Streit mit.

»Er hat ſein Wort gebrochen,« antwortete Gideon, »und Gottes Strafarm hat ihn erreicht; zwiſchen uns iſt ähnliche Zwietracht nicht zu beſorgen. So lange Frank lebt, bleibt

ihm die Anwartschaft auf den Schatz des Messias, erst wenn er gestorben sein wird, soll ein Anderer gewählt werden. Mir aber sagt's eine innere Stimme, der Meister wird zwischen jenen Mauern nicht sterben, sondern wird daraus hervorgehen in größerer Pracht als je.«

Und seinen Arm um Luzzato's Nacken schlingend, wies er mit der freien Hand nach jener Himmelsgegend, wo Czenstochow lag und sagte mit dem Tone der Weihe und der Erhebung:

»Blick hin, mein Freund, dort wird der Stern Jacobs aufgehen.«

III.

Fähnrich Golikoff erscheint noch einmal, jedoch zu Pferde.

Die russische Reiterei, in zahlreiche kleine Haufen getheilt, mußte nach der Einnahme von Kaminietz nach allen Richtungen der Windrose aufbrechen, um die fliehenden Patrioten zu verfolgen, sie in der Umgegend aufzusuchen und zu diesem Zwecke Wälder und Dörfer mit großer Sorgfalt durchspähen.

Man konnte damals auf fünf Stunden im Umkreise nicht tausend Schritte machen, ohne nicht einer russischen Patrouille zu begegnen und von dem Offizier auf das Sorgfältigste durchsucht zu werden.

Durch dieses sich bewegende Netz von Wachen und Späehern geriethen viele der patriotischen Vertheidiger von Bar und Kaminietz in die Hände ihrer Feinde und wanderten in das Innere Rußlands, ohne mehr polnische Luft zu athmen.

Am Tage nach der Besiegung der letzteren Festung ritt ein russisches Picket, zwölf Mann stark, von einem Offizier geführt, auf der Straße von Kaminietz nach dem fünf Stunden entfernten Chotym.

Letztere bessarabische Stadt, am linken Ufer des Dniester, lag damals noch auf türkischem Gebiet, welches von Polen durch den Dniester getrennt war.

Da die Russen wußten, daß die Schritte der fliehenden Polen sich zumeist nach der Türkei richteten, wo sie bei den Feinden Rußlands ein sicheres Asyl fanden, so war es natürlich, daß sie gegen die Grenze zu noch häufiger als in anderen Richtungen zu treffen waren.

Die erwähnte Patrouille ritt im Schritt auf der Straße vorwärts, als sie Einem zweiten Häuflein, das von der Seite daher kam, begegnete.

Die beiden Führer forderten sich die Parolen ab, obgleich sie von Einem Regiment waren und sich persönlich kannten.

Da sie sich seit vierundzwanzig Stunden nicht gesehen hatten, gab es Manches zu erzählen, worunter das Wichtigste, daß keiner von Beiden noch so glücklich war, einen Conföderirten zu fangen.

»Und es sollen ihrer doch so viele in der Festung gelegen haben!« rief der Eine ärgerlich aus.

»Fast lauter Adelige und nur wenig gemeine Soldaten!« setzte der Andere hinzu.

»Auch Weiber befanden sich darunter.«

»Die Polinnen scheinen eine besondere Vorliebe für Schuß- und Stichwaffen zu besitzen.«

Nachdem dieser russische Casernwitz beiderseitig sattsam

belacht war, sagte der Erstere: »Auch die berüchtigte Kassakowska befand sich in der Festung.«

»Sie war ja auch in Bar. Das Teufelsweib muß überall dabei seyn!«

»Ich begreife noch jetzt nicht wie diese Rebellen und Rebellinnen entwischen konnten, da wir doch die Festung umstellt hatten.«

»Ich hörte was von einem alten unterirdischen Wege sprechen, der — stundenlang — mitten im Walde mündet.«

»Der Teufel hole die Brut, sie ist mit allen Kniffen und Schlichen vertraut; wir werden noch viele Arbeit haben, bis sie ganz ausgerottet seyn wird.«

»Bah, was liegt daran! Man wirft keinen Baum mit Einem Schlage zur Erde; wenn's am Ende nur gelingt, kann man immerhin zufrieden seyn.«

»Jetzt aber sehen wir, daß wir weiter kommen. Adieu! auf glücklichen Fang!«

»Danke, wünsche desgleichen!«

Die Pickets setzten sich wieder in Bewegung, das eine, die Straße quer durchschneidend, nach rechts, das andere gerade aus.

Nach ungefähr einer Viertelstunde hörte der Führer des letzteren Pferdegetrab hinter sich. Da er eben allein zur Seite seiner Soldaten ritt, so konnte er bequem rückwärts sehen und gewahrte drei Reiter, in deren Uniformen er russische Uhlanen und zwar einen Offizier und zwei Gemeine erkannte.

Die rückwärtigen hatten das Picket bald eingeholt, die Offiziere grüßten sich und der Uhlane, ohne ein Wort zu sprechen, zog ein Papier unter dem Brustlatz hervor und überreichte es dem Führer des Pickets.

Das Papier enthielt an alle russischen Abtheilungscom-

manbanten die offene Ordre, dem als Courier reisenden Fähnrich von Golikoff jeden von ihm verlangten Succurs zu leisten und allen möglichen Vorschub zu bieten.

Während der Picketführer die Ordre las und die Echtheit des Documents prüfte, musterte der blutjunge Uhlane die Soldaten des Pickets mit einem militärischen Blick und strich sein nettes Schnurbärtchen, das ihm äußerst zierlich stand und das Schmucke seiner ganzen Erscheinung erhöhte.

»Gut, Camerad,« sagte jetzt der Offizier des Pickets, dem Uhlanen das Papier wieder einhändigend, »kann ich Ihnen in etwas dienen?«

»Ich ersuche um fünf Mann Bedeckung und für mich und meine zwei Leute frische Pferde; wie Sie sehen, bin ich scharf geritten, auch habe ich noch ein großes Stück Weges längs des Dniesters vor mir.«

»Darf man erfahren —«

»Geheime Ordre!« unterbrach der Uhlane den unzeitigen Forscher und schnitt ihm damit jede weitere Frage ab.

Drei Pferde, von Soldaten des Pickets genommen, wurden an den Courier und seine Leute abgetreten, fünf Mann als Escorte schlossen sich an, dann ging es wieder fort auf der Straße gegen Chotym.

Nach ungefähr einer Stunde scharfen Rittes stieß der Fähnrich Golikoff mit seinen Leuten auf ein zweites größeres Picket, das aus einer completen Escadron bestand.

Der Fähnrich grüßte den Hauptmann.

»Patrouille?« fragte dieser lakonisch.

»Courier!« antwortete Golikoff salutirend.

»Ordre her!«

Der Fähnrich überreichte dem Escadronscommandanten das bekannte Papier.

»Fähnrich von Golikoff?«

»So ist mein Name, Herr Hauptmann.«

Dieser durchlas die Ordre, nickte befriedigt mit dem Kopfe und gab das Papier zurück.

Der Courier setzte seinen Weg fort.

»Mit Erlaubniß, Herr Hauptmann,« fragte jetzt einer der Escadronsoffiziere, »wie nannte sich der Courier?«

»Fähnrich von Golikoff.«

»Von wem ist die Ordre unterzeichnet?«

»Vom Obersten Suworoff.«

»Nicht möglich.«

»Mein Herr, ich verstehe doch zu lesen.«

»Dann liegt ein Betrug dahinter. Die Absendung des Fähnrichs von Golikoff als Courier von Seite des Obersten Suworoff geschah noch zu jener Zeit, als ich mit meinem früheren Regimente bei Mirogrod am Bug stand. Der Abgesandte kehrte seitdem nicht zurück, denn er wurde von den Conföderirten aufgefangen.«

»Alle Teufel,« brummte der Hauptmann, »wenn sich die Sache so verhält, ist dieser Courier allerdings verdächtig.«

Augenblicklich einen Entschluß fassend, wendete er sich seinen Soldaten zu und commandirte: »Escadron im Trab!«

Fähnrich Golikoff, obschon er einen hübschen Vorsprung gewonnen, war doch noch nicht weit genug entfernt, um das Getümmel der ihm scharf folgenden Escadron nicht zu vernehmen.

Sein dunkles Auge blitzte auf, ein Blick fiel nach vorwärts, als gelte es die Strecke bis zum Dniester im Geiste zu messen, dann wendete er sich zu seinen Leuten und sagte:

»Cameraden, die angebliche Escadron hinter uns

ſcheint mir verdächtig, vermuthlich iſt es eine verſprengte Abtheilung der Conföderirten, die unſere Uniformen anzog, um uns zu täuſchen und die ſich jetzt erſt beſann, uns zu verfolgen. Wir ſind in der Minderzahl und wollen dem Kampfe ausweichen, im ſchlimmſten Falle jedoch ſollen ſie uns auch am Platze und bereit finden, unſer Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen. Es lebe die Czaricza!«

Die ſieben Soldaten wiederholten: »Es lebe Matuſchka Czaricza!« und verſetzten die Pferde in Galopp.

Die ganze Escadron hinten nach.

Die Kerle ſuchen zu entkommen,« ſchrie der Hauptmann ſeinen Offizieren zu, »nun leidet es keinen Zweifel mehr, es ſind verkleidete Polen.«

Eine Weile ging es ſo fort, der Zwiſchenraum will ſich nicht verringern.

Es war natürlich.

Eine Escadron in Reih und Glied vermag acht einzelne Reiter nicht leicht einzuholen.

»Zwanzig der beſten Renner vor!« commandirte der Hauptmann und drückte ſeinem Pferde beide Sporen in die Weichen.

Nur wenige Minuten verſtreichen und der Hauptmann mit ſeiner Eliteſchaar beginnt ſich dem Courier immer mehr zu nähern.

»Herr Fähnrich Golikoff,« ließ er drauf ſeine mächtige Stimme erſchallen, »Herr Fähnrich Golikoff, halten Sie an! Im Namen der Kaiſerin, halt!«

Der Courier hörte nicht oder wollte nicht hören.

»Nun iſt's gewiß,« knirſchte der Hauptmann, »ſie hören nicht auf den Befehl der Kaiſerin, es ſind Polen.«

Der Raum zwiſchen beiden Abtheilungen wurde mittlerweile noch geringer.

»Verdammt,« rief einer der Soldaten des Couriers, »die polniſchen Rebellen rücken uns von Secunde zu Secunde näher an den Hals, ich rathe, Herr Fähnrich, wir verlaſſen die Straße, auf ungebahntem Wege werden ſie uns nicht ſo raſch folgen können.«

»Thun wir es,« antwortete Golikoff, »doch halten wir uns immer in der Richtung gegen den Dnieſter.«

Aber der Hauptmann mit ſeiner Schaar ſetzte Alles daran, den koſtbaren Fang ſich nicht entwiſchen zu laſſen; mehre diſtinguirte Conföderirte auf einmal zu fangen, ſolche Ehre war ſchon der Mühe werth.

»Wenn die Sonne nur nicht ſo verdammt herabbrennen würde!« brummte er; »verdammt, gebt die Sporen; nicht nachgelaſſen!«

Und die Rückwärtigen treiben ihre Pferde noch kräftiger an.

Jetzt drang das Rauſchen des Dnieſters zu den Ohren der Vorderen.

»Wir ſind am Strome,« rief der Fähnrich, ſieht Jemand von Euch eine Brücke in der Nähe?«

»Nein.

»Oder eine Fähre?«

»Nein, nein.«

»Dann erübrigt uns nichts, als für die Czarin zu ſterben.«

Und mit dem Rufe: »Es lebe die Czarin!« empfingen die ſieben Soldaten die vorderſten Reiter der Eliteſchaar.

Schüſſe krachten, Säbel klirrten, Hurrahgeſchrei ertönte.

Fähnrich Golikoff sank beim ersten Schuß mit einem Schrei zu Boden.

Russen kämpften gegen Russen und mordeten sich wechselseitig.

Der Hauptmann drängte sich kämpfend zur Stelle, wo der Courier vom Pferde gefallen war.

»Verdammt,« schrie er, »wo ist der Fähnrich Golikoff?«

Mehre seiner Leute, die im Kampfe nicht engagirt waren, suchten den Courier ebenfalls mit den Blicken, ohne ihn zu finden.

Plötzlich ruft Einer: »Teufel und seine Mutter, dort springt er eben in den Dniester.«

Der Schrei und der Fall vom Pferde waren eine Kriegslist, um den Boden zu erreichen und darauf fort bis zum Wasser zu kriechen.

»Schießt nach, schießt nach!« commandirte der Hauptmann.

Einzelne Schüsse fielen, der Fähnrich schwamm stromabwärts lustig wie ein Fisch.

Jetzt sprang der wüthende Hauptmann vom Pferde, legte sein Jagdgewehr an, zielte und schoß.

Der Fähnrich schwamm noch immer.

»Donnerwetter!« knirschte der Russe, »ich habe ihn gefehlt.«

»Er ist getroffen, Herr Hauptmann,« jubelte einer seiner Soldaten, »er läßt einen rothen Wasserstreifen hinter sich.«

Dem war auch wirklich so.

Man sah daß der Fähnrich sich nicht mehr bewegte, sondern auf dem Rücken des Stromes ausgestreckt liegend hinabrann.

Gleich nach dem Eintreffen der nachgerückten Escadron begann die Unterſuchung mit den vermeintlichen Conföderirten und Jeder kann ſich das kälberne Staunen des Hauptmanns leicht vorſtellen, als ihm die Gewißheit wurde, daß er keine Polen vor ſich hatte, ſondern leibhaftige Ruſſen, ſo gut orthodox, wie ſie je aus dem Schooße des heiligen Rußlands hervorgingen.

Aber auch die Gefangenen glotzten vor Staunen, als ſie erfuhren, daß ſie nicht gegen verkleidete Polen, ſondern gegen ihre Brüder gekämpft hatten.

Die Offiziere durchſchauten leicht, daß ſie von einem liſtigen Patrioten getäuſcht worden waren, und einigten ſich dahin, den Vorfall in ihrem gegenſeitigen Intereſſe zu vertuſchen, was ihnen ohne viele Anſtrengung gelang.

Wie aber erging es dem Fähnrich Golikoff?

Eine halbe Stunde weiter unten lag er am türkiſchen Ufer, nahe am Strome, ſo daß die äußerſten Wellen ſeine Füße noch beſpühlten.

Das zierliche Schnurbärtchen war verſchwunden, das von Todesfarbe überhauchte Antlitz zeigte ſich von ſchwarzen Frauenhaaren umwogt, die Augen waren wie im Tode geſchloſſen. — Das offene Reitercollet zeigte einen Frauenbuſen weiß und kalt wie Marmor.

Schlug das Herz unter dieſem Buſen noch oder war es bereits verſtummt?

Ach, faſt ſollte man das letztere befürchten, denn der Sand darneben war roth gefärbt, aus einer klaffenden Wunde in der rechten Hüfte rieſelte noch der warme Lebensquell.

Wir erkennen in dem Fähnrich Golikoff die Gräfin Sophia Kaſſakowska.

IV.

Ein Einzug in Wien und was ſich dabei begibt.

Am Tage, der den Namen des heilgen Florian trägt, das iſt am 4. Mai im Jahre des Herrn 1778, gab es in der Reſidenzſtadt der Kaiſerin Maria Thereſia ein eifriges Gerede und ein wichtigthuendes Zuſammenſtecken der Köpfe, ein Geliſpel und Gewiſpel, daß man hätte meinen ſollen, es habe ſich wer weiß welch ein großartiges Ereigniß zugetragen, das die guten Wiener ſo angelegentlich zu beſchäftigen im Stande war.

Wovon war die Rede? Was hatte ſich begeben?

Nicht viel und doch genug, um den Wienern von damals Stoff zur Unterhaltung zu bieten.

Wir wollen es ſogleich erzählen.

Um die dritte Nachmittagsſtunde bewegte ſich ein Reiſezug durch die Taborſtraße gegen die innere Stadt.

Sechs junge, blühende Männer, ſchön und kräftig, ritten voran.

Sie trugen militäriſche Gewänder nach Art der polniſchen Uhlanen und zwar ſo wie dieſe von grüner Farbe mit rothen Verzierungen.

Ihre Pferde, klein und langmähnig, reich mit Riemenzeug behangen, mit feinen Schabraken, ebenfalls grün und roth, warfen die dünnen, ſehnigen Beine bogenförmig aus,

und trugen hoch und stolz die kleinen Köpfe, als wüßten sie, daß sie heute den Gegenstand der Neugierde einer Residenz abgeben.

Aber nicht nur die Reiter, nicht nur ihre Pferde, sogar die Piken der ersteren waren fremdartig; an ihren Spitzen strahlten nemlich im Glanze der heiteren Maisonne vergoldete Adler, Hirsche, Sonnen oder Monde, Embleme, die sich die curiosen Wiener mit Ausnahme des Halbmondes nicht zu erklären wußten.

Hinter den Uhlanen ritten zwei Couriere, wie sie damals hohen Herrschaftswagen voran paradirten, dann kam eine prachtvolle Caleesche, deren Kasten und Räder vergoldet, die Scheiben des Schlages von milchweißem Krystall waren. Vier herrliche Pferde aufs reichste angeschirrt, zogen den Wagen, zu dessen Seiten vier Laufer einhertrabten.

Couriere, Laufer, Kutscher und die beiden Bedienten auf dem rückwärtigen Bocke waren auf's Reichste gekleidet und zeigten von dem Aufwande ihrer Herrschaft.

In der Caleesche saß ein Herr, von dem man im Augenblicke nicht viel mehr wahrnehmen konnte, als daß er an Jahren vorgerückt sey und eine ernste imposante Haltung zeigte.

Er trug einen rothseidenen mit Hermelin gefütterten Talar und ein rothes feßartiges Mützchen.

Nun folgten mehre einfache Reisewagen, in welchen Herren und Frauen saßen, lauter junge und schöne Gestalten, mit Ausnahme zweier von ihnen, deren Tracht, so wie ihre langen Bärte sie als Rabbinen bezeichneten und die bereits dem Greisenalter nahe standen.

Sechs Reiter ähnlich denen, die den Zug eröffneten, schlossen ihn.

Wer sich die Mühe nahm, die gewöhnliche Reisebeglei-

tung eines einzelnen Mannes abzuzählen, der fand, daß sie, die zwölf Garden — man gönne uns die Bezeichnung, denn sie ist die richtigste — mit eingerechnet, aus sechzig Personen beiderlei Geschlechtes bestand; wer weiter auf den Aufwand achtete, den schon der bloße Reisezug entfaltete, der mußte auf einen ungeheuren Reichthum dessen schließen, der ihn zu bestreiten im Stande war.

Der Anblick des Ganzen hatte etwas Fremdartiges, Auffallendes, Abenteuerliches.

Der Zug bewegte sich durch das Rothenthurmthor, durch die gleichnamige Straße, über den Stephansplatz in die Kärnthnerstraße, wo schon acht Tage vorher die sämmtlichen Localitäten oder wie man damals sagte »die Fremdenzimmer« des Gasthauses »zum wilden Mann« bestellt und für unbestimmte Zeit gemiethet waren.

Wer die Neugierde der Wiener kennt — und wer hat nicht schon davon reden hören — wird leicht begreifen, daß die Fahrt einer so auffallenden Reiseequipage vom Tabor bis in die Kärnthnerstraße am hellen Tage nicht stattfinden konnte, ohne daß sich nicht ein ungebetenes Gefolge von Müßiggängern beiderlei Geschlechtes, von Neugierigen jeglichen Alters angeschlossen hätte, ein Menschengewimmel, das sich lavinenartig ansammelte, und je größer es wurde, auch ein um so geräuschvolleres Aufsehen erregte.

In diesem lebendigen Strome, der den ganzen Zug von allen Seiten umwogte, gab es nun ein Durcheinander von Fragen, Ausrufungen, Bemerkungen, improvisirten Scherz- und Spottreden, wie man sie noch heut zu Tage bei öffentlichen Schauspielen hören kann, nur mit dem Unterschiede, daß man damals bei jeder Gelegenheit ungescheut laut sprach,

während man jetzt bei vielen Anläſſen nur ſo leiſe redet, um höchſtens von einem guten Bekannten verſtanden zu werden.

»Donnerwetter, ſind das ſchöne Pferde! Schade, daß ſie ein wenig klein ſind.«

»Dort wachſen's halt nicht größer.«

»Wo dort?«

»In der Berberei! Das ſieht doch jeder Menſch, daß dieſe Leute aus der Berberei kommen.«

»Es ſind alſo Barbaren?«

»Warum nicht gar! Marokkaner ſind's.«

»Aber beſchnittene.«

»Oho, warum denn Juden?«

»Ob ſie ſammt und ſonders Juden und Jüdinnen ſind, will ich nicht behaupten; daß aber jene zwei Bärte im vierten Wagen Rabbinen angehören, darauf möcht' ich wetten.«

»Was gilt die Wett'?«

»Den Stephansthurm gegen ein Eierkipfel.«

»Dank ſchön!«

»Und die Frauenzimmer!«

»Million, die ſind ſchön!«

»Das wär' eine heimliche Einquartierung für's Croatendörfel.«

»Und die prächtigen Gardiſten mit ihren Spießen!«

»Was mögen nur die goldenen Monde, Adler und Hirſche bedeuten?«

»Dumme Frag! Das ſind ihre Heiligen.«

»Bei dieſen Heiden heißt's demnach: »Heiliger Hirſch, bitt' für uns!«

»Sapperment, aufg'ſchaut, mein Hühneraug!«

»Laßt's ein andermal zu Hauſe.«

»Patſch, da haſt Eine auf's loſe Maul.«

»Plumps, da haſt den Cameraden davon.«

»Hollah, nur dreingehauen, heute geht der Pummerl um.«

»Piff — paff — piff — paff!«

»He da, Stadtquardi! Wo iſt die Quardi?«

»Führt den Lümmel ein.«

»Platz gemacht, nicht drücken!«

»O weh, mein Bauch!«

»Gebt Raum, gebt Raum!«

»Man hat mir meine Tomback'ne gezogen.«

»O du lieber Auguſtin, 's Geld iſt hin, die Uhr iſt hin!«

»Verdammte Diebsnation!«

»Wer iſt eine Diebsnation?«

»Haut's ihn nieder, den mit der Tombackenen!«

»Puff — paff!«

»Quardi! Wo iſt die Quardi?«

»Wart, Lump, bis die Graugelben kommen, wirſt dein Buckel blau ſeyn.«

»Das für die Nation!«

»Das für den Quardiruf!«

»Das für's Stehlen!«

»Und das für die Tombackene!«

In ſolcher Weiſe ging es fort, bis man in der Kärnthnerſtraße anlangte.

Hier wurde das Preſſen und Drängen noch ärger, trotzdem daß ein Theil der Menge ſeine Neugierde unterdrücken und auf das Eindringen in die enge Straße verzichten mußte.

Das Schreien und Gelärme vermehrte ſich mit der Gefahr, die diesmal nicht ohne einzelne Unglücksfälle ablief.

Einem Vorſtädter wurde eine Rippe zerbrochen, eine Frau erhielt an der Bruſt eine gefährliche Quetſchung und einem Mädchen ward ein Arm ausgerenkt.

In der Einmündung des Kupferſchmiedgäßchens in die Kärnthnerſtraße, wo der Druck von zwei Seiten ausgeübt wurde, gerieth ein Mann, groß von Geſtalt, doch ſonſt ein Greis, ärmlichen und kränklichen Ausſehens, in den gefährlichen Menſchenwirbel; von zwei Seiten zugleich in die Hüften gedrückt, zu ſchwach, den Druck abzuwehren, wurde er ohnmächtig und ſank nicht auf den Boden, denn das war bei der Kopf an Kopf ſtehenden Menge unmöglich, ſondern auf die Zunächſtſtehenden nieder.

Der Ruf: »Ein Unglück! Macht Platz! Er iſt todt!« wirkte. Die Maſſe ſtrengte ſich an, einen ſchmalen Durchgang zu ermöglichen, mehre der Zunächſtſtehenden faßten den Bewußtloſen und ſchleppten ihn durch das Kupferſchmiedgäßchen auf die Mehlgrube, wo man ihnen von mehren Seiten zurief: »Tragt ihn zum Jodler, tragt ihn zum Jodler!«

— — — — — — — — — — —

In der Kärnthnerſtraße war indeſſen der ſeltſame Reiſezug in den Gaſthof zum »wilden Mann« gefahren und da hinter den letzten Gardiſten den Neugierigen das Hausthor vor der Naſe zugeſchlagen wurde, ſo gab es anfangs ein ärgerliches Murren, dann aber fingen Einzelne an zu lachen, hierauf Mehre, endlich Alle — die Wiener verſtehen es nicht nur Andere, ſondern auch ſich ſelbſt auszulachen.

Das Ende des Rummels war — heute würde man es einen Straßenauflauf nennen — daß die Wogen, wie angeſammelt, auch allmälig ſich wieder zu verlaufen anfingen, und da vorläufig keine Seele über die Angekommenen etwas Näheres weder wußte, noch erfahren hatte, ſo wurden die

unterschieblichsten Meinungen und Ansichten nach allen Winden getragen und verbreitet, und — wie es bei ähnlichen Anlässen immer zu geschehen pflegt — Unwahrheiten erfunden, Uebertreibungen ersonnen und für baare Münze weiter gegeben.

Die Kärnthnerstraße lichtete sich allmälig und fing an wieder gangbar zu werden, von dem Strome, der sich verlaufen, waren nur einige Tröpflein geblieben, die mit ungewöhnlicher Hartnäckigkeit aushielten, bis das Hausthor vom »wilden Mann« wieder geöffnet wurde, wo sie ihre Neugierde zu befriedigen hofften.

Und kaum lüftete sich der eine Flügel, husch, war ein Paar der Beharrlichen schon in den Gasthof geschlüpft, wo ein günstiger Zufall ihnen das Stubenmädchen entgegenführte.

»Jungfer, allerschönste Jungfer!«

Diese der Fee des Hauses zugerufene doppelte Schmeichelei, sowohl was das Beiwort als auch was das Hauptwort betraf, verfehlte ihre Wirkung nicht; das Mädchen hielt an und fragte freundlich:

»Was schaffen Euer Gnaden?«

»Ich bin neugierig zu erfahren, versteht sich, gegen ein anständiges Trinkgeld, wer denn die Leute sind, die vor einer Stunde in den Gasthof fuhren.«

Das schmucke Mädchen verlieh ihrem Antlitze eine Miene, zog die Schultern bedächtig in die Höhe und erwiederte:

»Du lieber Gott, wer jeder Einzelne von ihnen ist, das weiß ich noch nicht, aber —«

»Nun, was aber? Sprechen Sie, ich bitte!«

»Wenn man dem Herrn Wirthe glauben darf, ſo wären es Juden.«

»Nicht möglich!«

»So hab' auch ich ausgerufen, als er es ſagte, doch da die Frau Wirthin zufällig gegenwärtig war, ſo —«

»So? Nun was ſo? Sprechen Sie weiter.«

»So rief ſie: Warum nicht gar Türken! Chriſten ſind ſie und keine Juden!«

»Chriſten?« fragte jetzt der Neugierige verblüfft; »meiner Treu, ich finde das beinahe noch unmöglicher als das Erſtere!«

»So geht's auch mir,« verſetzte das Stubenmädchen; »die Leute ſehen mir gar nicht aus wie ehrliche Chriſtenkinder, drum wollte mir das Ding auch nicht in den Kopf, bis unſer Altkellner dazukam.«

»Der Altkellner? Was ſagte der Altkellner?«

»Der zupfte mich am Arm, winkte mich bei Seite und flüſterte mir in's Ohr:

»Glaub's nicht, Rosl! Was der Herr behauptet, iſt nicht richtig, und was die Frau meint, iſt nicht wahr; ich will Dir reinen Wein einſchenken. Dieſe Leute ſind weder Chriſten noch Juden, ſondern Beides zugleich!«

»Wie wäre das möglich?«

»So hab' ich auch gefragt,« erwiederte neuerdings das Stubenmädchen, »als zum Glück der Jungkellner herbeikam.«

»Ah, der Jungkellner! Was meinte der Jungkellner?«

»Er ſagt: der Altkellner hat Recht, die Leute ſind Chriſten und Juden zugleich, und zwar oben ſind ſie Chriſten und unten Juden.«

»Und der Herr in dem Gallawagen?«

»Der iſt ihr Fürſt, ihr König oder ſo was dergleichen.«

»Und wie nennt er ſich?«

»Frank!« antwortete das Mädchen, nahm hierauf das ihr gebotene Trinkgeld mit einem Knix und folgte dem Ruf einer Klingel, die ſoeben von oben herab ertönte.

— — — — — — — — — — —

Während dieſer Scene im »wilden Mann« war auch jene auf der Mehlgrube vorgeſchritten.

Als die Leute, welche den im Gedränge ohnmächtig Gewordenen dahertrugen und den Ruf vernehmen ließen: »Tragt ihn zum Jodler!« lenkten ſie ihre Schritte gegen eine Gaſſenthüre, an deren Flügeln zwei mächtige Meſſingſchüſſeln angeheftet waren, die eine Barbierſtube anzeigten.

Dahin wurde der Bewußtloſe gebracht, denn da konnte ihm Hilfe werden.

Jodler war nemlich der Name des Eigenthümers jenes Barbierladens — damals gab es noch keine Officin — und der geneigte Leſer wird in ihm ohne Mühe einen alten Bekannten, den Doctor Jodlitzki aus Polen, wieder erkennen.

Wie Sie recht gut wiſſen, war einſt aus dem Barbier Jodl der Feldſcherer Jodler und aus dem Feldſcherer Jodler der Doctor Jodlitzki geworden; mit der Rückkehr in die Heimat erachtete es der Heilkünſtler für zweckmäßig, da es keinen Grund mehr gab, um den Beifall der Orthodoxen zu buhlen, den ruſſificirten Namen wieder zu germaniſiren, und er kehrte einſtweilen zum Jodler zurück, unter welchem Namen er dasſelbe Geſchäft erwarb und betrieb, wo er als Geſelle Jodl gewirkt, bevor er ſeine verhängnißvollen Dienſte dem Vaterlande gewidmet hatte.

Da wir uns einmal in eine kurze Rückſchau einließen, ſo ſoll der geneigte Leſer gleich die ganze Veränderung erfah-

ren, die mit dem einſtigen Warſchauer Verſchworenen vorgegangen war.

Sie finden ihn als einen nahen Fünfziger wieder, noch immer klein, noch immer mager und noch immer mit ſeinem artigen Zöpfchen geſchmückt.

Eines aber finden Sie nicht mehr und wahrlich, was der gute Jodlitzki verlor, iſt nicht gering anzuſchlagen, wir meinen ſeine Freiheit, ſeine Selbſtſtändigkeit.

Der Unglückliche hatte ſeitdem ein Weib genommen und was für ein Weib!

Sein früherer Principal war geſtorben und hinterließ eine ſelige Witwe; Jodler's Mißgeſchick brachte ihn gerade nach Wien, als der Principal das irdiſche Jammerthal mit den himmliſchen Sphären vertauſchte. Die Witwe war ſeiner kaum anſichtig geworden, als ſie ſich der Schafmüthigkeit ihres ehemaligen Geſellen entſann und dabei im Stillen dachte: »Das wäre ein Zweiter, würdig dem Erſten nachzufolgen, kurz ein Principal nach deines Herzens Wunſche!«

Der Ex-Feldſcherer, trotzdem er ſeine Principalin von ehedem recht gut kannte, ging dennoch auf den Leim und das Heirathen bekam ihm wie dem Hunde das Grasfreſſen.

Jodler war indeſſen nicht nur gutmüthig, ſondern auch ſchlau. Frau Leonore, ſo hieß ſeine zweite Hälfte, die ihm das Gewerbe verſchrieb, ſpielte den Herrn im Hauſe; er ließ ſie gewähren und nahm Revange dafür außer dem Hauſe.

Zur Ehre der dicken feiſten Jodlerin ſey es indeſſen geſagt, ſie war eine Frau, geboren zur Gattin eines Barbiers.

Sie ſchlug nicht nur den Schaum in der Schüſſel, ſondern ſeifte auch, wenn Noth an Mann war, die Kunden ein und fuhr ihnen um den Bart, wie weiland ihre Namensſchweſter um das Morgenroth. Sie war nicht nur nicht Bart-

und Männer-, sondern auch nicht blutscheu. Beim Aderlaß hielt sie tapfer die Schüssel, und gab es Schröpfköpfe zu setzen, so legte sie auch selbst ihre fette Hand an.

Als daher Frau Leonore an dem obenerwähnten Nachmittage einen bewußtlosen Mann über den Platz zu ihrem Laden herantragen sah, rief sie ihrem Gatten erfreut zu:

»Christoph, halte Dich bereit, man bringt Einen! Hab' mir's gleich gedacht, daß es bei dem Rummel nicht ohne einige Beinbrüche ablaufen wird.«

Jobler, der eben in einem Großvaterstuhle sein Nachmittagsschläfchen machte, erhob sich und begann seine Aermel aufzuschürzen.

Die Freude der Frau Principalin war nur von kurzer Dauer.

Als sie den ärmlichen Anzug des Bewußtlosen gewahrte, kreischte sie den Trägern zu:

»Zum Teufel, was bringt Ihr mir da für einen Bettler in's Haus? Und —« die Hände wie Henkel an die Hüften stemmend — »wie ich jetzt erst bemerke, ist es gar ein Jude! Zur Hölle mit dem Pack! hinaus mit ihm! mein Laden ist nur da für ehrliche Christenseelen!«

Jobler, ohne auf das Gelärme seiner Frau zu horchen, blickte, von medicinischem Eifer beseelt, den Kranken tief und kunstsinnig an, dann rief er:

»Der Patient ist vom Schlage getroffen, ich werde ihm zur Ader lassen! Zehn Unzen Blut weniger und er wird wieder zu seinem jüdischen Bewußtseyn gelangen!«

»Was hör' ich,« schrie ihn jetzt die Principalin und Gattin an, »mir scheint gar, Du unterstehst Dich, den Juden in unserem Laden operiren zu wollen?«

»Eleonore,« ſuchte Jobler ſie zu beſänftigen, »bedenke doch, er iſt in Lebensgefahr und meine Pflicht als Doctor erheiſcht es, ihm beizuſtehen. Wo iſt meine Lancette?«

»Nicht unterſtehen, ich leid' es nicht!« ſchrie die Dicke.

»Na, na, nur nicht wild, Frau Joblerin,« ſagte jetzt einer der Träger, »wer wird denn ſo unbarmherzig ſeyn, einen Sterbenden, wenn's auch ein Jud iſt, vor die Thüre zu ſetzen? Uebrigens glaub' ich, daß den Mann nicht der Schlag getroffen hat, er muß im Gedränge einen andern Schaden erlitten haben.«

Jobler ließ dem Kranken die Gewänder öffnen, ſpritzte ihm während dem friſches Waſſer in's Antlitz und rieb ihm die Schläfen mit Eſſig.

Nach und nach kam der Arme zu ſich, bis er endlich wie Jemand, der aus einem ſchweren Traume erwacht, die Augen aufſchlug.

»Da ſeht,« rief der Jobler den Umſtehenden voll Selbſtgefühl zu, als ob er eben eine der gefährlichſten Operationen glücklich beendiget hätte, »er iſt gerettet!«

Der Kranke, des Geſchehenen ſich entſinnend, fing an ſeine Lage zu begreifen und klagte, auf ſeine linke Hüfte zeigend:

»Hier, gnädiger Herr Doctor, hier thut's weh, ſehr weh!«

Jobler tappte in der angezeigten Gegend eine Weile herum, wobei der Kranke bei Berührung einer gewiſſen Stelle jedesmal ſchmerzlich zuſammenzuckte.

»Tröſtet Euch,« lautete Jobler's ärztlicher Befund, »es iſt nicht viel geſchehen, die größte Gefahr iſt ſchon vorbei. Sie haben Euch ein paar Rippen zerbrochen, ſonſt nichts, es iſt

eine Diakope *) nach der Quere, eine Kleinigkeit! Ich werde Euch ein halbes Pfund Emplastrum Diachylon **) verschreiben und in drei Wochen sind eure zerbrochenen Eva-Urstoffe wieder ganz geheilt.«

Einem der Anwesenden mochte doch die Curmethode eines Beinbruches mit Diachylon verdächtig vorkommen, daher sagte er: »Ich denke, wir werden am klügsten thun, den Armen in eine Sänfte zu setzen und nach der Roßau in das Judenspital tragen zu lassen.«

Dieser Rath fand bei der Principalin großen Anklang und der Barbier fügte sich der Stimmenmehrheit.

Eine Sänfte wurde herbeigeholt, der arme Kranke dankte dem »gnädigen Doctor« für die ihm geleistete menschenfreundliche Hilfe, und da Jobler, behufs der Einregistrirung nach dem Namen des Verunglückten forschte, so erfuhr er zu seinem höchsten Erstaunen, daß der alte Jude sich Nathan Tomerein nenne.

Der ehemalige Dajan von Kaminietz wurde in die Sänfte gebracht und in die Roßau getragen.

V.

Der Leser wird in das Wirken Frank's eingeweiht.

Der Inhalt unserer Erzählung hat durch den plötzlichen Schicksalswechsel einer der Hauptpersonen dem Anscheine nach einen Grad von Unwahrscheinlichkeit erreicht, welcher die Grenzen des Romans übersteigt und in das Gebiet des Märchens tritt.

*) Diakope heißt: Der »Längenbruch eines Knochens.« Ein Längenbruch nach der Quere ist daher ein Unsinn.

**) Im gewöhnlichen Leben Diakulumpflaster genannt.

Jacob Frank, den wir arm und zu lebenslänglicher Haft verurtheilt in der polnischen Festung Czenstochow verließen, zieht in Wien ein, von einer eigenen Garde bewacht, mit einem förmlichen Hofstaate umgeben, in Glanz und in Pracht, wie einer jener orientalischen Fürsten, die im Lande umherziehen, um die Huldigungen und die Beutel ihrer Unterthanen in Empfang zu nehmen.

Einer so überraschenden Wendung gegenüber halten wir es für unsere Pflicht, erstens die Leser ausdrücklich zu versichern, daß wir gerade in diesem Theile unserer Erzählung von der Bahn der »Geschichte« nicht abwichen und getreu aus den gebotenen Quellen schöpfen; zweitens von der Thatsache den Nimbus des Märchenhaften abzustreifen und die Handlung von dem Scheine der Unglaubwürdigkeit zu befreien.

Seine Freiheit verdankte Frank den Russen; als diese die Festung Czenstochow eroberten, wurde der Sectirer in Freiheit gesetzt, vielleicht weil man ihn für unschuldig erachtete, wahrscheinlicher aber, weil man ihn, der von lateinischen Bischöfen verurtheilt war, als eine Art christlichen Märtyrers betrachtete, der sich zwar nicht zur orthodoxen Kirche bekannte, der aber zur lateinischen in augenscheinlicher Opposition stand.

Kaum in Freiheit gesetzt, begab sich Frank in die Mitte seiner Anhänger, mit denen er auch während der Haft in Verbindung geblieben war, wie zwei noch jetzt in Abschrift vorhandene Briefe zeigen.

Luzzato und Gideon, welche das Geheimniß von dem Schatze des Messias treu bewahrten, eilten sogleich zu dem befreiten Meister, zeigten ihm das Testament Sabbathai's und fragten ihn, ob er einwillige, das Banner seiner Lehre

öffentlich zu entfalten und das Haupt der Anhänger Sabbathai's zu werden.

»Bedarf es meiner Erklärung,« antwortete Frank; »sprechen die Leiden meines Kerkers nicht lauter als meine Stimme es vermöchte?«

Darauf nahmen die beiden Schatzmeister den Erwählten in Eid und verhielten sich getreulich nach dem Wortlaute des Testaments, welches verfügte, daß das erwählte Oberhaupt des Bundes wohl von dem Vorhandenseyn des Schatzes Kunde erhalte, daß ihm jedoch der Ort, wo der Schatz verborgen liegt, ein Geheimniß bleibe.

Der unermeßliche Reichthum, über den der Sectirer von nun an zu verfügen hatte, setzte ihn in die Lage, sich sowohl seinem Anhange wie der übrigen Welt gegenüber in einem Glanze zu zeigen, der um so wunderbarer erschien, da Niemand die Quelle kannte, aus der er schöpfte.

Die Pracht und der Aufwand, die er entfaltete, die Munificenz, mit der er sich den armen Anhängern gegenüber benahm, versetzten alle polnischen, böhmischen und mährischen Städte, die er, seine Lehre verbreitend, bis jetzt durchzog, in die lebhafteste Verwunderung, ohne daß Jemand anzugeben vermochte, woher er die Mittel bezog.

Was man wußte, war die einzige Wahrnehmung, daß mehrmal des Jahres Fässer voll Goldes unter der Bewachung seiner eigenen Garde aus Polen anlangten und von ihm, wo er sich eben aufhielt, in Empfang genommen wurden.

Wie groß die Anhänglichkeit und die fast göttliche Verehrung dieser Sectirer für Jacob Frank, wie groß die Redlichkeit und Ehrbarkeit dieser Leute überhaupt war, erhellt aus dem Umstande, daß Frank sich während der vielen Jahre

nie über eine Veruntreuung, nie über einen Verrath zu beklagen hatte.

Seine Begleitung, die in Wien nur aus sechzig Köpfen bestand, oft aber auf einige hundert anwuchs, so wie seine Dienerschaft, die, nebenbei bemerkt, vom ersten Secretär bis zum letzten Stalljungen hinab durchgehends aus Sabbathianern, d. h. aus Judenchristen, zusammengelesen war, lebte stets untereinander wie mit der übrigen Welt in Eintracht und Frieden, keiner von ihnen gab Anlaß zu Zank oder Streit und wenn sich Einer ja verging, so wurde er aufs Härteste bestraft.

Was überhaupt den Charakter dieser ganzen Secte betraf, so haben alle Jene, welche Anhänger davon persönlich kannten und mit ihnen jahrelangen Umgang pflogen, an ihnen, abgesehen von ihrer Schwärmerei in Glaubenssachen, nur Gutes und Liebenswürdiges wahrgenommen.

Ein Rabbi, der zu ihren eifrigsten Verfolgern und erbittertsten Gegnern gehörte, der also über jeden Verdacht einer Parteilichkeit zu ihren Gunsten hoch erhaben ist, äußert sich über sie in seinem zu Prag 1800 erschienenen Buche wie folgt:

»Unter ihnen ist weder Zorn noch Neid, weder Stolz noch leidenschaftliche Begierde, weder Ehrgeiz noch Ruhmsucht. Ihre Worte bestehen allfort in Gottesfurcht und Sittenlehre, um die Menschen zur Quelle der Ruhe hinzuleiten, sie von der schmutzigen Hülle der bösen Eigenschaften zu entblößen und sie mit dem heiligen Gewande der Tugend zu bekleiden. Sie hören den Spott über sie gelassen an, ohne sich darob zu widersetzen, und erfreuen sich überdem vieler rühmlichen und ehrwürdigen Eigenschaften, die den Menschen zur Glückseligkeit leiten. Sie zeigen sich als fromme Leute, als

Männer von großer Gelehrſamkeit *), die ihren Nacken unter das Joch der Gottesfurcht beugen.

»Freilich,« ſetzt er feindlich hinzu, »thun ſie dies Alles, um die Leute irrezuführen und in ihre Falle zu locken.«

Daß letztere Behauptung eine blos verdächtigende iſt, beweiſt der Mangel an Belegen, die der Rabbi anzuführen ſicher nicht unterlaſſen hätte, würde er ſolche beſeſſen haben, abgeſehen davon, daß eine Secte von tauſenden Laien kaum denkbar iſt, die lebelang heuchelt, um Proſelyten zu machen, ohne daß endlich dieſe Heuchelei an das Tageslicht käme oder durch Einen und den Andern verrathen würde.

Indem Frank Glanz und Pracht um ſich herum verbreitete, verlieh er ſeiner Perſönlichkeit einen Nimbus, der ſeinem Zwecke um ſo dienlicher war, da deſſen Urſprung Allen räthſelhaft erſchien; daß er damit ganz im Sinne des Erblaſſers handelte, beweiſt das Teſtament Sabbathai's, welches dem Leſer ohnedem bekannt iſt.

Nach dieſen unerläßlichen Erklärungen lenken wir wieder in den Pfad unſerer Erzählungen ein, treten behufs deſſen in den Gaſthof »zum wilden Mann« und dort in die Gemächer Frank's.

Wir finden den Meiſter an dem Arbeitstiſche, ihm ehrfürchtig gegenüber ſtehend ſeinen erſten Secretär.

Der Leſer kennt den jungen Mann, es iſt Meſchullam, der einſt in Kaminietz mithalf den Talmud zu verbrennen.

Das Gemach iſt voll koſtbarer Teppiche, ſie bedecken den Boden, ſie ſind zu Divans aufgeſchichtet, ſie bekleiden die

*) Hier befleißt ſich der Rabbi eines eben ſo groben wie boshaften Wortſpieles. Die hebräiſchen Worte »Aluphim Meſchubalim« bedeuten auch »belaſtete Rinder«.

Wände und verleihen im Vereine mit den Blumenvasen, Spiegeln, Bildern und Lustern der sonst schlichten Fremdenstube den Charakter eines eleganten, duftigen Salons.

Das Oberhaupt der Sectirer hat einige Foliobücher, eine Menge Papiere vor sich liegen, Briefe, Rechnungen und Meldungen, er nimmt ein oder das andere Document zur Hand, je nachdem es gerade mit dem Bericht, den der Secretär abstattet, im Zusammenhange steht.

»Brief Nummer drei,« las Meschullam eben von einem Papierbogen herab, »ist gestern Abends aus Brody in Galizien angelangt und enthält eine Meldung des dortigen Vorstehers über die Gemeinde, die nunmehr aus zehn Familien, im Ganzen einhundertvierzig Köpfe stark, besteht. Die beigelegene Rechnung erhärtet die Verwendung des Geldes, dessen Vorrath bereits zu Ende ist. Der Vorsteher bittet um einen Zuschuß für das nächste Jahr.«

»Ich bewillige ihm fünfzig Ducaten,« resolvirte Frank; »sorge dafür, daß die Summe verbucht und abgesendet werde.«

Der Secretär fuhr fort: »Laut Nummer vier bildet sich in Prosnitz in Mähren eine Gemeinde und ist nothwendig an die Ernennung eines Vorstehers zu denken, welcher sich der von den Rabbinen verfolgten Glieder annimmt und ihnen Schutz verschafft.«

Das Oberhaupt der Sectirer öffnete eines der Foliobücher und antwortete:

»Littera P. »Prosnitz;« hier finde ich den Namen Salamon Wank verzeichnet und belobt, als ein würdiges und eifriges Glied unserer Genossenschaft. Ich ernenne ihn zum Vorsteher der in Prosnitz zu bildenden Gemeinde; man sende ihm die Erkennungsmedaille zu und zweihundert Ducaten zur

Verwendung und Verrechnung; für das nächste Jahr kann er auf eine eben so große Summe rechnen.«

Zur Verständigung der Leser bemerken wir im Vorübergehen, daß die Vorsteher dieser Secte eine Medaille bei sich trugen, um sich einander und den fremden Gemeinden erkennen zu geben.

Die Medaille, wie die im Talmud erwähnte Abrahamsmünze geprägt, war von der Größe eines alten Zweigroschenstückes. Auf der Rückseite standen die vier Namensanfangsbuchstaben der zwei ersten Patriarchenpaare: »Abraham und Sara, dann Isak und Rüwka,« darunter die vier Anfangsbuchstaben der Namen: »Eliah, Sabbathai, Jonathan und Dobruschki.« Eliah, der Prophet als Erlöser, Sabbathai als Stifter der Secte, Jonathan Eibeschütz, Haupt der Secte vor Frank, und Dobruschki, der wirkliche Name Frank's, gegenwärtiges Oberhaupt.

Der Secretär fuhr fort zu referiren:

»Zuschrift Nummer fünf aus Jenikau in Böhmen. Die dortigen Glieder, von den Rabbinen verfolgt, vom Pöbel verspottet, verließen ihren Heimatsort und übersiedelten nach Trietsch bei Iglau in Mähren.«

Frank resolvirte, daß jeder der ausgewanderten Familien fünfzig Ducaten zugesendet werden. Sollte eine oder die andere der Familien so wohlhabend seyn, daß sie der Unterstützung nicht bedarf, so möge ihr Antheil den Uebrigen im gleichen Maße zu Gute kommen.

Meschullam fuhr fort:

»Brief Nummer sechs aus Belgrad von Gideon Kohen. Simon Luzzato war erkrankt und nicht im Stande die Reise hierher fortzusetzen. Gideon wollte ihn in dem fremden Orte

nicht allein zurücklaſſen, daher ſein diesmaliges längeres Ausbleiben. Der Bevollmächtigte hat ihn in Belgrad getroffen, und Alle traten vor zehn Tagen die Rückreiſe hieher an. Nach Gideons Berechnung dürften ſie in längſtens drei Tagen hier eintreffen.«

Frank zeigte ſich mit der Meldung zufrieden und befahl dem Secretär, ſeinen Bericht fortzuſetzen.

»Anonyme Zuſchrift Nummer ſechs« — fuhr dieſer in ſeinem Referate fort — »enthält eine Einladung von Seite der »Loge zum ewigen Feuer.« Wenn von der Einladung Gebrauch gemacht wird, ſo wird acht Abende hinter einander um die zehnte Stunde am Hauptportale der St. Stephanskirche ein Mann warten, der den Auftrag hat, als Wegweiſer zu dienen. Das Loſungswort iſt: »Hoch zwölf!«

Frank befahl dem Secretär, die Einladung in der höflichſten Weiſe abzulehnen, da es ſeinem Grundſatze widerſtrebe und mit ſeiner Stellung unverträglich ſey, geheime Geſellſchaften zu beſuchen. Er erfreue ſich ſowohl chriſtlicher als jüdiſcher Seits einer ſo großen Anzahl von Verfolgern und Feinden, daß er kein Bedürfniß fühle, ſie durch den Beſuch von Freimaurerlogen — deren ausgezeichnete Beſtrebungen ihm übrigens ſehr wohl bekannt ſeyen — noch zu vermehren.

»Mit dieſem Schreiben,« ſchloß der Meiſter ſeine Anordnung, »wird gleich heute um die beſtimmte Stunde ein Mann zur St. Stephanskirche geſchickt und ihm, damit ja keine Verwechslung geſchehe, das Loſungswort mitgegeben.«

So weit war Meſchullam in ſeinem Referate vorgerückt, als der erſte Kammerdiener in der Thüre erſchien, ſich ehrfurchtsvoll verneigte und die Meldung machte, die kaiſerlichen

Räthe Sonnenfels und Beumer erſuchen empfangen zu werden.

Frank winkte gewährend, der Secretär verließ nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung das Gemach, der Kammerdiener öffnete angelweit die Thüre, zwei Herrn traten ein.

VI.

Wie es kam, daß Jacob Frank von zwei kaiſerlichen Räthen beſucht wurde.

Die Aufſchrift dieſes Capitels verräth ſchon, daß wir mit der Erzählung deſſen, was ſich bei Jacob Frank weiter begab, einſtweilen zu dem Zwecke einhalten, damit der Leſer erfahre, wie es denn kam, daß die Herren Räthe Sonnenfels und Beumer bei ihm zu Beſuch erſchienen.

Was den Erſteren betraf, ſo wird es wohl in Oeſterreich und beſonders in Wien Wenige geben, die nicht ſchon von dem Manne gehört oder geleſen hätten, deſſen Name mit den Fortſchrittsbeſtrebungen in unſerem Vaterlande während des vorigen Jahrhundertes ſo verwachſen iſt, daß ſie von einander unzertrennbar ſind, wie zum Beiſpiel die Namen Voltaire und Rouſſeau von dem Begriffe der franzöſiſchen Revolution. Was jedoch den Herrn Rath Beumer belangt, ſo geſtehen wir, daß dieſer Name uns, ſo wie den Leſern. ein völlig unbekannter iſt, ja, wir ſetzen ſogar hinzu, daß man ihn in allen damaligen Chargenverzeichniſſen und Dicaſterianten-Tabellen vergebens ſuchen, würde, und daß im Falle einer Erkundigung Niemand in ganz Wien über einen Rath Beumer Auskunft zu geben vermocht hätte, und dennoch erſchien er mit Sonnenfels bei Frank; wie war dies möglich?

Die Aufklärung soll sogleich folgen.

Der kaiserliche Hof hatte bereits am 1. Mai seinen Sommeraufenthalt bezogen und Ihre Majestät die Kaiserin Maria Theresia residirte wieder wie alljährlich in ihrem geliebten Schönbrunn.

Wir betreten das herrliche Lustschloß, den prächtigen Garten und befinden uns nicht nur inmitten dieser Schöpfung der vortrefflichen Frau, sondern auch in ihrer nächsten Nähe, so daß wir sie sehen und belauschen können.

Ach, die Zeit, der Gram über den Verlust eines inniggeliebten Gatten, Krankheiten, endlich achtunddreißig ereignißvolle Regierungsjahre, darunter fünfzehn Jahre des Krieges und der Drangsale, waren an der einst herrlichen Erscheinung der hohen Frau nicht spurlos vorübergezogen.

Die von den Pocken so wie von einem Sturz aus dem Wagen *) zurückgebliebenen Spuren hatten die Reinheit ihres Antlitzes getrübt, die Furchen der Zeit dessen Glätte gestört.

Zwar thronten noch Milde und Güte in den Zügen, zwar wohnte in dem Auge noch Glut; aber der Hauch der Lebensfreudigkeit umwehte das Antlitz nicht mehr, Gram und Leiden hatten sie verscheucht.

Die einst hohe schlanke Gestalt war einer matronenhaften Ueberfülle gewichen, die Fürstin litt bereits an dem Uebel, das zwei Jahre später ihren Tod herbeiführen sollte. **)

*) Die Kaiserin pflegte immer fast mit Eisenbahnschnelligkeit zu fahren, wobei die Garden dem Wagen zur Seite ritten. Sie gerieth dabei oft in Gefahr. Auf einem der zahlreichen Besuche, die sie der geliebten Tochter Christine auf dem Preßburger Schlosse abstattete, stürzte sie mit dem Wagen, zerschlug das Gesicht und nur die sorgfältigste Pflege rettete das bedrohte Augenlicht.

**) Brustwassersucht.

Jahrelang ist es ihr bereits beschwerlich, sich zu Fuß zu bewegen, bequeme Maschinen heben die erlauchte Frau in die obern Stockwerke der Burg oder in deren Lieblingsplätzchen in Schönbrunn, in die herrliche Bogenlaube, genannt die — Gloriette.

Und hier finden wir sie am Secretär, im schwarzen Kleide, auf dem Haupte eine schwarze Florhaube, unter welcher das blonde gepuderte Seidenhaar hervorschimmert, das sie seit ihrer Witwenschaft vorne glatt zurückgestrichen und im Nacken kurz geschnitten trug.

Die neunte Vormittagsstunde ist vorüber, die Kaiserin hat bereits die zweite Messe gehört und das Frühmahl genommen und sich zur Gloriette emporwinden lassen.

Der Arbeitstisch ist so gestellt, daß der Blick der Fürstin, so oft sie ihn von den Actenstücken erhebt, Schloß und Garten übersieht und in die Weite zu schweifen im Stande ist.

Doch solche Zerstreuung gönnt sich die emsige Arbeiterin in diesem Momente nicht, sie fährt in ihrer Beschäftigung rasch und eifrig fort, wie ein junger Beamter, der das Auge des Chefs auf sich gerichtet sieht.

Zufällig wirft sie einen Blick auf den Pfad, der heran zur Gloriette führt, und gewahrt zwei greise Generale in voller Galla sich ihr nahen.

Beim Anblicke der Militärs seufzt sie und eine Trauerwolke verschleiert die sonst freundlichen Züge.

Ein Wink bedeutet dem Anmelder, daß die Generale empfangen werden, darauf gab die Kaiserin dem Armstuhle, in dem sie saß, eine Wendung, die sie befähigte, den Eintretenden entgegen zu schauen, und ohne erst eine Huldigung abzuwarten, begann sie mit einem Tone, der ihren Schmerz bekundete:

»Ihr kommt Euch zu beurlauben, Ihr geht zur Armee nach Böhmen; ich habe gehofft, meine alten Tage in Frieden zu verleben und nun muß ich am Rande des Grabes stehend den Krieg noch einmal auflodern sehen.«

Die beiden Generale gaben sich den Anschein, als theilten sie den Kummer der Kaiserin, wer aber in die damaligen Verhältnisse des Hofes nur ein wenig eingeweiht war, der wußte, daß die Grafen Haddik und Lasch zur Partei des Mitregenten Kaiser Joseph II. gehörten, welche den Krieg wegen der bairischen Erbfolge aus politischen wie aus militärischen Gründen herbeiwünschte.

Andreas Graf von Haddik, Feldmarschall und Präsident des Hofkriegsrathes, befand sich damals bereits im achtundsechzigsten Lebensjahre. Aus der Schule Eugens hervorgegangen war er ein echter Husar, verwegen und unternehmend.

Im siebenjährigen Kriege anno 1757 führte er sein Meisterwerk aus, ein echtes Husarenstückchen, das großes Aufsehen erregte. An der Spitze von dreitausend Husaren umflog er in forcirten Tagemärschen die feindliche Armee und zog wie aus den Wolken gefallen, zum Entsetzen der Berliner in der preußischen Hauptstadt ein. Nachdem er eine Contribution von dreihunderttausend Thalern erhoben und sechs preußische Kriegstrophäen mitgenommen, verließ er, bevor der alte Dessauer noch heranrückte, die Stadt und rückte ohne Einen Mann verloren zu haben, in die österreichische Linie ein. Da Haddik gerade am 15. October, dem Namenstage der Kaiserin, sich in Berlin befand, so gedachte er seiner Monarchin ein ritterliches Geschenk zu verehren und befahl den Berlinern vierundzwanzig Paar feine Frauenhandschuhe zu liefern, die er durch einen Courier nach Wien sandte. Sie kamen auch wirklich an, allein der ehrliche Haudegen war von den »juten Ber-

linern« myſtificirt worden; als man die Handſchuhe unterſuchte, fand es ſich daß es lauter linke waren.

Was den Feldmarſchall-Lieutenant Grafen Moriz von Lascy betraf, ſo gehörte er zu den Reformatoren der öſterreichiſchen Armee und er war nach Daun das größte Organiſationstalent. *)

Auf die erſte Anrede der Kaiſerin erwiederte der greiſe Haddik:

»Euer Majeſtät, der Krieg iſt ſicherlich ein Uebel, allein wo es ſich darum handelt, ſein gutes Recht zu behaupten, kann man ihn ohne Gewiſſensunruhe führen.«

»Das Recht iſt auf unſerer Seite, ſagen Alle, **) der Hofrath Schrötter hat's actenmäßig mit großer Erudition dargethan. Wir haben uns mit dem Churfürſten von Baiern, als mit der Hauptperſon, verglichen, ſonach iſt kein Dritter ermächtigt, die Gründe, bei denen Carl Theodor ſich beruhigt, einer neuen Prüfung zu unterwerfen. Was geht es den böſen

*) Lascy war auch der Schöpfer des Dornbacher Parkes und die »Moriz-Ruh« darin iſt ſein Denkmal.

**) Um die Aeußerung der Kaiſerin zu verſtehen, muß man wiſſen, daß Maria Thereſia, ſo wie gegen die Theilung Polens, ſo auch gegen dieſen zweiten baieriſchen Erbfolgekrieg auf's Aeußerſte eingenommen war. Sie gab gedrängt und gezwungen nach. Schrötter, Verfaſſer des öſterreichiſchen Staatsrechtes, der damalige Hofpubliciſt, that alles Mögliche, um die Wiener Anſprüche vor den Augen der Welt in das günſtigſte Licht zu ſtellen; allein während Schrötter ſich bei Maria Thereſia im höchſten Sonnenſchein der Gnade zu befinden glaubte, wurde er von ihr gerade in dieſer Zeit mit äußerſter Heftigkeit empfangen. Schrötter's Frau, die noch im Jahre 1806 im Gundelhof wohnte, erzählte gar oft von dieſer Scene, bei welcher ihrem Manne, wie ſie ſagte, ein wunderbares Licht aufgegangen war.

Mann in Berlin an, wenn ich mit Baiern Convention ſchließe, was hat er ſich dreinzumiſchen? Dies Alles iſt Recht, trotzdem aber bleibt der Krieg was er iſt, und ich gäbe Vieles drum, wenn ich das Unglück verhüten könnte. So es aber in Gottes Willen anders beſchloſſen ſeyn ſollte, dann mag's auch kommen, darum reiſet in's Himmels Namen nach Böhmen, ich weiß, daß ich auf Euch bauen und Euch vertrauen kann. Meine Gedanken werden immer bei der Armee ſeyn, ich werde hier keine ruhige Stunde haben.«

Eine huldvolle Handbewegung bezeichnete den Generalen das Ende der Audienz und ſie verließen nach der etikettegemäßen Huldigung die Bogenlaube.

Maria Thereſia blieb nicht lange allein, Kaiſer Joſeph, von einem Morgenſpazirgange zurückkehrend, näherte ſich.

Bevor die Kaiſerin ihn noch ſah, wendete ſie ſich der Richtung zu, woher er kam; die Mutter erkannte den Sohn an ſeinem raſchen Gang, an dem feſten Auftreten; ſie ahnte ſeine Nähe, wenn ſie auch nichts von ihm hörte.

Kaiſer Joſeph befand ſich damals in der Blüthe des kräftigſten Mannesalters; er zählte das ſiebenunddreißigſte Lebensjahr.

Maria Thereſia lächelte ihm wehmüthig zu und ſagte: »Haddik und Lascy ſind eben von hier gegangen, ſie begeben ſich morgen zur Armee; wann gedenkſt Du abzureiſen?«

»Wann wünſchen Eure Majeſtät, daß ich abreiſe?«

»Wenn es von meinen Wünſchen abhinge, ſo würde wegen der baieriſchen Erbfolge kein Schuß Pulver verfeuert, aber man kann nicht immer wie man will. Gott behüte mich, daß ich Dir eine Schuld wegen des entſtehenden Krieges beimeſſe, es geſchehen im Staate gar oft Dinge, die von außen veranlaßt werden. War es etwa bei der unglücklichen Thei-

lung Polens anders? Ich habe mich geſträubt, der Fürſt *) wurde gedrängt und hat mit Thränen im Aug' bedauert, daß er ſeinen vor ein paar Jahren gefaßten Entſchluß, ſich zurückzuziehen, nicht ausgeführt habe. Ich hör' ihn noch wie er damals ausrief: »Niemals wird mir dieſe Theilung gefallen; wer mich als Menſch liebt, muß mich als Staatsmann beklagen!« Was konnten wir thun? In Berlin und in Petersburg hatte man es ſich in den Kopf geſetzt, ſollten wir mit ihnen darob Krieg anfangen oder ruhig, ſtille ſitzen und zuſehen, wie die benachbarten Staaten ſich zum Nachtheile Oeſterreichs vergrößern? So ließ ich denn, jedoch nicht ohne meinen größten Gram, die Sache ihren Weg gehen und hab', weil ſo viele und große Männer es wollen, mein »Placet« darunter geſchrieben; aber wenn ich längſt todt bin, wird man erfahren, was daraus hervorgehen wird.«

»Euer Majeſtät,« ergriff jetzt Kaiſer Joſeph das Wort, »haben vorhin mit Recht bemerkt, wie man oft von außen her zu Entſchlüſſen gedrängt wird, die man ſonſt nie gefaßt haben würde. Daß ich die Theilung Polens billigte und wirklich nur billigte, geſchah in der Ueberzeugung unbedingter Nothwendigkeit. Es würde mich ſehr betrüben, wenn dies die Welt falſch auslegte und mich als einen Mann von lockeren und regelloſen Grundſätzen betrachtete. Ich bin weit davon entfernt. — Ich meine im öffentlichen und Privatleben ein wahrhaft ehrlicher Mann zu ſeyn und bin überzeugt, daß Redlichkeit die weiſeſte und geſundeſte Staatskunſt iſt. Was Oeſterreichs Theilnahme an der Theilung Polens betrifft, ſo konnten Eure Majeſtät, ich und der Fürſt nicht anders. Was aber die baieriſche Erbfolge betrifft, ſo geſtatten mir Eure

*) Unter dieſer Bezeichnung wurde immer der Staatskanzler Fürſt Kaunitz verſtanden.

Majeſtät, daß ich dieſen Fall von einem andern Geſichtspunkte anſehe, wie die Theilung Polens. Im jetzigen Falle handelt es ſich um teſtamentariſche gerechte Anſprüche, die ſich keinesfalls leicht hinwegläugnen laſſen, weil ſogar unter den Gelehrten Deutſchlands der Federkrieg darob entbrannt iſt und der Sieg ſich denjenigen zuneigt, die unſere Anſprüche nachweiſen. Im jetzigen Falle machen wir verbriefte Anſprüche geltend und ein Dritter, der unſer Feind iſt, will die Convention, die wir derohalben ſchloſſen, nicht gelten laſſen. Das Recht, ſich über ſtreitige Gegenſtände zu vergleichen, ſteht jedem Privatmanne zu und uns und Baiern als Reichsſtänden will man dieſes Recht ſtreitig machen! Wozu haben wir denn eine Armee, wenn wir ſo was dulden? Das, Euer Majeſtät, iſt doch ein ganz anderer Fall als die Theilung Polens! Der jetzige Krieg iſt nur eine nachziehende Stromwelle des großen Kampfes, den Euer Majeſtät beim Beginn Ihrer Regierung mit Preußen gefochten, und wer wollte zu behaupten wagen, daß jener Kampf kein gerechter war?«

»Ach, Joſeph,« erwiederte die Kaiſerin, »Du biſt noch jung und fühlſt anders wie ich alte Frau. Ich ſchaudere *), wenn ich bedenke, wie viel Blut während meiner Regierung gefloſſen iſt, darum ſoll mich auch nur die äußerſte Nothwendigkeit dazu bringen, Urſache zu ſeyn, daß noch ein Tropfen vergoſſen werde.«

»Ich denke, Euer Majeſtät, daß dieſe äußerſte Nothwendigkeit ſich bereits eingefunden hat.«

»Darum eben handelt es ſich,« erwiederte Maria Thereſia kurz, »ob die Nothwendigkeit bereits vorhanden, das iſt

*) Es dürfte nicht überflüſſig ſeyn, hier zu bemerken, daß alle Aeußerungen in dieſer Scene geſchichtlich ſind.

die Frage. Wir wollen die Antwort abwarten. Brechen wir ab, ich ſehe den Polizeidirector heraufkommen.«

»Wünſchen Euer Majeſtät, daß ich mich entferne?« fragte der Kaiſer.

»Bleib, Joſeph,« verſetzte Maria Thereſia mit Wärme, »ich wünſche Dich während der paar Tage, bevor Du in's Lager nach Böhmen reiſeſt, recht viel um mich zu ſehen.«

Der Kaiſer blieb, der Polizeidirector, Herr Hofrath Beer, wurde angemeldet und vorgelaſſen.

Maria Thereſia nahm die Huldigung des Hofraths gnädig entgegen und ſagte dann:

»Nun, was bringt Er Neues aus Wien? Hat, ſeit er hier war, ein Unglück ſich ereignet?«

»Was die zweite Frage belangt,« verſetzte Herr von Beer, »ſo kann ich Euer Majeſtät darüber gottlob vollkommen beruhigen, bezüglich der erſten wage ich Euer Majeſtät einige allerunterthänigſte Meldungen zu machen.«

»Laß Er hören.«

»Meine Leute haben zwei Baiern aufgegriffen, bei denen man preußiſche Papiere fand, die außer Zweifel ſetzen, daß beſagte Subjecte Spione ſind.«

»Kann mir's denken,« unterbrach Maria Thereſia die Meldung, »daß ſie von Berlin aus unſer Land wieder mit Kundſchaftern überſchwemmen werden; was dieſe Vögel belangt, iſt unſer Herr Bruder in Preußen nicht knauſerig, er bezahlt ihrer ſehr viele und auch ſehr ſplendid. Die Verdächtigen werden der betreffenden Stell' überliefert, wollen hören, was man aus ihnen herausbringt. Weiter, fahr' Er fort.«

»Der Kunſtreiter Giram iſt, wie Euer Majeſtät anzubefehlen geruhten, abermals aus Wien fortgewieſen worden.«

»Und zwar mit Fug und Recht,« eiferte die Monarchin, »weil dieſer Kunſtreiter ſo ein abſonderlich ſchöner junger Mann iſt, ſind in ſein Spectakel faſt nur lauter junge Frauenzimmer als Zuſeherinnen gekommen, und Alle waren wie verſeſſen, ihn zu beklatſchen. Und wären es noch gemeine Leut' geweſen, hätt' man's können angehen laſſen, aber es waren meiſt Damen von Stand, ſo daß ſich die Cavaliers bei mir haben beklagen laſſen, ich möcht' dem Scandal ſteuern, die Gefahr abwenden und den Verführer fortſchaffen laſſen. Jetzt iſt's geſchehen, ich hoff', die Frauen werden jetzt zur Raiſon zurückkehren.«

Die Miene des Kaiſers verrieth, daß er die Zuverſicht der Kaiſerin nicht theile, da er jedoch ſeinen Standpunkt im Rücken der Mutter genommen hatte, konnte dieſe ſeine Miene nicht ſehen.

Der Polizeidirector fuhr in ſeiner Meldung fort:

»Unter den Fremden Wiens machen ſich viele Polen bemerkbar —«

»Man lege den Leuten nichts in den Weg, behalte ſie indeſſen im Aug',« lautete die allerhöchſte Reſolution.

Der Polizeidirector fuhr fort:

»Außer dieſen hat ein gewiſſer Jacob Joſeph Frank die Aufmerkſamkeit der Wiener auf ſich gezogen und macht wegen ſeines ungewöhnlichen Aufwandes viel von ſich reden. Seine Begleitung, ich möchte faſt ſagen ſein Staat, beſteht aus ſechzig Perſonen, mehren prächtigen Equipagen und einer beritienen Leibgarde.«

»Was Er da ſagt! Wer iſt dieſer Frank?«

»Sein eigentlicher Name iſt Dobruſchki, er und ſein ſämmtliches Gefolge, darunter auch Frauen, waren Juden, ſind aber jetzt getauft.«

»Katholiken?«

Der Polizeidirector ſchob zweifelnd die Schultern in die Höhe und entgegnete:

»Man hat noch Keinen von ihnen in einer Kirche geſehen; ſie nennen ſich Chriſten, das iſt Alles. Ein geheimnißvolles Dunkel umweht dieſe Leute, die in Frank ihren Herrn und Meiſter verehren; die ganze Karavane hat einen abenteuerlichen Anſtrich. Es fällt auf, daß man von dieſem Frank bis jetzt noch nichts gehört und geleſen hat, während von einem Anderen ſeines Gleichen, ich meine nemlich von dem berüchtigten Caglioſtro, alle Gazetten voll ſind.«

»Er hält alſo dieſen Frank für einen Abenteurer?« forſchte die Kaiſerin eifrig.

»Mit Eurer Majeſtät gnädigſter Erlaubniß. Ich kann mir von dem, was mir bis jetzt rapportirt worden, kein anres Urtheil bilden. Ein Menſch, der nicht von Stand iſt, ein ſimpler getaufter Jude, der mit einer ſolchen Suite reiſt und einen ſo unermeßlichen Reichthum entfaltet, was kann der Anderes ſeyn als ein Abenteurer?«

Die Meldung des Polizeidirectors beſchäftigte nicht nur die Kaiſerin, ſondern erregte auch die volle Neugierde des Kaiſers; ſeine Aufmerkſamkeit, ſein lebhaftes Geberdenſpiel verriethen dies hinlänglich, doch vermied er es, jetzt wie immer, ſich in die Verhandlung zu miſchen, bis er nicht ausdrücklich dazu aufgefordert wurde, was aber diesmal nicht geſchah.

Maria Thereſia, nachdem ſie ein paar Secunden ſich beſonnen, erwiederte und offenbarte in ihrer Antwort jene Schärfe des Urtheils, die ſich bei der Motivirung aller ihrer Reſolutionen kundgab.

»Die Sache hat etwas Abenteuerliches an ſich,« ſagte

sie, »ob aber die Leute selbst Abenteurer sind, möcht' ich schier bezweifeln. Es können zwei, fünf oder acht Personen sich zu einem Abenteuer verbünden, daß aber sechzig Menschen abenteuerlichen Charakters sich zusammenfinden sollten, kommt mir unwahrscheinlich vor, selbst wenn man annimmt, daß die Hälfte von ihnen nur Dienstleute, folglich Maschinen sind. Es muß demnach der Sache irgend ein Gedanke, ein Zweck zu Grunde liegen, der so viele Menschen zusammenhält. Die Oeffentlichkeit, mit der sie erscheinen, im Augen behaltend, muß man annehmen, daß diese Leute oder vielmehr daß ihre Sache vielleicht schädlich seyn kann, daß sie aber keineswegs gefährlich ist. Von dieser Ansicht ausgehend wird es nothwendig seyn, vorerst sich über ihre Intentionen Gewißheit zu verschaffen, und darnach kann man Verfügungen treffen. Ich will in einigen Tagen mehr darüber hören.«

Eine huldvolle Handbewegung entließ den Polizeidirector, und noch waren seine Schritte nicht verhallt, als schon der kaiserliche Rath und Professor Sonnenfels gemeldet wurde.

Der Abgang des Polizeidirectors und der Eintritt des Professors der Polizeiwissenschaft erfolgten rasch aufeinander, trotzdem wechselte die Kaiserin noch rascher die Materie der Verhandlung und bewegte sich in dem neuen Gebiete mit derselben Entschiedenheit wie früher.

»Gut, daß Er da ist,« redete sie Herrn Sonnenfels an, »ich habe dem von Trattnern bereits intimiren lassen, daß er mir in seine Kalendarien keine solchen Dummheiten, keine abergläubischen Recepte und Zauberformeln mehr hineindrucken soll, widrigenfalls die bereits einmal nachgesehene Ausweisung stante pede executirt werden wird. Ich habe den *Menschen* unterstützt, hab' ihm sogar geglaubt, als er mir

»Katholiken?«

Der Polizeidirector ſchob zweifelnd die Schultern in die Höhe und entgegnete:

»Man hat noch Keinen von ihnen in einer Kirche geſehen; ſie nennen ſich Chriſten, das iſt Alles. Ein geheimnißvolles Dunkel umweht dieſe Leute, die in Frank ihren Herrn und Meiſter verehren; die ganze Karavane hat einen abenteuerlichen Anſtrich. Es fällt auf, daß man von dieſem Frank bis jetzt noch nichts gehört und geleſen hat, während von einem Anderen ſeines Gleichen, ich meine nemlich von dem berüchtigten Caglioſtro, alle Gazetten voll ſind.«

»Er hält alſo dieſen Frank für einen Abenteurer?« forſchte die Kaiſerin eifrig.

»Mit Eurer Majeſtät gnädigſter Erlaubniß. Ich kann mir von dem, was mir bis jetzt rapportirt worden, kein anres Urtheil bilden. Ein Menſch, der nicht von Stand iſt, ein ſimpler getaufter Jude, der mit einer ſolchen Suite reiſt und einen ſo unermeßlichen Reichthum entfaltet, was kann der Anderes ſeyn als ein Abenteurer?«

Die Meldung des Polizeidirectors beſchäftigte nicht nur die Kaiſerin, ſondern erregte auch die volle Neugierde des Kaiſers; ſeine Aufmerkſamkeit, ſein lebhaftes Geberdenſpiel verriethen dies hinlänglich, doch vermied er es, jetzt wie immer, ſich in die Verhandlung zu miſchen, bis er nicht ausdrücklich dazu aufgefordert wurde, was aber diesmal nicht geſchah.

Maria Thereſia, nachdem ſie ein paar Secunden ſich beſonnen, erwiederte und offenbarte in ihrer Antwort jene Schärfe des Urtheils, die ſich bei der Motivirung aller ihrer Reſolutionen kundgab.

»Die Sache hat etwas Abenteuerliches an ſich,« ſagte

Physiker Scherffer und die Professoren Maskov und Jaquin (deutsches Staatsrecht und Chemie). Du lieber Gott, mit drei Ex-Jesuiten und einem wenn auch respectablen Chemiker will ich keine Akademie der Wissenschaften begründen und was den Abbé Hell betrifft, so ist er mir nicht stark (gelehrt) genug. Außerdem braucht die Akademie eine Dotation und jetzt ist wieder der Krieg vor der Thür, der auch das Geld verschlingt; kurz, ich kann nicht, so gern ich auch möcht', d'rum bleibt's dem Joseph zur Ausführung überlassen.«

Sonnenfels, so gerne er sonst auch redete, hütete sich doch, die Kaiserin, wenn sie sprach, zu unterbrechen oder ein Thema, wenn sie es abbrach, fortzusetzen. Da nun der Ton ihrer letzten Aeußerungen deutlich bekundete, daß sie das Gespräch auf einen anderen Gegenstand lenken wolle, so schwieg er und wartete ihre nächste Aeußerung ab.

Diese ließ auch nur wenige Augenblicke auf sich warten, dann, nachdem sie zu Athem gekommen, fuhr die Kaiserin wieder fort:

»Ich habe Ihn zu mir bestellt, um Ihm das wegen des Buchdruckers zu sagen, weiters, um Ihm zu insinuiren, daß ich Seine »politischen Abhandlungen« mir habe vorlesen lassen und daß sie meine vollste Zufriedenheit erwecket. Das Weitere wird folgen und ich hoffe, wir werden Ihm bald zum Hofrath zu gratuliren im Stande seyn. Das war Alles, was ich Ihm zu sagen hatte — seit einer Stunde ist aber noch was dazu gekommen. Der Polizeidirector hat mir eine Meldung gemacht von einem gewissen Frank, der in Wien angekommen ist mit großer Suite, fürstlichen Aufwand macht, bei dem man aber nicht weiß, was dahinter steckt. Ich wünsche außer dem Rapport der Polizei auch andere Meinungen über den seltsamlichen Menschen zu vernehmen und betraue Ihn

mit der Miſſion. Stell' Er's klug an, Er hat einen klugen Kopf und wird ſchon wiſſen was Er zu thun hat. Am beſten iſt, Er führt ſich gleich ſelbſt bei dem Frank ein, doch inſtruir' Er ſich früher beim Hofrath Beer, damit Er für Sein Benehmen einige Anhaltspunkte gewinnt. Hat Er mich begriffen?«

»Vollkommen, Euer Majeſtät.«

»Dann kann Er in Gottes Namen nach Hauſe fahren!«

Sonnenfels ging, doch nicht ohne den bedeutungsvollen Wink bemerkt zu haben, den ihm Kaiſer Joſeph bei der Verabſchiedung zu Theil werden ließ.

Der Profeſſor verſtand den Wink und fuhr, als er die Gloriette verließ, nicht ſogleich nach Hauſe, ſondern verweilte unten im Garten, bis er ungefähr nach einer Viertelſtunde den Kaiſer von der Gloriette herabkommen ſah.

Sonnenfels wählte einen Platz, wo Joſeph im Vorbeigehen ihn bemerken mußte.

Als dies geſchah, eilte der Kaiſer auf ihn zu und fragte ihn: »Wann gedenken Sie ſich zu Frank zu begeben?«

»Wann befehlen Euer Majeſtät, daß ich es thue?« fragte Sonnenfels.

»Morgen Vormittag. Ich werde Sie incognito dahin begleiten, der Mann intereſſirt mich und ich will ihn perſönlich ſehen und hören. Ich erwarte Sie morgen um eilf Uhr in der Burg, fahren Sie in einem Fiaker vor, den wir dann zu unſerer Viſite benützen.«

Sonnenfels verneigte ſich. Die Begleitung des Kaiſers bei der Erfüllung allerhöchſten Auftrages konnte ihm nur angenehm ſeyn.

Der Leſer erfuhr nun, wie es kam, daß Jacob Frank von zwei kaiſerlichen Räthen beſucht wurde, der Leſer weiß auch, warum der Name des Rathes Beumer in keinem kaiſerlichen Schematismus zu finden, wir können daher getroſt zu der Scene zwiſchen Frank und den zwei kaiſerlichen Räthen übergehen.

VII.

Was zwiſchen Frank und den zwei kaiſerlichen Räthen verhandelt wurde.

Beim Eintritt der beiden Herren erhob ſich Frank von ſeinem Sitze, machte drei Schritte nach vorwärts und verbeugte ſich.

Sonnenfels, welcher ſeinem vorgeblichen Collegen vorausging, grüßte mit Anſtand und ſagte:

»Unſer Beſuch trägt den Charakter der Zudringlichkeit an ſich; ich muß ſuchen ihn zu entſchuldigen, um nicht den Verdacht, als wären uns die erſten Formen geſellſchaftlicher Höflichkeit unbekannt, auf uns zu laden.«

»Wer wird es wagen, den berühmten Profeſſor Sonnenfels mit ſo unwürdigem Verdachte zu belaſten?« erwiederte Frank mit einer Würde und Repräſentation, deren man den einſtigen armen jüdiſchen Branntweinbrenner kaum fähig gehalten hätte; »einen Mann von ſolcher Begabung,« ſetzte er hinzu, »kann nur der Wiſſenstrieb zu einem ungewöhnlichen Schritt verleiten; ich kann mich daher durch dieſen Beſuch nur geſchmeichelt fühlen, um ſo mehr, da es zwei Räthe Ihrer Majeſtät der großen Kaiſerin Maria Thereſia ſind, die mich ihrer Aufmerkſamkeit würdigen.«

»Ich erlaube mir die Bemerkung,« erwiederte der gelehrte Profeſſor, »daß wir nicht von Amtswegen erſcheinen. Ich und mein Herr Collega Beumer befinden uns als bloße Privatmenſchen hier und wenn Ihnen unſer Beſuch nur im Entfernteſten unangenehm iſt, haben Sie das Recht, ihn nach Belieben zu kürzen —«

Frank ließ ihn nicht ausſprechen, ſondern ſagte raſch:

»Ich bin nicht gewohnt, mich ſelbſt eines Vergnügens zu berauben, welches mir durch die Unterhaltung mit geiſtreichen Männern zu Theil wird; ich bitte die Herren gefälligſt Platz zu nehmen.«

Während ſich die Räthe niederließen, zog der Sectirer die Glocke, ertheilte laut den Befehl, daß Niemand vorgelaſſen werde, dann nahm auch er ſeinen früheren Sitz ein.

Sonnenfels begann:

»Was uns, mein Herr, zu Ihnen führt, iſt keine profane Neugierde, ſondern der Wunſch uns zu belehren, unſere Erfahrung zu bereichern. Unſer Vaterland befindet ſich in dieſem Momente in einem mächtigen Gährungsprozeſſe, der eine neue Zeit herbeiführen wird. Der ſtille Kampf der Geiſter, den jeder ſehen kann, der die Augen nicht muthwillig ſchließt, hat das Land in zwei Theile geſondert, der Eine hält es mit dem Alten, der Andere mit dem Neuen, der Erſtere beſtrebt ſich ſtehen zu bleiben und die bisher eingenommene Stellung zu behaupten, der Letztere dagegen wünſcht vorzuſchreiten und das Vaterland zu regeneriren. Ich und mein Collega gehören der ſogenannten Fortſchrittspartei an und widmen uns in dieſem Sinne dem Dienſte des Vaterlandes. Unſere Stellung und unſere Tendenz im Auge behaltend, verſteht es ſich von ſelbſt, daß es uns wünſchenswerth iſt, neue Anſichten, Zuſtände und Verhältniſſe, kurz Alles, was

in der Gesellschaft und im Leben nur einigermaßen vom Althergebrachten abweicht, kennen zu lernen, zu prüfen und zu vergleichen, um, wo sich was Brauchbares und Gehaltvolles findet, es unverzüglich in unser Programm aufzunehmen; in dieser Absicht, mein Herr, kamen wir auch zu Ihnen. Ihr Erscheinen hat in Wien Aufsehen erregt, die Menge, am meisten empfänglich für Eindrücke des Auges, bleibt am Aeußeren kleben, beschäftigt sich blos mit der materiellen Erscheinung, während der Geistesmensch, von dem Aeußeren auf das Innere schließend, bestrebt ist, Beide in einen Zusammenhang zu bringen. Ich und mein Collega waren zufällig Zeugen Ihrer Ankunft in Wien; wir staunten, wir zogen Erkundigungen ein und erfuhren Räthselhaftes; angesehene Polen, die zufällig hier anwesend sind, erzählten uns von dem religiösen Conflicte, den Sie in Ihrem Vaterlande überstanden, vage Gerüchte von seltsamen gottesdienstlichen Ceremonien machen sich geltend; man sagte uns, daß Sie die Einladung einer hiesigen Loge zurückgewiesen haben; dies Alles flößte uns die feste Ueberzeugung ein, daß alle Aeußerlichkeiten nicht eitler Prunk sind, daß das Räthselhafte und Abenteuerliche Ihrer Erscheinung nicht Trug ist und nicht hervorgesucht wurde, um Unbefangene zu täuschen, sondern daß Ihrem Streben ein wichtiges Motiv zu Grunde liege, möglicherweise eine Selbstirrung, aber jedenfalls eine innere Ueberzeugung, die Sie zwingt so und nicht anders zu handeln.«

Auf diese Rede erwiederte Frank:

»Ich begreife nicht, was die Leute an mir und den Meinen Unerklärliches, Räthselhaftes finden. Wir bilden eine religiöse Secte, wie sie in der Kirchengeschichte gleich am Beginne des Christenthums als schon dagewesen bezeichnet wird. Unserer Anschauung nach, für die wir bereits hart und viel

gelitten, iſt der reine Chriſtusglaube in Verbindung mit jüdiſchen Satzungen, derjenige Glaube, der allein zum ewigen Heile führt. Ich mache aus meiner religiöſen Anſchauung in Wien eben ſo wenig ein Hehl, als ich es in Warſchau oder Kaminietz gethan. Eine große nordiſche Fürſtin *) billigt meine Grundſätze, denn ſie anerkannte, daß dadurch dem Chriſtenthume Proſelyten zugeführt werden, und ihr verdanke ich die Sicherheitspapiere, die mich dem Schutze der Behörden befreundeter Staaten empfehlen. Was man anderwärts billiget, wird man in dem im Fortſchritt begriffenen Wien nicht unbillig finden. Die weltlichen Geſetze ſind uns heilig, nach dem Glauben huldigen wir am meiſten der Moral und der ſtrengſte Sittenrichter wird an uns nichts zu bemängeln finden. Wir üben unſeren Gottesdienſt vor der Stadt auf freiem Felde, wie die erſten Chriſten es gethan, wir dulden dabei keine Zeugen, weil wir die Entweihung durch fremden Spott ſcheuen. In dem Allen gibt es nichts Geheimnißvolles, nichts Unerklärbares. Mancherſeits wird vielleicht die Verehrung auffallen, die mir von den Meinigen zu Theil wird; ſie iſt ebenfalls natürlich. Ich war und bin noch ihr Lehrer und Leiter, ſie wiſſen, daß ich jahrelang für unſere Ueberzeugung gekämpft und gelitten, ſie kennen die Lauterkeit meiner Geſinnungen und ſind täglich Zeugen jeder meiner Handlungen; die Folge davon iſt, daß ſie mit einer faſt abgöttiſchen Verehrung an mir hangen, mich lieben wie ihren Vater und mir folgen wie ihrem Schützer und Hort. Dieſe Gefühle hegen aber nicht nur die, welche um mich ſind, ſondern ſie werden auch von jenen Tauſenden getheilt, die in Polen, Böhmen, Mähren, Ungarn u. ſ. w. zerſtreut leben und denſelben religiöſen Grundſätzen huldigen wie wir. Doch um Al-

*) Hiſtoriſch.

les zu ſagen, muß ich erwähnen, daß wir nicht nur Religion und Moral pflegen, ſondern auch die Wiſſenſchaft. Ich dulde bei meinen Leuten keinen Müßiggang, die Kenntniß der Natur und ihrer Geheimniſſe iſt ihnen zur Aufgabe gemacht und jeder von ihnen weiß in der Phyſik, Chemie, Aſtronomie und Geologie Beſcheid. Auch wir huldigen dem Loſungswort des Jahrhunderts — der Aufklärung, doch ohne dem Beiſpiele jener franzöſiſchen Philoſophen zu folgen, welche ſie bis zur Religionsverſpottung und Gottesläugnung ausdehnen. Was ich ſo eben ſprach, iſt Alles, was ich über mich und die Meinigen zu ſagen weiß, und wenn man mich heute vor ein Gericht ſtellte, ich vermöchte keine anderweitigen Enthüllungen zu machen. Was wir ſind, ſagen wir Jedermann, was wir thun, ſieht alle Welt; wenn es aber trotzdem Leute gibt, die wer weiß welche Gaukeleien und myſteriöſen Zwecke hinter unſerer Verbindung ſuchen, ſo iſt dies nicht unſere Schuld.«

Nach dieſer Darſtellung nahm der Jüngere der beiden Räthe das Wort.

»Ihre freundliche Auseinanderſetzung,« ſagte er, »verdient unſern Dank. Sie haben uns viel Neues mitgetheilt und man muß in Wirklichkeit ſtaunen, daß aus einem Lande wie Polen, das ſeit Jahren nur von politiſchen Unruhen bewegt iſt, ein ſolcher Prozeß der Geiſter hervorgehen konnte, hervorgehen aus der Mitte des Judenthums, welches gerade in Polen, in dem, was man Cultur nennt, am weiteſten zurückgeblieben iſt.«

»Um Vergebung, Herr Rath,« verſetzte Frank, »man muß den Juden eben ſo wenig wie irgend ein anderes Volk nach dem Pöbel beurtheilen, der überall roh, bigott, abergläubiſch und ungebildet iſt. Die charakteriſtiſchen Grundzüge der Juden ſind: leiden und denken. Die weltliche Geſchichte die-

ſes Volkes iſt eine Leidensgeſchichte, wie kein anderes Volk der Welt ſie aufzuweiſen hat, die geiſtige Geſchichte aber iſt eine umfaſſende religiöſe Literatur, die alle Canäle aus dem Stromgebiete der Wiſſenſchaft in ſich aufnimmt, vermiſcht und vereinigt. Wenn die weltliche Geſchichte die Juden das Leiden gelehrt hat, ſo zwang ſie die geiſtige zum Denken, daher kam es, daß dieſes gehetzte, geächtete Volk ſelbſt unter der Barbarei des Mittelalters, ſelbſt inmitten der roheſten Horden nicht zum Thiere herabſank, ſondern überall ſeine geiſtige Eigenthümlichkeit bewahrte; ob Spanien oder Babylon, ob Damaskus oder Polen, der Jude trägt ſeinen Gedankenſchatz, ſein ideales Streben mit ſich und keine Barbarei iſt im Stande ihn dieſe vergeſſen zu laſſen. So, Herr Rath, läßt ſich die geiſtige Bewegung erklären, die aus der Mitte der polniſchen Juden hervorging; die Maſſe iſt an Cultur zurück, das Land war lange Jahre von politiſchen Unruhen aufgeregt, aber die geiſtige Thätigkeit in dem kleinen Kreiſe der Geſetzlehrer ging wie immer ihren Weg ungeſtört vor ſich, und aus dieſem Kreiſe heraus entſprang und verbreitete ſich die Bewegung, wie überhaupt alle größeren Bewegungen und Epochen von jeher aus der Mitte weniger Auserwählten hervorgingen.«

Die beiden Räthe hielten den Sprecher fortwährend im Auge, nur manchmal richtete Sonnenfels einen kurzen Seitenblick auf ſeinen jüngeren Collegen, um zu erfahren, welchen Eindruck die Darſtellung des Sectirers bei ihm hervorbringe.

Dieſer wendete kein Auge von Frank, folgte ſeiner Rede mit großer Aufmerkſamkeit und ergriff, als jener ſchwieg, das Wort:

»Ihre Erklärung iſt eine natürliche und ich begreife, was mir früher räthſelhaft erſchien. Das Ganze, was Sie

sprachen, erwogen, läßt uns erkennen, daß Sie und die Ihrigen eine eigene Secte bilden, die zwischen dem Judenthume und dem Christenthume schwankend —«

»Um Vergebung, Herr Rath,« fiel ihm Frank ins Wort, »unsere religiöse Anschauung ist, wie ich bereits erwähnt habe, die nemliche, welcher einst in der apostolischen Zeit die ersten Juden huldigten, die unter dem Banner des Apostel Jacobus sich zur Christuslehre bekannten.«

»Die Christuslehre,« erwiederte der Rath, »hat aber seitdem andere Formen angenommen, ist complicirter geworden, somit ist die Wiederbelehrung der Judenchristen eine Anomalie, eine Sache ohne Halt. Doch über dergleichen geistige Anschauungen soll man nicht streiten und es liegt ferne von mir, Jemanden in seiner religiösen Ueberzeugung entgegen zu treten, so lange er diese gleichsam als sein Privateigenthum zwischen den vier Wänden pflegt; ein Anderes ist es wenn er diese Ueberzeugung auf den Markt des Lebens bringt, das heißt, öffentlich als Religionsstifter auftritt, in diesem Falle hat Jeder das Recht, seine Meinung darüber auszusprechen. Sie berufen sich auf die Kirchengeschichte, doch gerade diese beweist, daß die Judenchristen als Secte keine Wurzel fassen konnten, sonst hätten sie sich fortgepflanzt und ihre Grundsätze wären nicht untergegangen im Laufe der Zeit. Was schon damals keinen Halt hatte, kann bei dem jetzigen Zustande der christlichen Kirche um so weniger einen haben. Doch es wäre unartig von uns, Sie mit einer theologischen Disputation zu behelligen, die am Ende zu keinem Resultate führte, da, wie die Erfahrung bei ähnlichen Kämpfen lehrt, jeder Sieg nur dazu gedient hat, den Besiegten seiner Ueberzeugung nur noch fester anhängen zu machen.«

Nach dieſen Worten erhob er ſich vom Sitz und Sonnenfels folgte ſeinem Beiſpiele.

Frank, als er ſah, daß die Herren ſich zum Fortgehen anſchickten, ſagte zu dem Rath Beumer gewendet:

»Es koſtete mich wenig Anſtrengung, was Sie, Herr Rath, ſo eben ſprachen, gründlich zu widerlegen; allein, wie Sie ganz richtig bemerkten, dient in ſolchen Kämpfen der Sieg nur dazu, den Beſiegten noch hartnäckiger zu machen und am Ende behauptet immer derjenige den Platz, welcher im Beſitze der Macht iſt.«

Sonnenfels erſchrak bei dieſer Aeußerung Frank's und warf einen ſcheuen Blick auf ſeinen Gefährten, dieſer aber behielt ſeine freundliche Miene bei und empfahl ſich. Sonnenfels that dasſelbe.

— — — — — — — — — — —

Als Beide wieder im Fiaker ſaßen, ſagte der Profeſſor im Tone der Geringſchätzung: »Der Mann iſt mehr Schwärmer, ein überſpannter Kopf, den das Studium der Kabbala irregeleitet hat. Euer Majeſtät ſchenkten ihm viel zu viel Aufmerkſamkeit, indem Sie ſich bemühten, ſeine Chimären zu widerlegen.«

»Dieſer Menſch,« erwiederte Kaiſer Joſeph, »iſt ein Idealiſt, ſeine Gelehrſamkeit und ſeine Redlichkeit haben ihm zahlreiche Anhänger verſchafft, man könnte die Leute gewähren laſſen, wenn das Sectenthum überhaupt einem Staate von Nutzen wäre. Die Kaiſerin hat vollkommen Recht: gefährlich iſt Frank nicht, aber ſchädlich iſt er.« *)

*) In einem Schreiben, das mir dieſer Tage zukam, wurde ich von einem verdienſtvollen und achtungswerthen Herrn Rabbiner erſucht, meine Angabe, Rabbi Eibeſchütz, früher in Prag, dann in Hamburg, habe zu den Sabbathianern ge-

VIII.

Was Doctor Jodler that, nachdem er Nathan Comerein das Leben gerettet.

Doctor Jodler ſtand voll Selbſtgefühl vor der Thür ſeiner Officin, die Ueberzeugung, einem Menſchen und wenn's auch nur ein Jude, das Leben gerettet zu haben, erfüllte ihn.

»Guten Morgen, Herr Jodler, wie geht's?«

hört, als irrig zu widerrufen, »da ſie bei den zahlreichen Verehrern des großen Lehrers und Meiſters in Israel großes Aergerniß erregen dürfte.« — Ich bedaure dieſem Wunſche nicht willfahren zu können, da die Thatſache, daß Rabbi Eibeſchütz wirklich den Lehren der genannten Secte huldigte, durch den frommen, weltberühmten Rabbi Emden, Sohn des eben ſo hochgeprieſenen Chacham Zwi, in deſſen zahlreichen Werken erhärtet, durch unumſtößliche Belege bis zur Evidenz eruirt wurde. Rabbi Landau zu Prag erklärte zwar den Rabbi Eibeſchütz für einen frommen Mann, verurtheilte aber dennoch die von ihm verfaßten kabbaliſtiſchen Blättchen zum Feuer und belegte alle mit dem Bann die ſich ihrer bedienen würden. Der Widerſpruch, wie man gleichzeitig die Frömmigkeit eines Autors anerkennen und ſein Werk zum Feuer verurtheilen kann, bleibt ſomit noch zu beſeitigen. Daß Profeſſor Megerlin in Frankfurt am Main, indem er Rabbi Eibeſchütz gegen den Verdacht des Sabbathaismus vertheidigte, aus ſeinen Schriften lieber gleich reines Chriſtenthum herausfand, iſt ebenfalls bekannt. — Uebrigens ſoll mit dem Allen nicht geſagt ſeyn, daß Rabbi Eibeſchütz offen zur chriſtlichen Kirche übergetreten ſey. Breier.

»Danke, wenn man einem Menſchen das Leben rettet geht's einem immer gut.«

»Guten Tag, Herr Jobler, gehen Sie heute nicht zum Kaſperl?«

»Ich habe keine Zeit, mein hoher Beruf nimmt meine ganze Zeit in Anſpruch. Wäre ich geſtern zufällig nicht daheim geweſen, es lebte heute ein Menſch weniger in Wien.«

»Schätzbarſter Herr Jobler, iſt es wahr, daß Sie geſtern gebrochene Rippen mit Diaculum curiren wollten?«

»Lächerliche Frage! Ich habe dem Juden zum Leben verholfen und das iſt genug; ſie mögen im Judenſpital dazu ſehen wie ſie ihm die Knochen wieder ganz heilen. So ſchnell wie ich werden ſie gewiß nicht zu Stande kommen. Meine ſiebenjährige Kriegspraxis hat mich Manches gelehrt, wovon man in Wien keine Ahnung hat. Ich habe einem Pikenier, der einen vollen Kartätſchenſchuß bekam, ſiebenundzwanzig Schrote aus dem Leibe herausgebohrt und erſt beim achtundzwanzigſten frug er mich ſanft, ob ich nicht bald fertig werde. Das war eine Operation, von der ſich keine Klinik was träumen läßt. Der Pikenier iſt wohl unmittelbar darauf verſchieden, aber meine Ehre war gerettet, kein einziger Schrot iſt im Leibe geblieben!«

In dieſer Weiſe ging es ein paar Tage fort, der ehemalige Warſchauer Verſchwörer ſchwelgte in dem Bewußtſeyn einer vollzogenen großen Cur, und gab ſich Mühe ſeinen Ruhm weiter zu verbreiten.

Als endlich der Fumus zu verrauchen begann, trat in ſeinem Kopfe der Name des geretteten Juden wieder in den Vordergrund.

Jobler kannte die Verhältniſſe ſeiner ehemaligen Reiſegefährtin, die er einſt glücklich nach Wien geleitet hatte, zu gut

um nicht zu wissen, daß der Mann, dem er das Leben gerettet, ihr Gatte sey.

»Dieser Nathan Tomerein,« reflectirte unser Doctor, »kam sicher nach Wien, um seine Frau aufzusuchen, Thamar muß sich demnach noch in hiesiger Stadt aufhalten und zwar muthmaßlich bei ihrer Muhme. Ich will ihr den Dienst erweisen, sie von der Anwesenheit ihres Gatten in Kenntniß zu setzen, vielleicht kann ihr dies von Nutzen seyn.«

Die Ungewißheit, in der Jobler wegen Thamars Aufenthalt schwebte, findet ihre Erklärung in dem Umstande, daß er die junge Frau seit seiner Vermälung, das heißt seit neun Jahren nicht gesehen hatte.

Diese Vernachlässigung einer Person, in deren Gesellschaft er so manche Abenteuer und Gefahren bestanden, zu welcher man sich in der Regel hingezogen fühlt, lag weder in seinem Charakter noch in seinem Willen, er wurde dazu genöthigt und zwar durch seine zweite Hälfte, die in jeder Beziehung die größere war.

In den Flittertagen seiner Ehe, wo Jobler sich noch die Mühe nahm, seine Gattin zu unterhalten, erzählte er von seinen polnischen Abenteuern und kam dabei natürlich auf Thamar zu sprechen, deren Aufenthalt in Wien er erwähnte.

Da die männliche Scheherezade in der Unschuld ihres Herzens auch die Jugend und Schönheit der Jüdinnen erwähnte, so durchfuhr es Dame Eleonore wie zehn Schock Teufel; eine Scene für Jobler, so fürchterlich, wie er als Joblitzki je eine erlebt hatte, kam zur Darstellung und die Versöhnung erfolgte erst, nachdem der Ehemann bei allen seinen Seligkeiten betheuert hatte, er werde sich um seine junge Reisegefährtin nicht ferner kümmern und sie nicht mehr besuchen.

Und der Erfeldscherer hielt sein Wort und suchte an-

berwärts Erholung von den Quälereien, die ihm zu Hause zu Theil wurden.

So kam es, daß Jodler seine ehemalige Schutzbefohlene aus den Augen verlor, daher er auch nicht wissen konnte, ob Thamar sich noch in Wien befand.

Als er den Entschluß, sie von der Anwesenheit ihres Gatten in Kenntniß zu setzen, gefaßt hatte, verließ er, ohne daß Dame Eleonore den Zweck seines Ausganges ahnte, eines Nachmittags das Haus und trippelte, eifrig, als ob er berufen wäre, wieder einem Menschen das Leben zu erhalten, durch die Kärnthnerstraße.

Da Thamars Muhme vor Jahren in der Leopoldstadt gewohnt hatte, so beschloß Jodler sich dahin in das ihm bekannte Haus zu verfügen und erst wenn er sie dort nicht fand, weitere Nachforschungen anzustellen.

Jodler empfand in seinem Herzen ein Vergnügen, wie es ihm schon lange nicht zu Theil geworden war; indem er sich mit Thamar in Gedanken beschäftigte, stiegen die polnischen Abenteuer lebhaft in seiner Seele auf und Jeder weiß, wie vergnüglich es ist, an überstandene Gefahren und Leiden zurück zu denken, wenn man in dem Hafen der versorgten Sicherheit eingelaufen ist.

Und Jodler, inmitten seiner polnischen Erinnerungen schwimmend, war eben auf dem Stephansplatze angelangt, als er unversehens an einen ihm entgegenkommenden Mann stieß, welcher Anstoß zur Folge hatte, daß beide Theile gleichzeitig zwei Schritte zurückmachten, sich ansahen und dann unisono ein »O, o« ausstießen.

Diesem »O, o« folgte von Seite Jodler's ein »Alle Wetter!« und von Seite des Andern ein »Alle Teufel!« dann rief der Erstere:

»Iſt's möglich, ſeyd Ihr es wirklich?« und der Letztere jubelte:

»Meiner Treu, es iſt der Jodlitzki!«

An dem Namen, den Jodler erhielt, werden die Leſer erkennen, daß der Wiener einen ſeiner polniſch-ruſſiſchen Bekannten auf dem Stephansplatze wiederfand, und in der That, der Mann, der ihm gegenüberſtand, war der polniſche Barbier Pawlow, in deſſen Geſellſchaft er einſt einen ruſſiſchen Courier überfallen und aufgehoben hatte, der ihn dann in Warſchau zwang der Verſchwörung der Adler beizutreten, aus deren Klauen die Gräfin Kaſſakowska ihn erlöſte.

Der polniſche Barbier trug noch immer ſeinen ſtattlichen Schnurbart und ſah auch ſonſt ſehr anſtändig aus. Die einzige Veränderung, die ſein Wiener Collega an ihm bemerkte, war ein röthlicher, brillenartiger Anflug im Geſicht, der auf einen etwas häufigeren Genuß von Spirituoſen hindeutete, was Jodler bei einem Patrioten, dem die Theilung ſeines Vaterlandes an's Herz ging, vollkommen entſchuldigte.

Armer Pawlow! Hatte dieſe Theilung, welche nur die erſte war, ſchon eine kupfrige Brille hervorgebracht, was ſtand ihm erſt bei der zweiten und dritten bevor? Wenigſtens ein Herſchliſches Teleſkop!

Nachdem die alten Bekannten der Ueberraſchung ihren Tribut gezollt, begann das Geſpräch in das geregelte Geleiſe einzuleiten.

Jodler hing ſich vertraulich in Pawlow's Arm und ſagte: »Begleitet mich, ich habe einen wichtigen Gang in die Leopoldſtadt.«

»Ihr geht in die Leopoldſtadt? Dahin muß ich auch, wir gehen alſo mitſammen. Doch, was habt Ihr in der Leopoldſtadt zu ſuchen?«

Jobler blickte den Polen verblüfft an, denn er glaubte getreu den mißtrauiſchen Inquiſitionston zu hören, den er einſt als Joblitzki vernommen hatte.

»Zum Guckuck!« rief er ſtatt der Antwort, »mir däucht gar, Ihr wollt auch in Wien den Mißtrauiſchen ſpielen?«

»Hier mehr als anderswo,« verſetzte Pawlow.

»Die Sorge könnt Ihr Euch erſparen; in Wien verſchwört man ſich nicht, da bildet man keine Conföderationen, da gibt es keine Ruſſen und keine Adler —«

»Aber Polizeiſpione gibt's!« platzte Pawlow heraus, »und Ihr müßt mir's ſchon zu Gute halten, in einer Zeit wie die unſere iſt, kann man auch in Wien keinem Menſchen trauen.«

Jobler glotzte den Polen an.

»Meiner Treu',« rief er unwirſch, »ich weiß nicht was ich von Euch denken ſoll. Ich habe mich herzlich erfreut, Euch wieder zu ſehen, da ich aber wahrnehme, daß Ihr der alte Unverbeſſerliche ſeyd, beginnt meine Freude zu ſchwinden.«

»Ha, Verräther, Spion!« murmelte der Pole zwiſchen den Zähnen.

»Zum Teufel,« zürnte der Wiener, »wer ſagt Euch denn, daß ich ein »Raderer« bin?«

»Ja, Raderer, ſo nennt man dieſe Menſchen hier.«

»Ich bitt Euch, ſchreit doch nicht ſo laut, wir ſind nicht in Warſchau, wo man den König mitten in der Stadt überfällt und entführt.«

Pawlow ergriff die Hand des Wieners, preßte ſie krampfhaft und murmelte mit verbiſſenem Eifer: »Joblitzki, ſeyd Ihr noch der brave, ehrliche Mann von ehedem?«

»Bei Gott, ich bin es!« erwiederte der Chirurg mit großer Selbſtüberzeugung.

»Wenn Ihr es noch seyd,« versetzte Pawlow, »dann ruft mit mir: Vivat Polonia!«

Jobler machte einen Sprung, als ob ihn eine Schlange gestochen hätte.

»Den Teufel,« rief er; »werde ich hier auf der Schlagbrücke rufen und nicht: »Vivat Polonia!« was geht mich jetzt euer Polen an, meinetwegen kann man es noch zwanzigmal theilen!«

»Ha, erbärmlicher Spion!« knirschte Pawlow und stürzte fort über die Brücke in die Leopoldstadt.

Jobler sah ihm kopfschüttelnd nach.

»Dieser Pole,« brummte er, »ist unverbesserlich. Ich möchte gern wissen was er in Wien treibt. Ich hätt' ihn gerne drum befragt, unterließ es jedoch, um ihn nicht noch mißtrauischer zu machen. Indessen es ist gut, daß er fortging, seine Unvorsichtigkeit hätte mich am Ende mitverdächtigt, denn daß es ihm nicht um rechte Dinge zu thun ist, liegt klar am Tage; wer ein gutes Gewissen hat, braucht keinen Polizeispion zu scheuen.«

Unter ähnlichen Betrachtungen setzte der Chirurg seinen Weg fort.

In der Jägerzeile angelangt, spähte er nach dem Hause, wo Thamars Muhme bei seinem letzten Besuche gewohnt hatte.

Er fand es ohne Mühe, trat wohlgemuth durch das Thor, doch kaum in der Mitte der dunklen Einfahrt angelangt, fühlte er sich an der Brust ergriffen, auf's Heftigste geschüttelt und eine wohlbekannte Donnerstimme rief ihm zu:

»Verräther, warum schleichst Du mir nach?«

Es war Pawlow, der seinen Freund und Collegen schüttelte.

Jodler ſuchte ſich der Gewalt zu erwehren und rief:

»Laßt mich los, oder meiner Treu', ich werde ernſtlich böſe. Ich denke nicht daran, Euch nachzuſchleichen; in dieſem Hauſe wohnt eine Frau, die ich aus Polen her kenne und ſie iſt es, die ich beſuche.«

Pawlow riß die Augen auf, ließ die Hände fallen, erhob ſie aber ſogleich wieder, jedoch nicht um den Wiener abermals feindlich zu faſſen, ſondern ihn zu umarmen.

Dazu rief er:

»Freund Jodlitzki, Patriot, verzeiht, Ihr ſeyd in Wirklichkeit ein Ehrenmann. Ihr müßt nicht böſe ſeyn, aber in Zeiten, wie die unſrige iſt, kann man in Wien keinem Menſchen trauen.«

»Schon gut,« brummte der Chirurg, »ich ſchenk Euch eure Liebkoſungen, wenn Ihr ihnen ſolche Attentate auf meine Perſon voranſchickt. Ich ſchwör' es Euch, ich ſtehe mit unſerer Polizei in gar keiner Beziehung, trotzdem aber bitt' ich Euch, mich mit den Angelegenheiten eures Vaterlandes ungeſchoren zu laſſen; was Ihr auch immer vorhabt, vertraut mir nichts an, ich will nichts wiſſen, ich bin Gatte, werde vielleicht durch irgend ein Wunder Vater werden, folglich muß ich mich von allen Unternehmungen ferne halten, die mir oder meiner Familie irgendwie gefährlich werden könnten. Wenn Ihr mich beſuchen wollt, wird's mir angenehm ſeyn; ob auch meiner Gattin, das wag' ich im Voraus nicht zu bejahen; ich wohne auf der Mehlgrube, wo Ihr nur nach dem Doctor Jodler zu fragen braucht.«

»Jodler?«

»Ja, ſo heiß ich jetzt; ich habe das ſlaviſche »itzki« weggeworfen und mir wieder das ehrliche deutſche »Er« an-

geeignet; bei mir heißt es: Ländlich, ſittlich bis ſogar auf den Namen herab.«

»Ihr beſucht, wie Ihr vorhin ſagtet, in dieſem Hauſe eine Polin?« fragte Pawlow, durch den aufrichtigen Ton ſeines Collegen entſchieden begütiget.

»So iſt es.«

»In welchem Stocke wohnt dieſe Polin?«

»Im zweiten.«

»Im zweiten?« fragte der Patriot, neuerdings mißtrauiſch werdend, »Ihr ſagt, die Polin wohne im zweiten Stockwerke?«

»Zum Guckuck, warum ſoll denn eine Polin nicht im zweiten Stockwerk wohnen?«

»Weil auch ich eine Patriotin beſuche, die aber im erſten Stockwerk in einem Hinterſtübchen wohnt.«

»Um Vergebung, Freund Pawlow, ich ſprach blos von dem Beſuche bei einer Polin, von einer Patriotin war bei mir keine Rede. Uebrigens iſt es ſogar möglich, daß die Frau, die ich ſuche, gar nicht mehr hier wohnt, ich hatte ſchon lange keine Gelegenheit mit ihr zu verkehren, darum begebt Euch in's Himmels Namen in das erſte, ich verfüge mich in das zweite Stockwerk, vielleicht treffen wir uns im Rückwege, wenn wir unſere Geſchäfte beendigt haben.«

Man trennte ſich. Der Pole zog die Glocke im erſten Stockwerke, der Wiener ſtieg zum zweiten hinan.

— — — — — — — — — — —

Obwohl ſeit ſeinem letzten Beſuche bei Thamar Jahre verfloſſen waren, fand Jobler weder in der Wohnung noch in den Perſonen eine Aenderung.

Dort in dem gepolſterten Großvaterſtuhle ſaß die alte Muhme mit der reichen Goldhaube auf dem Kopfe und drin-

nen im zweiten Gemache arbeitete Thamar, vielleicht noch hübſcher, jedenfalls aber üppiger wie damals, wo Gram und Sorge an ihrem Herzen nagten.

Wie geſagt, die ganze Scenerie wie vor Jahren. Stabilität war eine vorzugsweiſe Eigenthümlichkeit jener Zeit, die wir und zwar mit großem Unrecht die »gute alte Zeit« nennen; doch brauchen wir uns dieſer vorurtheilsvollen Vorliebe nicht zu ſchämen, gerade ſo wie wir haben auch unſere Väter und Großväter geſprochen, jede Generation hat die Zeit der Vor- und Vorvorhergehenden die »gute alte Zeit« genannt. Warum ſollten wir eine Ausnahme machen?

Der Chirurg wurde von den Frauen auf's Freundlichſte empfangen. Er war gutmüthig und aufrichtig genug, die lange Pauſe in ſeinen Beſuchen nicht etwa zu beſchönigen, ſondern der Wahrheit gemäß zu entſchuldigen. Hätte in dieſem Falle irgend eine Nothlüge ihn kräftiger vertheidigen können, als die Wahrheit? Gewiß nicht.

Thamar ließ ſeine Entſchuldigung auch vollkommen gelten.

»Sie ſind ein Ehrenmann,« ſagte ſie, »und ich billige Ihr Ausbleiben vollkommen, ſo ungern ich auch Ihre Beſuche vermiſſe. Es liegt mir ferne, Ihren Hausfrieden ſtören zu wollen, ſondern ich freue mich vielmehr, Sie im häuslichen Glücke zu wiſſen.«

»Das Glück iſt zu ertragen,« bemerkte Jodler, »zu Boden drückt es mich nicht, indeſſen ich bin genügſam und beſcheide mich.«

»Da Sie,« fuhr er lächelnd fort, »meine Excüſe gelten laſſen, ſo muß Ihnen mein heutiger Beſuch um ſo mehr auffallen —«

»Wahr geſprochen, Herr Jodlitzki.«

»Ich bitte, ich nenne mich jetzt Jodler.«

»Entschuldigen Sie, ich vergaß daran. Ich glaubte mich plötzlich nach Polen versetzt.«

»Für diese Versetzung würde ich mich höchlichst bedanken und was Sie betrifft, so zweifle ich, daß Sie ein heftiges Verlangen darnach tragen. Sie befinden sich hier unstreitig angenehmer, davon geben Ihr gutes Aussehen und Ihre frohe Laune Zeugniß.«

»Wer sagt Ihnen, daß ich froher Laune bin?«

»So was fühlt man.«

»Sie sind ein gefühlvoller Mann.«

»Dasselbe behauptet auch Eleonore.«

»Wer ist diese Eleonore?«

»Meine Gattin. Doch daß wir wieder auf Ihre Laune zurückkommen; ich bin in der unangenehmen Lage, sie heute trüben zu müssen, ich bring' Ihnen eine unangenehme Nachricht.«

»Mein Gott, was haben Sie vernommen?«

»Bitte sich keinen Zwang anzuthun, erschrecken Sie immerhin, ich bin mit meiner Lancette versehen, wenn Ihnen was Menschliches begegnen sollte. Ihr Gatte ist hier!«

»Mein Mann!« rief Thamar, in Wirklichkeit nicht wenig erschreckt.

»Er liegt krank im Judenspital.«

Jodler erzählte den Vorfall mit Nathan Tomerein.

Die junge Frau — man gönne uns auch jetzt noch diese Bezeichnung — versank in Nachdenken. Was sie vernahm, störte die mehrjährige Ruhe und versetzte ihr Gemüth in Aufregung.

»Befände sich mein Mann gesund und im Wohlstande hier,« sagte sie, »ich bliebe ruhig, wie bisher, wenn ich gerade

an ihn dachte. Seine traurige Lage jedoch flößt mir Mitleiden ein und nicht nur die Menschlichkeit, sondern auch die Dankbarkeit erheischen, ihm beizustehen. Sie kennen meine Verhältnisse, lieber Doctor, ich darf daher ohne Scheu und offen mit Ihnen sprechen. Ich befand mich mit Gideon in Mirogrod zum letzten Male unter Einem Dache. Wie Sie wissen, ward mir damals keine Gelegenheit, mit ihm zu sprechen und seitdem leben wir durch weite Entfernungen getrennt von einander. Wir schreiben einander, haben uns jedoch das Wort gegeben, uns, so lange mein Gatte lebt, nicht zu sehen, und bis zu dem heutigen Tage waren wir stark genug unser Versprechen zu erfüllen. Ich kann meinem Manne ohne Erröthen entgegentreten und werde es auch thun. Ich will ihn im Spitale besuchen, ihn trösten, ihm beistehen, bis er gesundet. Dann will ich ihn meiden wie bisher. Wär' ich reich, ich würde ihm ein sorgenloses Alter bereiten, allein ich besitze kein Eigenthum und hänge selbst von der Güte meiner Muhme ab.«

Jodler billigte Thamars Entschluß.

Im weiteren Verlaufe der Unterhaltung entsann sich der Chirurg des polnischen Barbiers, der sich im ersten Stockwerk und zwar angegebener Maßen bei einer polnischen Patriotin zu Besuche befand, Jodler erkundigte sich daher bei Thamar, ob ihr der Name jener Polin, die im ersten Stockwerke wohne, bekannt sey?

Thamar lächelte und erwiederte:

»Wohl ist er mir bekannt, allein ich bin nicht berechtiget ihn anzugeben.«

»Das ist ein Anderes,« sagte der Chirurg gleichgiltig, und fing an wieder von anderen Dingen zu sprechen.

Nach ungefähr einer Stunde machte er seinem Besuche

ein Ende und bat die junge Frau im Voraus um Entschuldigung, wenn zwischen jetzt und seinem nächsten Besuche wieder eine längere Pause eintreten sollte, da er dem lieben Hausfrieden zu Gefallen sich solchen Rücksichten fügen müsse.

Thamar lächelte und ließ die Entschuldigung freundlich gelten.

Jobler machte sich auf den Weg, doch war es ihm nicht gegönnt, das Haus zu verlassen.

Im ersten Stockwerke angelangt, vernahm er ein »Pst, pst!« hinter sich.

Es war Pawlow, der hinter einer halbgeöffneten Thür stand und ihm einzutreten winkte.

»Kommt herein,« flüsterte der Patriot dem Wiener zu, »die Dame wünscht mit Euch zu sprechen.«

»Welche Dame?«

Bevor Jobler sich's versah, ohne eine Antwort auf seine Frage erhalten zu haben, befand er sich in einem netten Stübchen, dessen Fenster in den Hof gingen, und ihm gegenüber saß die Gräfin Sophia Kassakowska.

IX.

In welchem Doctor Jobler wieder in ein polizeiwidriges Unternehmen verwickelt wird.

Das ist eben der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

Zu Jobler's Zeit hatte zwar der große deutsche Dichter den eben citirten Ausspruch noch nicht gemacht, unser Chirurg sollte jedoch trotzdem dessen Giltigkeit erfahren.

Indem Jobler das seiner Eleonore geleistete Versprechen

brach, beging er eine böſe That und dieſe — wie wir gleich erzählen werden — fing an fortzeugend Böſes zu gebären.

Verfolgen wir die Glieder der Ereignißkette von dem Austritte aus ſeinem Hauſe bis zu dem Momente, wo er die Gräfin Kaſſakowska wieder fand, ſo werden wir zu dem Schluſſe gelangen, daß der Urſprung alles deſſen, was ihm begegnete, einzig und allein in dem Wortbruche lag, den er an ſeiner Eleonore beging.

Hätte er Thamar wie ſeit Jahren auch jetzt gemieden, er würde Pawlow nicht begegnet ſeyn, er hätte das Haus in der Jägerzeile nicht betreten, wäre der Gräfin Kaſſakowska nicht begegnet und würde in kein polizeiwidriges Unternehmen verwickelt worden ſeyn; aber das eben iſt der Fluch der böſen That, daß ſie fortzeugend Böſes muß gebären.

Als Jodler die Gräfin erblickte, wurde er auf's Freudigſte überraſcht.

Die Dame galt ihm als eine Wohlthäterin; er dankte ihr die Erlöſung von Mirogrod und die Befreiung von der moraliſchen Mitſchuld an der Warſchauer Verſchwörung.

Daß dieſe Letztere nicht gering anzuſchlagen war ſollte Jodler noch heute erfahren; die blos moraliſche Mitſchuld hätte ihm leicht ſeinen phyſiſchen Hals koſten können.

Jodler betrachtete die Dame lange, ehe er zu Worte kam.

Ach, ſie hatte ſich — von Allen, die wir in unſerer Erzählung nach jahrelanger Trennung wieder fanden — am meiſten geändert.

Wohl trug ſie noch das ſchlichte ſchwarze Kleid, die lebenslange Trauer, zu der ſie ſich verlobt, wohl ſtrahlte das Auge noch in ehemaliger Entſchloſſenheit und Unternehmungsluſt, aber die Fülle der Jugend war von ihr gewichen, Gram.

Sorge, Mühseligkeiten und der Jammer des Vaterlandes hatten vorzeitige Furchen gezogen und an der erst in der Mitte der Dreißig angelangten Frau ihre volle Macht ausgeübt.

Die Seelenkräfte waren ungebrochen, die des Leibes befanden sich bereits auf der absteigenden Linie, sogar das Haar fing an sich hie und da zu bleichen.

Die Gräfin überließ den Chirurg seinem Staunen, ohne ihn darin durch eine Anrede zu stören, endlich, da er keine Miene machte, zu sich zu kommen, unterbrach sie das Schweigen.

»Sie dachten wohl nie daran, mich in Wien zu sehen?« fragte sie wehmüthig lächelnd.

Jodler ermannte sich.

»Die Ueberraschung,« erwiederte er, »hat mich beinahe besinnungslos gemacht. O, wie sich doch die Menschen wiederfinden und Pawlow —«

»Er ist fort,« entgegnete die Dame, da sie bemerkte, daß der Chirurg sich nach ihm umsah, »ich hatte ihn schon früher ersucht, mich mit Ihnen allein zu lassen, um uns ohne Zeugen zu sprechen.«

Diese Aeußerung brachte den Wiener wieder zu sich; eine Unterhaltung ohne Zeugen ließ Geheimnisse vermuthen und Geheimnissen war er ganz und gar nicht gewogen. Es durchzog ihn etwas wie eine trübe Ahnung von dem, was kommen sollte; seine Freude war indessen so groß, daß er darauf nicht besonders achtete, sondern dem ungeschmälerten Genuß dieses Gefühls sich überließ.

»Gnädige Frau,« sagte er, »das Zusammentreffen mit Ihnen ist mir das Angenehmste, was mir begegnen konnte. Ich habe vor einigen Tagen, versteht sich in meinem Berufe, einem Menschen das Leben gerettet, allein ich muß bekennen,

jene That hat mich kaum halb ſo viel erfreut; natürlich, ſie ſteht nicht vereinzelt da, während das Zuſammenſeyn mit Ihnen einzig in ſeiner Art iſt. O, wenn uns der Staroſt von Mirogrod hier ſehen könnte, oder mindeſtens der Schloßvogt, der kupfrige Trunkenbold!«

Die Gräfin verſetzte: »Dem Staroſt zu begegnen, liegt außer dem Bereich der Möglichkeit. Er wurde, wie ich Ihnen bereits in Warſchau erzählt zu haben glaube, nach der Eroberung von Mirogrod von den Conföderirten gerichtet und aufgeknüpft.«

»Ein Loos, das er zwanzigmal verdient hat,« erwiederte Jodler, »doch mehr als er intereſſiren mich die Adler. Aus Polen in Wien angekommen, vernahm ich wohl, daß das Attentat auf den König Stanislaus Auguſt mißlungen und gegen die Theilnehmer der Prozeß eingeleitet ſey, doch über das Ende des Prozeſſes erfuhr ich nichts.«

»Es war traurig genug,« erzählte die Gräfin, »die Unterſuchung abſichtlich verlängert und verſchoben, begann im Sommer 1773 aufs Neue, es galt nemlich mehre wegen ihres Patriotismus gefeierte Namen anzuſchwärzen und in den Prozeß zu verwickeln. Nebſt Kuzma waren auch Lukaski und Cibulski in die Hände der königlichen Juſtiz gerathen. Der König, zu ſeinem Lobe ſey es geſagt, ſprach ſelbſt vor dem Gerichtshofe zu Gunſten der Angeklagten, beſonders aber für Kuzma, dem er das Leben verdankte. Als er auf Lukaski zu ſprechen kam, erklärte er ausdrücklich, dieſer habe ſich nur ſeiner Perſon bemächtigen wollen und habe ihm nie nach dem Leben getrachtet. Was konnte ſelbſt die Vertheidigung des Königs wirken, wo Rußland bereits im Voraus ſeine Entſchlüſſe gefaßt hatte? Lukaski hatte in der Unterſuchung aufs Deutlichſte dargethan, daß es ihm blos um die Aufhebung des

Königs zu thun gewesen, allein sein Anwalt durfte die Vertheidigungsrede nicht halten und die Commission hatte während der ganzen Untersuchung für das Attentat keine andere Bezeichnung wie die des beabsichtigten Königsmordes. Das Urtheil wurde gefällt und veröffentlicht. Lukaski und Cibulski wurden zum Tode durch Enthauptung verurtheilt, Kuzma und Eva Medenska, Lukaski's Gemalin, mußten der Hinrichtung des letzteren beiwohnen, weil er einmal in ihrer Gegenwart über die Sache gescherzt hatte. Drei Tage nach dem entsetzlichen Schauspiele starb die unglückliche Frau, während Kuzma, eigentlich der Hauptschuldige von Allen, weil er auf der Ermordung des Königs bestand, nicht nur begnadigt wurde, sondern auch eine königliche Unterstützung erhielt, um außerhalb des Landes zu leben. Alle übrigen bei dem Attentate betheiligt Gewesenen retteten sich durch die Flucht, wurden aber nichtsdestoweniger zum Tode verurtheilt. Unter den Letzteren befand sich nebst Pulaski auch meine Wenigkeit.«

»Auch Sie, Frau Gräfin?« fragte Jodler erschreckt.

»Auch ich, obwohl ich es war, die das Meiste zur Rettung des Königs beitrug. Doch dachte ich nie daran, dieses Verdienst geltend zu machen; ich hasse Rußland und seine Creaturen zu sehr, um bei ihnen Ansprüche auf irgend ein Verdienst zu erheben. Ich habe seit der Eroberung von Kaminietz durch die Russen, von wo ich mich mit einer Wunde auf türkisches Gebiet rettete, in der Moldau gelebt. Was ich seit damals gelitten, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Flüchtig und doch mit tausend Banden an dem Vaterlande hängend, wähnte ich anfangs außerhalb der polnischen Luft nicht leben zu können, aber ich zwang mich dazu und fand eine Macht in mir, die mir auch dazu die Kraft lieh. Jener süße Engel, der den Menschen durchs ganze Leben bis zum

Grabe geleitet, beseelte mich, die Hoffnung erhielt mich. Ich blieb auch als Flüchtling mit den Patrioten des Landes in Verbindung und diese ist es, die mich zu einer Reise nach Wien unter fremdem Namen vermochte.

»Der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen,« fuhr die Gräfin nach einem kurzen Einhalten fort, »steht auf dem Punkte auszubrechen und da mein unglückliches Vaterland nur in dem Zwiespalt der drei Theilmächte die Möglichkeit sieht, sich in seiner jetzigen verkleinerten Gestalt zu behaupten, so übernahm ich die Mission, den Stand der Dinge in Wien zu beobachten und nach Warschau zu berichten. Meine Lage hier ist von großer Gefährlichkeit; als Theilnehmerin am beabsichtigten Königsmorde proscribirt, würde der hier weilende polnische Gesandte augenblicklich meine Verhaftung veranlassen und mich nach Warschau ausliefern; darum nahm ich nicht nur einen fremden Namen an, sondern wählte auch eine bescheidene, unansehnliche Wohnung, wo man eine Dame meines Ranges zu finden nicht vermuthet. Trotzdem brachte mir Pawlow soeben die Warnung, daß die Polizei, von unserem Gesandten aufmerksam gemacht, mir auf der Spur ist und daß es höchst dringend erscheint, noch heute die Wohnung zu wechseln. Ein guter Engel ließ Sie, lieber Doctor, mit Pawlow zugleich ins Haus kommen; ich rechne auf Sie —«

»Auf mich?« fragte Jodler erschreckt und mit einem Tone, der zu erklären versuchte, daß auf ihn gar nicht zu rechnen sey.

»Ja, auf Sie. Ich hoffe durch Ihre Güte entweder in Ihrer eigenen Wohnung oder durch Ihre Verwendung wenigstens in dem Hause, wo Sie sind, einen Versteck zu erhalten.«

Der Chirurg machte in diesem Augenblicke ein leibhaftes

Lammgesicht, welches aus der Ferne einen Wolf nahen sieht und wohl den Willen, aber nicht die Kraft zur Flucht besitzt.

Eine Weile suchte er nach Worten, die sanft genug wären, die Zumuthung so höflich als möglich von sich abzuwehren, endlich raffte er sich zusammen und rief:

»Ach, Frau Gräfin, Sie wünschen bei mir zu wohnen? würden Sie meine Frau kennen, der Wunsch wäre nie über Ihre Lippen gekommen!«

»Sie haben also Familie?«

»Einstweilen nur eine Frau.«

»Und wie es scheint eine schlimme Frau?«

»Denken Sie an den Starost von Mirogrod gnädige Frau, und Sie können sich einen Begriff von meiner Leonore machen. Sie ist sogar, wie der selige Herr von Brazlaw, eine glühende Verehrerin der Kaiserin in St. Petersburg.«

»Sie scheinen demnach nicht glücklich?«

»Nicht doch, gnädige Frau, ich lebe wirklich zufrieden; ich bin die unruhigen Zeiten noch aus dem siebenjährigen Kriege her gewohnt und denke mir, mein Ehestand wäre nur eine Fortsetzung davon. Es hat einmal auch schon einen dreißigjährigen Krieg gegeben, warum sollte ich einen solchen nicht auch durchmachen können? Der Mensch ist ein Gewohnheitsthier, er gewöhnt Gutes und Böses und wird am Ende gegen Beides gleichgiltig.«

»Sie rathen mir also nicht bei Ihnen zu wohnen?«

»Bei Gott, nein!«

»Dann muß ich mich mit einer andern Wohnung in Ihrem Hause bescheiden.«

Dagegen vermochte Jobler keine Einsprache mehr zu thun, sein gutes Herz und die Dankbarkeit, die er der Grä-

ſin ſchuldete, erlaubten ihm nicht, ihr auch dieſes Anſuchen abzuſchlagen, er verſprach mit einer alten in den Ruheſtand übergetretenen Hebamme, die im dritten Stockwerke wohnte, zu ſprechen, und zweifelte nicht, daß die Gräfin dort wohl geborgen ſeyn werde.

Mit dem Verſprechen, in längſtens zwei Stunden die Antwort zu überſenden, empfahl er ſich und verließ das Gemach.

Während er die Treppe hinabging, murmelte er für ſich:

»Die arme Gräfin, ſie iſt eine wackere Frau; wenn ſie nur keine Polin wäre! Man kann ſich dieſen Polen nicht auf fünf Schritte nähern, ohne nicht in eine Verſchwörung oder in irgend ein anderes gefährliches Unternehmen hineingezogen zu werden. Unſer Haus ſteht in gutem Rufe, ich hoffe, die Patriotin wird dort unbemerkt bleiben.«

Armer Jobler, ſeine Hoffnung ſollte ihn bitter trügen!

Ein ſchlimmer Zufall fügte es, daß ſchon ſein erſter Schritt einen Verräther fand.

In der Jägerzeile, gegenüber dem Hauſe, wo die Gräfin wohnte, war ebenfalls ein Barbierladen.

Herr Winniwall, der Eigenthümer dieſer Officin, war ein Feind Jobler's noch aus den Practikantenjahren her, und ärgerte ſich nicht wenig, als er von dem Glücke hörte welches dem Ex-Feldſcherer durch die Hand der ſeligen Witwe zu Theil wurde.

Dieſer Herr Winniwall ſtand nun in der Thüre ſeines Ladens und ſah Jobler aus dem bezeichneten Hauſe treten und forteilen.

»Ei, ei,« murmelte er, »was hat der Jobler hier in der Jägerzeile zu ſuchen? Der erbärmliche Pfuſcher wird

doch hier keine Kunden beſitzen? Nein, das iſt nicht möglich! Man nimmt ſich nicht die Mühe, einen Jodl aus der Stadt zu holen, wenn man einen Winniwall vis-à-vis hat, er muß aus einem andern Grund in dieſes Haus gekommen ſeyn.«

Und als der Chirurg der Jägerzeile ſich eben d'ran machte, über dieſen andern Grunde nachzudenken, bemerkte er Folgendes:

In der zweiten Etage ihm gegenüber öffnete ſich ein Fenſter und eine ſchöne junge Frau ſah heraus.

Wir wiſſen bereits, daß dort Thamar wohnte.

Jodler, im Fortgehen ſich Thamars entſinnend, bog den Kopf nach rückwärts und ſchaute nach ihrem Fenſter.

Die Jüdin nickte lächelnd mit dem Kopfe und Jodler grüßte noch einmal zum Abſchiede.

Herr Winniwall machte einen Luftſprung, ſchnalzte mit dem Daumen und Mittelfinger der linken Hand und murmelte:

»Hoh hoh, was iſt das? Alſo hier holt der Jodl den Moſt; das will ich mir merken. Ein Abſteigquartier bei einer Jüdin, pfui und noch einmal pfui! Warte nur, Du Pfuſcher, Du Schandfleck der ganzen ehrbaren Zunft, Dir will ich's einbrocken! He, Gehilfe, bringt mir den Ausgehrock, die Perrücke, den Hut und das Hiſpaniarohr, ich muß eilends in die Stadt. Warte nur, Jodel, ich werde der Frau Eleonore einige Flöhe ins Ohr ſetzen, an die Du dein Leben lang denken ſollſt!«

Herr Winniwall declamirte dieſe Worte mit jenem Pathos, den unſere Bühnen-Ferdinande gewöhnlich anwenden, wenn ſie die Worte ſprechen: »Indeſſen erzähle ich der Reſidenz eine Geſchichte, wie man Präſident wird.« Dann

kleidete er ſich an und eilte auf die Mehigrube um dort noch vor ſeinem Feinde anzukommen.

Armer Jodler!

Das eben iſt der Fluch der böſen That, daß ſie fortzeugend Böſes muß gebären.

X.

Ehret die Frauen, ſie flechten und weben himmliſche Roſen in's irdiſche Leben.

Jodler, ohne zu ahnen was kurz vor ſeiner Rückkehr ſich zu Hauſe begeben, trippelte wohlgemuth in den Laden und fragte den Gehilfen, ob die Frau zu Hauſe? die Antwort lautete bejahend.

Jodler macht ſich's bequem und verfügte ſich dann nicht etwa zu ſeiner Gattin, ſondern in die dritte Etage, um ſeine polniſche-Bekannte bei der Hebamme einzumiethen. Das Geſchäft war bald in Ordnung gebracht, die alte Frau erhielt die Adreſſe ihrer Miethpartei und dazu den Auftrag, ſich hinaus in die Jägerzeile zu begeben und dort die Dame zur Beſitznahme der Wohnung einzuladen.

Nach glücklicher Beendigung dieſer Angelegenheit ſtieg Jodler wieder die drei Treppen hinab.

Frau Eleonore machte ein Geſicht, als ob Herr Winniwall aus der Jägerzeile ihr nicht einige Flöhe, ſondern einige Dutzend Teufel ins Ohr geſetzt hätte.

Sie hörte ihren Mann nach Hauſe kommen, beobachtete ihn, wie er in die dritte Etage hinaufging, und ihr Gehirn brütete neue Gedanken aus, in ihrer Seele ſtieg neues Entſetzen auf.

»Was iſt das?« murmelte ſie, »er kommt aus der Jägerzeile, wo er im zweiten Stockwerk eine Stunde lang bei einer Jüdin verweilt, und jetzt ſteigt er in den dritten Stock hinauf zur alten Hebamme. Sollte jene Jüdin bereits in der Lage ſeyn, dieſe Hebamme —?«

Frau Eleonore vermochte den entſetzlichen Gedanken nicht auszudenken, ſie ballte blos ihre Fäuſte, — ach, ſie beſaß deren leider nur zwei — und ſchüttelte ſie in der Luft, wie man eine Arzneiflaſche rüttelt, bevor man eine Doſis ins Glas mißt.

»Warte, Chriſtoph,« fuhr die feiſte Barbierin nach einer Pauſe zu murmeln fort, »ich will Dir's einbrocken, ſo dick, daß Dir die Koſt im Schlunde ſtecken bleiben ſoll; vorerſt will ich die Augen aufthun und ſehen, was da vorgeht. Ich will lauſchen, horchen, lauern. Kein Zug meines Geſichtes ſoll verrathen, was in mir vorgeht; kein Laut meines Mundes ſoll andeuten, daß ich von ſeinem Treiben in der Jägerzeile Kenntniß beſitze. Aug' für Aug', Heuchelei für Heuchelei! Das Donnerwetter ſoll plötzlich über ihn hereinbrechen, aus ſcheinbar heiterem Himmel ſoll es kommen und ſoll den Sünder zermalmen nach Gebühr und Verdienſt!«

Nach dieſem verhängnißvollen Vorſatze bezwang Frau Eleonore ihren Grimm, die Wolken von der Stirn wurden gebannt, die Miene mußte ſich freundlicher zeigen, ein freilich gezwungenes Lächeln begann die welken Lippen zu umſchweben, und mit dieſer erheuchelten Außenſeite trat ſie dem Gatten entgegen.

Jobler kam wohlgemuth und arglos wie ein Kind im Gewande der Unſchuld in die Stube getrippelt und ſagte:

»Grüß Dich Gott, liebe Lor'l.«

Frau Eleonore nickte ihm lächelnd zu und erwiederte:

»Schönen Dank, lieber Chriſtoph.«

Der Chirurg begann Hut, Stock und Rock wegzulegen, dabei ſagte er, ſich wie gewöhnlich entſchuldigend: »Ich bin ein wenig lange ausgeblieben.«

»Was liegt daran? Das Geſchäft darf nicht vernachläſſigt werden.«

»So denk' auch ich. Ich war in der Leopoldſtadt.«

»Deine Praxis gewinnt immer mehr an Ausdehnung.«

»Man fängt an berühmt zu werden.«

»Gratulire, lieber Chriſtoph, gratulire.«

»Ich gebe mir viele Mühe und der liebe Gott ſteht mir gnädig bei; wo ich nicht ausreiche, hilft er mir. Solch einen ärztlichen Gehilfen kann man ſich ſchon gefallen laſſen. Darum baue ich auch auf ihn, laſſe ihn ſchalten und walten nach Belieben und denke mir: er nimmt entweder die Krankheit oder den Patienten zu ſich; in beiden Fällen iſt uns geholfen, mehr zu begehren wäre unbillig.«

»Du biſt heute ſehr gut gelaunt, lieber Mann; Du haſt vermuthlich wieder eine gefährliche Operation glücklich vollbracht?«

»Du irrſt Dich, liebe Lori; es hat ſich blos um einen Aderlaß gehandelt,« log der Chirurg.

Die Gattin durchbohrte ihn mit einem Schlangenblick und ſagte:

»Ein Aderlaß? Wo? Bei wem?«

»Der Patient iſt ein reicher Grieche in der Jägerzeile, der ſich jährlich wenigſtens einmal zur Ader laſſen muß. Ich gewann mit ihm eine zwar kleine, aber ſichere Jahresrevenue.«

Da Frau Eleonore ihre Lippen geſchloſſen hielt, ſo ſtand

es ihr frei, hinter ihnen nach Belieben mit den Zähnen zu knirſchen, was ſie auch that.

»Der Lump lügt wie gedruckt,« grollte es in ihrem Innern; »welch ein Abgrund von Verworfenheit ſteckt in dieſem Menſchen! Er hat einem Griechen zur Ader gelaſſen! O, ich kenne dieſe Griechen, denen das Kreuz verhaßt iſt; ich kenne ſeine ſündige Praxis. Doch das Ende aller Tage iſt noch nicht gekommen, dem Betrug folgt die Rache auf dem Fuße, dem Verbrechen die Strafe.«

Nach dieſem ſtillen, verhängnißſchweren Beſchluſſe ſagte ſie laut:

»Man muß Dir Gerechtigkeit widerfahren laſſen, lieber Chriſtoph, daß Du in deinem Geſchäfte ſehr thätig biſt; doch möchte ich Dich gebeten haben, Dich nicht zu ſtark anzuſtrengen und deine Geſundheit zu bedenken. Du biſt an Jahren ſchon vorgerückt, in deinem Alter iſt's gefährlich, ſich zu viel aufzubürden, ſey es nun in der einen oder andern Weiſe.«

Jodler, ohne das Gift zu ahnen, welches dieſe Roſenblätter verhüllten, erwiederte gutmüthig: »Sey außer Sorge, liebe Lorl, ich bin ja Arzt und weiß wie weit man gehen darf, ohne ſich zu ſchaden. Ich bin zwar kein junger Menſch mehr, darin haſt Du Recht, allein ich verſichere Dich, daß ich ſchon noch einen Puff vertrage. Man hat ſich in ſeiner Jugend geſchont und die ſiebenjährige Kriegspraxis hat mich auch nicht mitgenommen. Ich fühle mich noch ſtark genug, eine dreimal größere Zahl von Patienten, wie ich ſie wirklich beſitze, zu übernehmen und wohnten ſie alleſammt in den zweiten und dritten Stockwerken. Ich bin hageren Körperbaues und die Mageren halten immer länger aus als die Fetten.«

»Der Elende!« dachte die feiſte Gattin wieder, »er ſpekulirt ſchon auf meinen Tod, jetzt hat er ſich ganz und gar

verrathen. O, o, in welcher Gefahr befand ich mich, ohne daß mein Taubengemüth es ahnte! er iſt im Stande mich zu vergiften, wenn ich der Jüdin nicht bald Platz mache.«

Es fehlte wenig, ſo hätten Angſt und Wuth die freundliche Maske verweht und das Antlitz der Furie zum Vorſchein kommen laſſen, allein Frau Eleonore fühlte das Ende ihrer Verſtellung herannahen und machte ſich bei Zeiten aus der Stube, bevor noch die Leidenſchaft den Verſtand völlig unterjochte.

Und Jobler merkte noch immer nichts, der ſchlaue, bedächtige Mann, der auf Mirogrod und in Warſchau ſo mannigfache Beweiſe von Verſtand geoffenbart hatte, er war heute wie mit Blindheit geſchlagen, er ſah und hörte nur äußerlich.

Der Nachmittag ging zu Rüſte.

Der Chirurg, die Hände in ſeinen Taſchen, ſtand behaglich vor ſeinem Laden und ſah dem lebhaften Treiben auf der Mehlgrube zu.

Frau Eleonore hütete wie ein Argus ihren Mann und die Hausthüre.

Auf einmal hörte ſie eine Männerſtimme, die den Gatten grüßte. Flugs ſtand ſie dieſem zur Seite.

Jobler ſtellte ſeine Frau und den Herrn einander vor:

»Herr Pawlow, ein Kunſtgenoſſe aus Polen, — meine liebe Gattin Eleonore!«

Verbeugung von dem Erſteren — Knix von der Letzteren.

»Es freut mich,« ſagte der polniſche Barbier, »daß ich die Ehre habe, Frau Joblitzki kennen zu lernen.«

Bei dieſem Namen glotzte Dame Eleonore den Polen an und antwortete pikirt:

»Entſchuldigen Sie, mein Herr, ich nenne mich nicht Frau von Jodlitzki, ſondern Frau von Jodler.«

Der Wienerchirurg beeilte ſich für ſeinen polniſchen Kunſtgenoſſen das Wort zu ergreifen, indem er ſeiner Gattin das Räthſel des doppelten Namens löſte.

Eleonore ſtellte ſich als ſey ſie durch das, was ſie vernahm, vollkommen befriediget, im Innern jedoch murmelte ſie: »Der Elende führt demnach zwei Namen und für jeden beſitzt er eine Frau. Ich bin die Jodler und die Andere iſt die Jodlitzki!«

Pawlow begann von Jodler's polniſchen Reiſeabenteuern zu ſprecheu, die jedoch von der Dame mit großer Kälte aufgenommen wurden, da ſie ſelbe ſchon in den Honigwochen ihres Eheſtandes zur Genüge gehört hatte.

Jodler warf ſeinem Kunſtgenoſſen mehre ſehr beredte Blicke zu, die dieſer verſtand, denn er empfahl ſich bald darauf und Jodler begleitete ihn einige Schritte vom Hauſe hinweg.

»Zum Teufel, Freund Jodlitzki,« fuhr ihn der Patriot an, »wo hattet Ihr eure Augen, als Ihr dieſe Frau zum Weibe nahmt?«

»Ich will's bekennen,« antwortete der Wiener aufrichtig, »meine Augen waren einzig und allein auf jene gelbe Schüſſel gerichtet, die Ihr dort angenagelt ſeht.«

Dabei deutete er auf die große Meſſingſchüſſel, welche dem Barbierladen als Aushängſchild diente.

Pawlow gab ſich mit dieſer Aufklärung zufrieden und ſprach weiter zu Jodler:

»Jetzt vernehmt, was mich noch heute zu Euch führt. Ich komme von der Gräfin Kaſſakowska. Sie wird mit Anbruch der Dunkelheit die Jägerzeile zu Fuß verlaſſen und ſich hieher begeben. Sie läßt Euch erſuchen, im Hauſe aufmerkſam zu bleiben und dafür zu ſorgen, daß ihre Ankunft ſo viel als möglich verborgen bleibe.«

Jobler verſprach dies wohl und ertheilte, in das Haus zurückkehrend, darauf zielende Befehle, allein der Mann denkt und das Weib lenkt.

Mägde, Gehilfen und Lehrlinge konnten wohl entfernt werden, allein der Gattin zu gebieten oder ſie nur zu leiten, das lag außerhalb der Macht des Chirurgen.

Eleonore, ahnend, daß etwas vorgehe, was man ihr zu verheimlichen ſich beſtrebte, griff zu einer Liſt.

Sie ſtellte ſich fügſam, ſchützte jedoch einen Beſuch im Nachbarhauſe vor und begab ſich dahin.

Jobler dankte dem Himmel für den Zufall, der ſeine Gattin ſich entfernen ließ; dieſe blieb indeſſen bei der Nachbarin auf der Lauer, und gewahrte zu ihrem Entſetzen nach einer halben Stunde Lauerns eine ſchwarzgekleidete, tiefverſchleierte Frau in das Haus ſchlüpfen.

Nun glaubte ſie genug zu wiſſen. Jede Fiber ihres Leibes kochte Rache.

XI.

Thamars Beſuch im Judenhoſpital in der Roßau.

Zwei Frauengeſtalten, die ſich von der Leopoldſtadt, den Donauarm überſchreitend, in die Roßau begeben, ziehen unſere Aufmerkſamkeit auf ſich.

Wenn wir unſeren Leſern ſagen, daß das Ziel der Frauen das Judenhoſpital in der letzteren Vorſtadt iſt, ſo werden ſie leicht errathen, daß ſie Thamar und deren Muhme vor ſich haben, und daß der Zweck dieſes Ganges Niemanden galt, als dem kranken Nathan Tomerein, dem Gatten der Erſteren.

Geſtern erſt hatte die unglückliche Frau durch Jodler die unangenehme Kunde erhalten, und heute ſchon drängte das Mitleid ſie, den Kranken aufzuſuchen, um ihm, ſo viel ſie vermochte, beizuſtehen.

Der Leſer möge an die Vergangenheit denken, und er wird leicht ermeſſen können, welcher Art die Gefühle waren, die Thamar ſeit geſtern durchwogten.

Wir enthalten uns um ſo lieber einer Darſtellung ihres Gemüthszuſtandes, da wir ohnedem ſogleich Zeugen der Scene zwiſchen beiden lang getrennten Gatten ſeyn werden.

Nathan Tomerein ahnte nicht, welch ein Beſuch ihm bevorſtand; er befand ſich ſehr leidend und hatte die Augen geſchloſſen, als Thamar und ihre Muhme in die Krankenſtube traten.

Die Gattin erſchrak, als ſie die Veränderung gewahrte, welche Gram, Sorge und Entbehrung an dem Aeßeren des einſt ſo kräftigen Mannes herbeigeführt hatten.

Sein Haar war gebleicht, ſein Antlitz abgemagert und durchfurcht, das Athletiſche ſeiner Geſtalt verſchwunden.

Leiſen Schrittes, die mitleidsvollen Blicke auf den Kranken gerichtet, näherte ſich Thamar der Leidensſtätte und ließ ſich erſchöpft auf dem Stuhle nieder, der daneben ſtand.

Das Rauſchen ihrer Gewänder machte, daß der Kranke die Augen öffnete und eine fieberiſche Röthe, welche ſein Antlitz übergoß, verrieth, daß er ſeine Gattin erkannt habe.

Er verſuchte zu lächeln, aber ein Schluchzen trat an deſſen Stelle, er ſtreckte die zitternde Hand gegen Thamar aus und ſie reichte ihm die ihrige.

»Faſſe Dich, Nathan,« flüſterte ihm die Gattin zu, »ich habe von deinem Hierſeyn Kunde bekommen, und von dem Unglücke, welches Dich auf der Straße traf, und ich begab mich hierher, um Dir beizuſtehen, wie es das Gebot der Religion und der Menſchlichkeit erheiſcht.«

»Dein Anblick, Thamar,« verſetzte der Kranke, »iſt das erſte Freudenblümchen, welches ſich ſeit Jahren auf meinem verdorrten Lebensplan wieder ſehen läßt. Ich danke Dir dafür, Du haſt einem am Grabesrande ſtehenden Greis eine Freude bereitet, deren Größe Du nicht ermeſſen kannſt.«

»Ich begreife deine Freude,« erwiederte Thamar mit Gefühl; »in der Fremde, auf das Krankenlager hingeworfen, iſt es jedem Menſchen doppelt angenehm, von dem Beſuche einer Verwandten überraſcht zu werden.«

»Einer Verwandten?« fragte Nathan mit einem Tone, der nicht etwa einen Vorwurf enthielt, ſondern den Ausdruck der freudigſten Ueberraſchung.

»Bin ich es etwa nicht?« antwortete ſie gelaſſen, »bin ich nicht dein Weib? Wohl ſind acht Jahre verfloſſen, ſeitdem ich getrennt von Dir lebe allein ich kann ruhig die Hand an mein Herz legen und vor Gott bekennen: »Ich bin noch dein Weib, wie ehedem!« Ich bin nicht frei von Schuld, aber wo gibt es einen Menſchen, der vor Gottes Prüfung ohne Hehl beſtünde? Höre mich an, Nathan. Stündeſt Du vor mir, wie ehedem, reich, angeſehen, in voller Lebenskraft, keine Macht der Welt hätte mich zu einer Erklärung vermocht, wie ich ſie vor Dir in dieſer Stunde ablege, um mich in deinen Augen zu rechtfertigen. Ich habe dein Haus nicht mit meinem Willen verlaſſen, ſondern wurde von ruſſiſchen Anhängern gewaltſam aus Kaminietz entführt, weil man mich für die Gräfin Kaſſakowska hielt. Aus der Gewalt meines Räubers befreit, ſtand es mir wohl frei, in dein Haus zurückzukehren, ich zog es jedoch vor, mich zu meiner Muhme zu begeben. Der Gründe dafür gab es mehre. Du wirſt mir zugeſtehen, daß trotz meiner Schuldloſigkeit der böſen Nachrede ein großer Spielraum geboten blieb, wenn ich nach wochenlanger Entfernung in dein Haus zurückgekehrt wäre. Die Einen hätten meinen Worten nicht geglaubt und mich im Verdachte eines Einverſtändniſſes mit Gideon gehalten, die Andern würden meine Standhaftigkeit während der Zeit meiner Gefangenſchaft bezweifelt haben; dazu deine Mutter, die mich mit tödtlichem Haſſe verfolgte und jede Gelegenheit benützte, mir vorzuwerfen, wie ich durch die unglückſelige Wahl ihres Sohnes zu Anſehen und Wohlhabenheit gelangt ſey; wenn Du dies Alles zuſammenfaſſeſt, ſo wirſt Du meine Reiſe nach Warſchau ſtatt nach Kaminietz begreiflich finden. Daß ich, als ich deine Gattin wurde, mehr dem Zureden und dem Wunſche meiner Mutter, als dem Gefühle meines Herzens folgte,

daraus habe ich vor Dir nie ein Hehl gemacht, ich liebte Gideon, bevor ich daran dachte, dein Weib zu werden; trotzdem wäre der Friede unſeres Hauſes nicht geſtört worden, hätte deine Mutter mein Herz nicht verbittert, meine religiöſe Neigung nicht verſpottet, mich nicht gepeinigt und in einer Weiſe zu meiſtern geſucht, die ich ſelbſt mit der größten Ergebenheit und Geduld nicht mehr ertragen konnte. Die Gefühle meines Herzens liegen vor Dir offen und ich bekenne, daß ich mit Gideon im brieflichen Verkehre ſtand, betheuere jedoch, daß ich ihn ſeit jener Nacht nicht ſah und nicht ſprach, wo er im Kaminietzer Schulhofe gefangen ſaß, weil er das Verbrennen des Talmuds veranlaßt hatte.«

»Ach, wenn er nur das nicht gethan hätte!« ſtöhnte der Kranke.

»Was gekommen iſt,« entgegnete Thamar traurig, »wäre auch dann nicht ausgeblieben. Wo einmal die Erbitterung religiöſen Streites Platz gegriffen, dort rollt das Unheil fort, es fehlt nie an Anläſſen, die ihm die erſte Bewegung mittheilen; wär's nicht der eine geweſen, ſo wär' ein anderer gekommen. Ihr waret unduldſam und wolltet den Gegnern eure Ueberzeugung aufdringen, daraus entſprang das Unglück. Doch laſſen wir die Vergangenheit, ſprechen wir nicht von ihr —«

»Du irrſt, Thamar,« nahm jetzt der Kranke das Wort, »gerade die Vergangenheit iſt's, von der wir reden müſſen, wollen wir zur Erkenntniß unſerer Irrthümer gelangen. Einen großen Theil der Schuld an jener Verfolgung der Sabbathianer trage ich und Gottes Strafe iſt nicht ausgeblieben. Der Wohlſtand meines Hauſes iſt vernichtet, meine Mutter ſtarb eines gewaltſamen Todes, Gideon, den ich aus Eiferſucht bitter verfolgte, rettete mir das Leben, und Du,

die in meinem Hauſe nur Thränen fand, ſteht tröſtend am Krankenlager des Verlaſſenen. So ändern ſich die Geſchicke, ſo vollziehen ſich die ewigen Rathſchlüſſe Gottes. Jene Männer, die der Fluch der Synagoge traf, ziehen wie Fürſten in Pracht und Glanz von Stadt zu Stadt und wir, die wir den Worten des Geſetzes unſer »Amen« nachbeteten, wir ſind zu Grunde gegangen, wie Steine, die man in den Fluß wirft. Ueber mich, Thamar, iſt das Aergſte gekommen; glaub' mir, Weib, das Allerärgſte! Und dennoch verzweifle ich an Gottes Gerechtigkeit nicht, dennoch trage ich die Ueberzeugung in mir, daß mein Glaube ein heiliger, ein heilbringender iſt, geoffenbart unter Donner und Blitz zwiſchen Wettern und Flammen. Die göttliche Strafe kam über mich, nicht wegen dem, was ich that, ſondern wegen der ſündigen Gefühle, die mich dazu trieben. Hätte ich nicht aus Eiferſucht, ſondern aus reinem Glaubenstrieb gehandelt, all das Uebel wär über mich nicht gekommen.«

Der Kranke, von der Gefühlsaufregung erſchöpft, vermochte nicht weiter zu ſprechen, Thamar bat ihn, ſich zu ſchonen und um ihm dazu Gelegenheit zu bieten, begann ſie ihre bisherigen Erlebniſſe zu erzählen, denen Nathan mit großem Intereſſe zuhörte.

Als er ſpäter auch von ſeinen Schickſalen zu ſprechen begann, bat Thamar ihn, davon abzulaſſen und ſeine wenigen Kräfte nicht noch mehr zu erſchöpfen.

»Ich werde Dich ja täglich beſuchen,« ſagte ſie, »Du ſollſt mir deine Erlebniſſe ſpäter einmal mittheilen, vor der Hand erheiſcht es die Nothwendigkeit, Dich zu ſchonen.«

Der Kranke fügte ſich und wurde nun von Thamar auch mit ihrer Muhme bekannt gemacht, welche es ſich nicht nehmen ließ, für einige Erfriſchungen und größere Bequem-

lichkeiten des Kranken zu ſorgen, was der ehemalige Dajan der Kaminietzer Gemeinde nach längerem Widerſtreben annahm.

Die erſte Zuſammenkunft der lange getrennten Gatten ging zu Ende, Thamar ſchied mit dem Verſprechen, am nächſten Tage wieder zu kommen.

Bevor ſie jedoch das Hoſpital verließ, begab ſie ſich zu dem Arzte der Anſtalt, um ihn wegen dem Zuſtande ihres Gatten zu befragen. Dieſer zog die Schultern bedenklich in die Höhe und antwortete: »Meine Pflicht erheiſcht, alle Mittel anzuwenden, welche die Wiſſenſchaft für ähnliche Fälle vorſchreibt; erweiſen ſie ſich erfolglos, dann bleibt nur noch die Hoffnung auf die wunderſame Kraft der Natur übrig; ob dieſe bei Ihrem Manne ausreicht, wird ſich erſt zeigen.«

XII.

Frau Eleonore Jodler tritt als Anklägerin auf.

Von dem Augenblicke an, wo Frau Eleonore Jodler die ſchwarzgekleidete, tief verſchleierte Frau im Hauſe wußte, hatte ſie keine Raſt und keine Ruhe.

Die Eiferſucht durchflammte ihr ganzes Weſen, der Durſt nach Rache erfüllte ihre Seele.

Sie hatte ihren Mann von der ſiebenjährigen Kriegsſtraße aufgeleſen, vom ruſſiſch-polniſchen Staube gereiniget, zu ſich emporgehoben und wohlhabend gemacht und nun war dieſer Jodler ſo undankbar, ſo gewiſſenlos, ſo frech, eine Jodlitzki ins Haus zu bringen, eine jüdiſche Geliebte neben ſeiner chriſtlichen Frau!

»Der Weg bis in die Jägerzeile,« räſonnirte die feiſte Barbierin, »iſt ihm bereits zu beſchwerlich geworden, er macht ſich's bequemer und nimmt ſich die Geliebte ganz und gar ins Haus. Und zu wem hat er ſie gebracht? Zur Hebamme. Natürlich! Chirurg und Hebamme arbeiten ſich wechſelweiſe in die Hände, ſtecken unter Einer Decke und wann Eines von ihnen das »Vaterunſer« betet, hat das Andere das »Amen« dazu in Bereitſchaft. Aber das Sündenvolk wird ſich hüten an ein chriſtlich Gebet zu denken, ſo lange die jüdiſche Natter oben herumkriecht und dem neuen Adam mit beleidigender Umgehung ſeiner ihm ehrlich angetrauten Eva einen Apfel um den andern reicht. So was ertrage wer da kann, ich vermag's nicht! Dem falſchen Paradieſe bei der Hebamme muß ſchleunig ein Ende gemacht werden; da der liebe Gott noch immer zögert, ihm zuzurufen: »Adam, wo biſt Du?« ſo will ich ihm entgegendonnern: »Du Lump, wo ſteckſt Du?« ich will ihn mit flammenden Schwertern aus ſeinem ehebrecheriſchen Paradieſe treiben, er ſoll daran denken ſo lange er zur Aber läßt, das heißt, ſo lange er lebt.«

Nach dieſem fürchterlichen Vornehmen kam die Frage des »Wie« zur Ueberlegung.

Dame Eleonore ſann hin und her; anfangs gedachte ſie ſich einer überraſchenden, dem Betroffenen jederzeit ſehr unliebſamen Ueberrumplung zu bedienen, dann neigte ſie ſich einem offenen ſturmartigen Angriffe zu, endlich verwarf ſie beides und entſchloß ſich zu einem hinterliſtigen Verfahren, von dem ſie ſich eine um ſo größere Wirkung verſprach, da weder Jobler noch die vermeintliche Jüdin darauf vorbereitet ſeyn konnten.

Die Eiferſüchtige ſäumte nicht lange, zur Ausführung ihres Vorſatzes zu ſchreiten.

Eines Vormittags schützte sie einen nothwendigen Ausgang vor und verließ sorgfältig gekleidet das Haus, um sich geraden Weges zu Seiner Gnaden dem Hofrath Beer zu begeben, dessen Schutz und Hilfe sie anzuflehen gedachte.

Jetzt dürfen wir es offenbaren; als die zürnende Frau von flammenden Schwertern sprach, die ihren Mann aus dem ehebrecherischen Paradiese treiben sollten, dachte sie an die Polizei.

Zum tiefsten Bedauern Eleonorens konnte sie ihre Zuflucht nicht mehr zur Keuschheitscommission nehmen, wo ihr sicher eine glänzende Satisfaction geworden wäre, allein seit der Mitregentschaft Kaiser Josephs war dieses Institut außer Wirksamkeit gesetzt und die Barbierin mußte sich daher begnügen, ihr Anliegen dem Polizeidirector ans Herz zu legen, damit er sie in ihren ehelichen Rechten schütze.

Herr von Beer zeichnete sich äußerlich durch ein barsches, finsteres Wesen aus; er war derb, gerade aus, ohne Umschweife, wer ihn jedoch näher kannte, fand bald manche schätzenswerthe Eigenschaften, die besonders in dem Amte, das er begleitete, doppelt lobenswerth waren.

Wir werden ihn sogleich näher kennen lernen.

Als die dicke Klägerin in seine Amtsstube trat, hoben sich die buschigen Brauen, die seine Augen beschatteten, ein wenig in die Höhe; er sah die Frau an und ohne seinen Sitz zu verlassen, fragte er lakonisch: »Was wollt Ihr?«

Die Dame erwiederte noch lakonischer: »Recht!«

»Kann mir's denken,« fuhr der Polizeiherr sie barsch an, »die Weiber wollen immer Recht haben.«

Dieses Wortspiel brachte die Klägerin ein wenig aus der Fassung, aber nur ein wenig; sie sammelte sich augenblicklich und erwiederte: »Um Vergebung, Euer Gnaden,

Herr Hofrath, ich behaupte nicht Recht zu haben, ſondern erwarte erſt Recht zu bekommen.«

»Wenn Ihr es verdient, ſoll es Euch werden.«

»Ich küß' die Hand im Voraus.«

»Wer ſeyd Ihr?«

»Ich bin die Chirurguſſin von der Mehlgrube.«

»Euer Name?«

»Frau Eleonore Jodler.«

»Jodler — Jodler — der Name iſt mir unbekannt. Ich kenne wohl einen Barbier Jodl —«

»Der iſt mein Mann,« fiel ihm die Dame ins Wort; »er hat aber aus dem Jodl einen Jodler gemacht, von wegen der Spottſüchtigen, die ſich über den Namen luſtig machten, ſo daß wir jeden Augenblick den Jodl auf der Schüſſel hatten.«

»Was liegt an dem Jodl, wenn nur der Barbier was taugt.«

»Wahr bemerkt, Euer Gnaden, Herr Hofrath; leider Gottes taugt aber der Barbier gar nichts.«

»Wie? Ihr ſelbſt gebt eurem Manne ſo ſchlimmes Zeugniß?«

»Soll ich ihm vielleicht ein gutes geben, da er's nicht verdient?«

»Er verſteht alſo ſein Gewerbe ſchlecht? Sonderbar! Ich hätte ihm Beſſeres zugetraut, da er doch, ſo mir erinnerlich, den ganzen ſiebenjährigen Krieg mitgemacht hat.«

»Daß ſich Gott erbarme! Der ſiebenjährige Krieg iſt es eben, der ihn auf Abwege gebracht hat.«

»Er wird doch keine Neuerungen im Geſchäft einführen?«

»Und welche Neuerungen! Er nimmt ſich zwei Frauen ſtatt einer.«

»Ihr kommt alſo nicht über den Barbier ſondern über den Ehemann zu klagen?«

»So iſt es, Euer Gnaden Herr Hofrath.«

»Ihr ſpracht vorhin von zwei Frauen.«

»Ja, der Erbärmliche hat ſich eine zweite ins Haus genommen.«

»Das iſt gar abſcheulich! Will dieſer Jodl ein zweiter Graf von Gleichen werden?«

»Solch ein Verfahren iſt ohne Gleichen!«

»Kaum glaublich! Euer Mann iſt doch ein magerer, ſchwächlicher Menſch —«

»O, Euer Gnaden, die Mageren ſind tauſendmal ſchlimmer als die Fetten.«

»Und wer iſt dieſe Zweite, die Euch in euren Eherechten kränkt?«

»Eine Jüdin.«

»O, o!«

»Salva venia! eine polniſche Jüdin, mit Reſpect zu vermelden.«

»Warum denn salva venia?« meinte der Hofrath, »es ſoll unter den polniſchen Jüdinnen ſehr hübſche geben.«

»Ach, Euer Gnaden Herr Hofrath,« begann die Barbierin zu weinen, »ſo ſprechen Sie? Ich kam hierher, um bei Ihnen Troſt und Schutz zu finden, und eine hochlöbliche Polizei verwundet mich noch mehr?«

»Still, hier wird nichts geflennt; man wird Ihr helfen und damit Punctum. Erzählt mir den Hergang, wie jenes Weib ins Haus kam, was Euch von ihr bekannt iſt u. ſ. w.«

Frau Eleonore beeilte ſich dem Polizeiherrn was ſie wußte mitzutheilen, von dem Erſcheinen des Herrn Winni-

wall aus der Jägerzeile bis zu dem Augenblicke, wo die ſchwarzgekleidete Frau ins Haus kam.

Als Herr von Beer von dem Hauſe in der Jägerzeile hörte, wo Jobler zu Beſuche war, ſteigerte ſich ſein Intereſſe und er widmete der Mittheilung die geſpannteſte Aufmerkſamkeit.

Nachdem die Barbierin mit der Darſtellung zu Ende gekommen war, ſagte der Hofrath ernſt zu ihr:

»Ich muß Euch auffordern, die Fragen, die ich jetzt an Euch richten werde, kurz, bündig und der Wahrheit getreu zu beantworten. Euer Mann hat ſich, bevor er nach Wien zurückkehrte, mehre Jahre lang in Polen aufgehalten?«

»So iſt es, Euer Gnaden. Von dort her rührt ja die Bekanntſchaft mit ſeiner zweiten Frau.«

»Hat er ſeitdem mit einem Polen in Verbindung geſtanden?«

»Mit einer Polin, ja! Er brachte ſie mit ſich nach Wien.«

»Empfing er in den letzten Tagen polniſche Beſuche?«

»Ja, er ſprach vor unſerem Laden mit einem Manne, den er Pawlow nannte.«

»Pawlow, richtig, ſo heißt der Vogel.«

»Und die Jüdin,« ergänzte die Klägerin, »nennt ſich Thamar.«

»Der Name iſt nur angenommen.«

»Kann mir's denken, ihr wirklicher Name wird muthmaßlich Frau von Joblitzki ſeyn. So nannte ſich nemlich mein Mann während ſeines Aufenthaltes in Polen.«

»Zum Teufel, wie viele Namen hat ſich denn dieſer Barbier angeeignet? Jobl, Jobler, Joblitzki. Euer Mann muß ein ſtaatsgefährlicher Menſch ſeyn!«

»Ob er für den Staat gefährlich ist, weiß ich nicht, daß er es aber für Frauen ist, möcht' ich beschwören.«

»Ihr haltet die schwarzgekleidete Frau, die jetzt bei der Hebamme wohnt, für eine Jüdin?«

»Ich bin dieser Meinung.«

»Ihr irrt Euch; jene Frau ist eine Christin.«

»Euer Gnaden müssen das besser wissen als ich; allein angenommen, daß dem so ist, was ändert das an meiner gekränkten Lage? Ob Jüdin oder Christin, sie bleibt immerhin seine zweite Frau.«

»Auch darin irrt Ihr Euch; jene Frau kann nicht die Geliebte eures Mannes seyn.«

»Sie kann nicht? Warum kann sie nicht?«

»Weil sie eine hochgestellte Dame ist.«

»Um Vergebung, Euer Gnaden, den Grund lasse ich nicht gelten. Hochgestellte Frauen haben sich schon in Hetzmeister und Seiltänzer verliebt, folglich —«

»Ich sage Euch,« unterbrach sie Herr von Beer ärgerlich, »die in Rede stehende Dame führt andere Dinge im Kopfe und denkt nicht an Liebeleien. Eure Eifersucht ist in Bezug auf sie grundlos, euer Mann steht mit ihr in keinem Liebes-, sondern in einem anderen viel gefährlicheren Verhältnisse.«

»Für mich, Euer Gnaden, kann es nichts Gefährlicheres geben.«

»Begebt Euch ruhig nach Hause und verrathet mit keinem Laute, wo Ihr gewesen. Ich werde thun, was meines Amtes ist, Euch soll Beruhigung und wenn Ihr im Rechte seyd, auch Genugthuung werden.«

Die Barbierin machte mehre sehr zierliche Knixe und verließ, sich in Devotion empfehlend, beruhigt und hoffnungsvoll die Amtsstube.

Die Folgen dieses Schrittes ließen nicht lange auf sich warten.

XIII.

Versöhnung, Scheiden und Wiederfinden.

Die Anwesenheit Frank's in Wien, so wie der traurige Zustand ihres unerwartet eingetroffenen Gatten verscheuchten die Ruhe, deren sich Thamar bis jetzt erfreute.

Seit Jahren den stillen Kummer einer freiwilligen Trennung von dem Geliebten duldend, hatte sie sich in den tröstenden Gedanken auf die Zukunft so hineingelebt, daß der Lebensstrom in gleichmäßiger Ruhe dahinfloß und ihr Seelenfriede kaum gestört wurde.

Plötzlich aber trat eine zweifache Störung ein, von zwei Seiten nahte der Wind, der den bisher glatten Spiegel zu kreiseln, die Wellen heftiger aufzuwühlen begann.

Frank traf mit zahlreichen Begleitern in Wien ein, darunter befanden sich mehre, die Thamar von Kaminietz aus kannte.

Die Anwesenheit dieser Personen, obwohl sie mit noch keiner von ihnen gesprochen, fachte die Erinnerung an die Heimat lebhafter an.

Gideon, wie sie aus seinen Briefen wußte, gehörte zu den Vertretern des Meisters und sollte ehestens ebenfalls in Wien eintreffen.

Die Liebenden hatten sich zwar schon früher das Wort

gegeben, ſich zu meiden, ſo lange der Gatte Thamars lebte, allein wird Gideon auch jetzt der mächtigen Verſuchung ſie zu ſprechen widerſtehen können? Wird er die Kraft beſitzen, ſeinem Worte treu zu bleiben?

Das zweite Ereigniß, die Ankunft und Erkrankung ihres Gatten war nicht minder geeignet, ihre Ruhe zu trüben, außerdem aber auch ihr Kummer zu bereiten.

Zu ihrem Lobe ſey es geſagt, daß von dem Augenblicke an, wo Jobler ihr die betreffende Kunde brachte, ihre Gedanken ſich faſt ausſchließlich mit ihrem Manne beſchäftigten, und daß ſie von ihrem erſten Beſuche an, deſſen Zeugen wir waren, täglich mehre Stunden im Hoſpitale an der Seite des Kranken zubrachte.

Hätten ihre Theilnahme, Fürſorge und Pflege hingereicht, die verlorne Geſundheit wieder zu erringen, Nathan Tomerein wäre ohne Zweifel geneſen, ſo aber dienten ſie blos dazu, ihm die Leiden weniger ſchmerzlich erſcheinen zu laſſen, die bitteren Stunden in etwas zu verſüßen; der Zuſtand des Kranken verſchlimmerte ſich von Tag zu Tag, ſeine herabgekommene Kraft reichte nicht aus, der Krankheit Einhalt zu thun, ſie griff mit immer verderblicherer Gier um ſich, bis der Arzt endlich jede Hoffnung auf Rettung aufgab.

Davon erfuhr Nathan Tomerein freilich nichts, allein er fühlte es und ſprach auch darüber mit ſeiner Gattin.

Thamar verſuchte es ihn zu tröſten; er aber ſchüttelte traurig das Haupt und ſagte:

»Warum willſt Du mir verhehlen, was ich deutlich herankommen ſehe? Meinſt Du ich fürchte den Sterbeengel? Ich ſehe in ihm einen Erlöſer, der mich und Dich befreit. Zürne mir ob dieſer Aeußerung nicht, ſie enthält, bei Gott, keinen Vorwurf für Dich; deine freundliche Pflege und Theil-

nahme hätten längſt jede Spur von Groll verwiſcht, wäre ein ſolcher noch vorhanden geweſen. Ich wiederhole daher in Güte und Freundlichkeit ich ſehe dem Tode wie einem Erlöſer entgegen, der mich von dieſer Erde befreit, wo ich gefehlt und geſündigt. Ich habe gefehlt, daß ich, ein bejahrter Witwer, ein blühendes Mädchen als zweite Gattin heimführte, doppelt gefehlt, weil ich wußte, daß das Herz dieſes Mädchens nicht mehr frei war. Ich habe geſündigt, weil ich im frommen Glaubenseifer Zwietracht in der Gemeinde heraufbeſchwor und dann, von einer gemeinen Leidenſchaft getrieben, Unglück über viele Familien brachte. Ich trage die Schuld der erſten Verfolgung der Sabbathianer, die mitſammt ihren abweichenden Lehrſätzen noch lange im Schooße des Judenthums hätten fortbeſtehen können, würde die Unduldſamkeit ſie nicht hinausgezwungen haben. Und weil dies Alles in meinen letzten Lebensſtunden mir klarer wird, weil bei mir, wie bei Vielen, die Erkenntniß des Wahren in der eilften Stunde herankommt, wünſche ich aus dieſem Leben nicht zu ſcheiden, ohne die Verzeihung Jener erlangt zu haben, die ich ehedem auf's Bitterſte verfolgt hatte. Willſt Du mir daher einen letzten Freundſchaftsdienſt erweiſen, ſo verfüge Dich zu Jacob Frank und bitte ihn mich zu beſuchen. Er iſt zwar jetzt ein reicher und berühmter Mann, ich halte ihn jedoch niedriger Denkungsart unfähig und hoffe, er werde deiner Bitte willfahren.«

Thamar verſprach die Bitte ihres Mannes zu erfüllen, verfügte ſich jedoch nicht perſönlich zu Frank, denn ſie vermied es, mit den Sabathianern in Berührung zu kommen, ſondern ſandte ihre Muhme zu ihm.

Die alte Jüdin drang nur mit Mühe bis zu dem Meiſter, der von ſeinen Anhängern wie ein Fürſt geſchützt und bewacht wurde.

Frank hörte ihr Begehren mit Freundlichkeit an, und verſprach den Wunſch des kranken Tomerein zu erfüllen.

Da Thamar, wie erwähnt, einen großen Theil der Tagesſtunden bei ihrem Gatten zubrachte, ſo fügte es ſich, daß Frank bei ſeinem Beſuche im Hoſpital ſie dort antraf.

Bei ſeinem Eintritt erröthete ſie, erhob ſich und machte Miene ſich zu entfernen. Der Sectirer aber winkte ihr ernſt zu, und der Krankenſtätte näher gekommen, ſagte er:

»Bleib, meine Tochter, Du befindeſt Dich auf dem Platze, welcher vor Allem der Gattin angehört. Ich bin gekommen, weil ein kranker Bruder es wünſcht; weiß aber, daß es zwiſchen mir und ihm nichts zu verhandeln gibt, was ein Dritter nicht hören dürfte.«

Nathan nickte dieſen Worten mit einer ſchwachen Kopfbewegung ſeine Zuſtimmung und flüſterte: »Bleib', Thamar, ich bitte Dich, bleib.«

Hierauf kehrte er ſeinen Blick dem Sectirer zu und ſprach: »Ich danke Euch, Herr Frank, daß Ihr der Bitte eines Sterbenden Gehör ſchenktet.«

Der Sabbathianer unterbrach ihn freundlich:

»Strengt Euch nicht zur Rede an, euer Zuſtand verträgt es nicht. Fühlt Ihr aber das Bedürfniß, etwas zu ſagen, dann bitte ich Euch, laßt das »Herr« bei Seite und nennt mich blos Jakob Frank wie ehedem. Hier bin ich nicht das Oberhaupt einer Religionsgenoſſenſchaft, ſondern ein ſchlichter Mann, der gekommen iſt, einen kranken Mitmenſchen zu beſuchen.«

»Könnt Ihr mir vergeben?« fragte Nathan.

»Ich hab Euch nichts zu vergeben,« antwortete der Sectirer, »ich ſehe in Euch blos das Werkzeug eines höheren Willens, deſſen Sendung darin beſtand, dem Funken den

Luftzug zuzuführen, damit er zur Flamme angefacht werde. Das ist nun geschehen. Ohne Euch lebte meine Lehre nur in den Herzen Weniger, während sie jetzt Tausenden, die sich offen zu ihr bekennen, Trost und Labung spendet. Ich trage keinen Groll gegen Euch im Herzen, ich habe Euch nichts zu vergeben. Was Ihr einst gethan habt, ist vergessen, es wäre Thorheit, davon jetzt noch zu sprechen.«

Nathan hatte Frank's Hand gefaßt und drückte sie leise.

»Beruhigt Euch,« bat ihn der Sectirer, »ich betheuere bei dem Herrn, zu dem ich bete, daß mein Herz rein ist von jeder Bitterkeit, von jedem feindlichen Gefühle; widmet Euch lieber eurem Weibe, versöhnt Euch mit ihr, denn hier ist's, wo der eine und der andere Theil sich Manches zu vergeben hat.«

Thamar brach in lautes Weinen aus, der Kranke schluchzte und Thränen rieselten über seine erkaltenden Wangen.

Es waren die letzten, die er vergießen sollte.

»Ich habe ihr längst verziehen, was sie mir angethan,« lispelte er mit matter Stimme; »sie hat gefehlt, hat mir großen Kummer bereitet, ich bekenne jedoch, ihr zum Troste, daß ein großer Theil der Schuld auf mich zurückfällt. Gott lasse sie fortleben in Glück und in Freude, mir aber werde er ein milder Richter.«

Nach diesen Worten schloß er die Augen — Frank und Thamar, in der Meinung, er bete, blickten ihn an und verhielten sich einige Minuten ruhig.

Plötzlich begannen seine Hände mechanisch zu zucken, die Augenlider öffneten sich zur Hälfte und zeigten blos das Weiß der Augäpfel, kalte Schweißtropfen bildeten sich auf der Stirne, der Mund verzerrte sich und wie der Schatten, wenn

eine Wolke an der Sonne vorüberzieht, dahin gleitet, ſo zog ſich vom Ohr aus über das Antlitz jenes fürchterliche Bleich, welches in der ganzen Natur nur Einmal vorkommt, an der Leiche des Menſchen.

Nathan Tomerein war todt. Seine Gattin drückte ihm die Augen zu. Der Sabbathianer Jacob Frank, zu deſſen Verfluchung er einſt das »Amen« rief, betete an ſeiner Leiche.

— — — — — — — — — — —

Acht Tage nach dem letzt erzählten Todesfall erſchien der Secretär Frank's in der Wohnung Thamars und erſuchte ſie im Namen des Meiſters ihm zu folgen.

Die Witwe zögerte nicht, dem Wunſche des alten Freundes zu willfahren.

Frank, der bei keiner Gelegenheit von ſeiner ernſten, würdevollen Repräſentation abwich, empfing ſie feierlich, doch nicht ohne Wärme.

»Ich habe Dich zu mir gebeten, meine Tochter,« begann er, »weil meine Stellung es nicht geſtattet, Dich in deiner Wohnung zu beſuchen. Ich rede Dich mit dem vertraulichen »Du« wie ehedem an, trotzdem daß Du eine ſtattliche Frau geworden biſt. Ich kannte Dich, da Du noch ein Mädchen warſt, ich ſah wie Du als Jungfrau heranblühteſt, ſtand Dir bei mit Rath und That, wenn Du als unglückliches Weib troſtbedürftig gar oft deine Zuflucht zu mir nahmſt; daher glaube ich ein Anrecht auf dieſe Vertraulichkeit zu beſitzen. Doch habe ich außerdem noch einen Grund dafür. Ich will Dir damit kundgeben, daß ich zu Dir nicht als ein Fremder ſpreche, ſondern wie ein Vater zu ſeiner Tochter, wie ein Mann, der ſich den Siebzigen nähert, zu einem Weibe, das erſt dreißig zählt. Dein Mann iſt von dieſer Erde geſchieden, der Herr möge mit ihm gnädig ins Gericht gehen. Du haſt in ſeinen

letzten Tagen an ihm gehandelt, wie die Pflicht des Weibes es erheischt, Du ließest ihn ordentlich zur Erde bestatten, Du trauertest um ihn. Das die Gegenwart. Ich aber will deine Blicke auf die Zukunft richten, auf die Zeit, wo das Trauerjahr vorüber seyn wird und frage Dich heute schon: »Was dann?« Antworte mir ehrlich und rechtschaffen, was wirst Du dann beginnen?«

Thamar versetzte:

»Ich bin in der Kunst des Heuchelns und der Lüge unerfahren und spreche zu Dir wie zu einem Vater, der mich seit Jahren kennt, der da weiß was seit lange schon in meinem Herzen vorgeht. So lange mein Gatte lebte, durfte ich an keine Vereinigung mit dem Manne meiner Liebe denken, jetzt, da jener todt ist, glaube ich keine Sünde zu begehen, wenn ich der Hoffnung auf eine glückliche Verbindung mit Gideon Raum in meinem Herzen gebe. Ich habe durch Jahre her die heißesten Wünsche meiner Seele unterdrückt, verbannte mich, um die Pflicht nicht zu verletzen, freiwillig aus der Nähe des Geliebten; jetzt, da der Wille des Himmels das alte Band gelöst, steht mir kein Hinderniß im Wege, ein neues einzugehen.«

»Ich erwartete von Dir diese Antwort,« entgegnete der Sectirer, »und nun, da sie mir geworden, führe ich Dir noch Eines — für mich die Hauptsache — zu Gemüthe. Du hast ehedem zu den heimlichen Anhängern der Sabbathai'schen Lehre gehört, trägst Du sie noch in deinem Herzen?«

»Warum fragst Du mich darum?«

»Du sollst es gleich erfahren. Unter allen Jenen, die mir anhängen und mich begleiten, sind Gideon und Luzzato die einzigen, die noch nicht zum Christenthume übergetreten sind. Der Erstere sträubt sich dagegen, wegen seiner noch lebenden

Verwandten, der letztere aus Rücksicht für deine Person. Als ich nach meiner Befreiung aus der Festungshaft mit ihm davon sprach, antwortete er mir: »Erlaube mir, Meister, daß ich diesen letzten Schritt verzögere. So lange ich die Hoffnung, Thamar zu besitzen, in mir trage, werde ich keinen Schritt thun, der mich der Gefahr aussetzt, sie auch dann von mir zu trennen, wenn das Band, so sie jetzt fesselt, gelöst wäre. So lange Thamar dem Judenthume angehört, trete ich nicht zum Christenthume über!« an diesem Entschlusse hielt er fest und ich zeigte mich aus Gründen, die nicht hierher gehören, gegen ihn und Luzzato nachgiebig. So blieb es bis heute. Wie Du weißt, erwarte ich Gideons Ankunft, ich wünsche nun, bevor diese erfolgt, von Dir zu erfahren, ob Du dem Uebertritte Gideons ein Hinderniß in den Weg zu legen gedenkst, mit anderen Worten, ob Du dem Beispiele seines Uebertrittes folgen wirst.«

»Wie es Dir wohl bekannt seyn wird, mein Vater,« erwiederte Thamar schüchtern, »standen ich und Gideon im brieflichen Verkehr und er gab sich viele Mühe, mich mit deinen Anschauungen und Lehren vertraut zu machen. Wär' ich ein Mann, bei dem die Macht und die Thätigkeit des Geistes jene des Herzens überwiegt, ich würde ohne Zweifel so wie viele Andere deine Anschauungen in mir aufgenommen und mich dazu öffentlich bekannt haben; leider aber bin ich nur ein kurzsichtig Weib, ein Geschöpf, bei dem das Herz vorwaltet, bei dem das Gefühlsleben vorherrscht. Du mußt mir also nicht zürnen, wenn das Herz mich dort gebannt hält, wo ich mich zu sehen von Jugend an gewohnt bin, wenn mein Gefühl mich zwingt, in der alten Bahn zu wandeln, in jenen Kreisen des Glaubens zu verweilen, die von Jugend an mir geläufig sind, mit denen meine Seele verzweigt und verschwi-

ſtert iſt. Sieh, mein Vater, ich ſpreche zu Dir nicht: »Ich kann nicht zum Chriſtenthume übertreten!« Als eine treue Anhängerin von Sabbathai's Lehre, weiß ich, daß der Menſch das Gute, ſo in jeder Religion enthalten iſt, in ſich aufnehmen kann, ohne eine Sünde zu begehen; ich kenne weiter deine Anſchauungen von dem Chriſtenthum und lobe dein Streben, das Juden-Chriſtenthum erneuern zu wollen, ich ſpreche alſo nicht: »Ich kann nicht übertreten,« ja ich bin ſogar überzeugt, daß es deinem beredten Worte leicht gelingen würde, mich dazu zu vermögen, allein ich weiß im Voraus, daß ich den Schritt bereuen würde.«

»Bereuen? warum bereuen?«

»Ich will es Dir geſtehen. Meine Mutter, deren Andenken geſegnet ſey, kannte meine Anhänglichkeit an die Lehre Sabbathai's und ſagte oftmals zu mir: Du weichſt ab von einzelnen Satzungen unſeres Glaubens, Thamar, ich will deinem Gewiſſen keinen Zwang anthun, aber um Eines beſchwöre ich Dich, werde dem Glauben deiner Väter nie ganz untreu; Gott verzeiht Verirrungen, einen Abfall verzeiht er nie. Und daran halte ich.«

»Du biſt ohne Einſicht, Thamar; was meine Lehre von Dir verlangt, iſt kein Abfall.«

»Was Du ſagſt iſt möglich; ſicher iſt, daß Du, wenn es Dir beliebt, mich dazu überreden kannſt, allein mein Gefühl wird ſich dagegen doch immer wie vor einem Abfalle ſträuben.«

»Du biſt in der That ein eigenſinnig Weib! Du gibſt zu, daß es mir gelingen könnte, deinen Verſtand eines Beſſeren zu überzeugen, ohne daß das Herz mit einſtimmte.«

»So iſt es, mein Vater. Es mag thöricht ſeyn, was ich fühle, aber ich kann nicht anders. Meinem Geiſte fehlt die

Kraft, mich über das was Ihr Angewöhnungen und Vorurtheile nennt, empor zu halten.«

»Deiner Aeußerung nach,« ſagte jetzt Frank, »vermagſt Du Dich der Herrſchaft des Herzens nicht zu entziehen. Wie dann, wenn Gideon Kohen vor Dich hinträte und zu Dir ſpräche: Thamar, Du haſt mir geſtanden, daß Du mich liebſt, gib mir jetzt den höchſten Beweis deiner Neigung. Ich kann nur glücklich ſeyn, indem ich der Lehre Frank's vollkommen anhänge, ich bin zum Chriſtenthume übergetreten, folge meinem Beiſpiele und werde dann mein Weib! Wenn Gideon ſo zu Dir ſpräche, was würdeſt Du antworten?«

Thamar erwiederte:

»Ich würde zu ihm ſagen: Ich liebe Dich zu ſehr, mein Freund, um Dir nicht jedes Opfer zu bringen. Ich werde thun, was Du willſt, obgleich ich im voraus weiß, daß es mein Unglück ſeyn wird.«

Als Thamar dieſe Worte geſprochen hatte, flog die Thüre des Nebengemaches auf. Gideon Kohen ſtürzte heraus und ſank zu Thamars Füßen.

»Nicht unglücklich ſonſt Du werden,« rief er, »ſondern glücklich, wie noch kein Weib auf dieſer Erde war. Ich bin noch, was ich war, ein Jude und werde es bleiben, Dir zu Liebe, Dir zum Glücke. Unſer Herr und Meiſter verdammt Niemanden, der nicht ſtreng ſeinem Beiſpiele folgt, er geſteht jedem das Recht des Fühlens und des Selbſtdenkens zu.«

Gideon bedeckte die Hände der Geliebten mit ſeinen Küſſen und dieſe vor Ueberraſchung unfähig, ein Wort hervorzubringen, blickte ihn unter Thränen an.

Endlich nach neun Jahren ſah ſie ihn wieder; ſeit jener Nacht, wo ſie ihn, den Gefangenen im Schulhofe, zum letzten Male ſprach, hatte ſie ſeine liebe Stimme nicht vernommen;

jetzt hörte sie ihn, sah ihn in voller Manneskraft vor sich und hatte das Bewußtseyn, daß ihrem Glücke kein Hinderniß mehr im Wege steht.

Was Thamar in diesen ersten Minuten des Wiedersehens fühlte, war ein Sturm freudiger Gefühle, die endlich in eins zusammenflossen, um das Herz mit einem Meer von Wonne zu überfluten.

Und sich ganz zu dem Geliebten hinabneigend, zog sie dieser ganz hernieder, so daß Beide vor Frank auf den Knieen lagen, und der Sectirer streckte seine Hände segnend über ihre Häupter aus und sprach:

»Gott segne den Bund, den eure Herzen schon vor lange schlossen. Setzet die Liebe wie ein Siegel auf das Herz, damit es den Eingang für alle bösen Leidenschaften verschließe. Die Liebe ist stark wie der Tod, ihre Glut ist feurig wie eine Flamme des Herrn, nicht auszulöschen durch Ströme von Wasser. Wenn Einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so gelte es als nichts. Darum liebet Euch fortan und gedenket des Herrn, der auch dieses beseligende Gefühl in des Menschen Brust verpflanzt hat. Ruhm und Ehre dem Schöpfer und Erhalter in Ewigkeit. Amen.«

XIV.

Wie Frau Eleonore Jodler in die ihrem Manne gegrabene Grube mit hineinfällt.

Doctor Jodler, ohne zu ahnen, zu welchem abscheulichen Schritte sich seine Gattin von ihrer Eifersucht verleiten ließ, ging zu Bette, stand auf, öffnete einige Adern, unterhielt sich, ging wieder zu Bette, kurz er lebte harmlos in den Tag hinein, als ob er im dritten Stockwerke bei der Hebamme keine polnische Gräfin untergebracht hätte und als ob es in Wien keine Polizei gebe, welche auf diese Dame, so wie überhaupt auf noch andere anwesende Polen fahndete.

Aber es stand im Buche des Schicksals, das heißt, des Herrn Hofrathes von Beer geschrieben, der Hahn sollte nicht dreimal krähen, ohne daß der wackere Chirurgus in seiner Ruhe nicht gestört werde.

An einem Abende kehrte er gemüthlich von der »Schlange« in der Kärnthnerstraße heim.

Selbige Schlange war kein zweifüßiges Wesen, auch kein verfluchtes Geschöpf, welches sich auf dem Bauche dahinwälzte, sondern ein Ding, das vielmehr machte, daß gar oft Andere sich im Staube herumwälzten, indem Sie die Sterblichen nicht an der Ferse, sondern im Kopfe verwundete, das heißt. die »Schlange« war ein renommirtes Bierhaus, wo man vortreffliches Horner eingeschenkt erhielt und wo unser Jodler zu den Stammgästen gezählt wurde.

Von daher alſo kehrte er gemüthlich heim, um ſich zur Ruhe zu begeben.

Schon ſtand er an dem doppelten Himmelbette und begann ſich zu entkleiden, dabei gedachte er des vergangenen Tages, überzählte in Gedanken die verübten guten Werke — die abgenommenen Bärte, die Aderläſſe u. ſ. w. — als plötzlich an der Ladenthür heftig gepocht wurde.

»Was iſt das ſo ſpät am Abende?« brummte er, »hat man nicht einmal Ruhe, wenn man ſich zu Bette begibt? Was doch ein Arzt für ein geplagter Menſch iſt!«

Und mit dem Zuſatze: »Ich muß doch ſehen was es gibt,« zog er wieder ſeinen Rock an, ſetzte ſeine ehrſame Perrücke auf und trippelte in den Laden, deſſen Thüre er öffnete.

Außen ſtand Pawlow, der polniſche Barbier und Verſchwörer, der eifrig ſeinen Schnurbart herumwirbelte, an und für ſich ein Zeichen, daß er ſich in böſer Laune befand, wenn er auch nicht mit den Zähnen geknirſcht hätte, was Jodler deutlich hören konnte.

»Ei, ei. Herr Collega,« begann der Wiener verwundert, »Ihr ſeyd es? Was ſucht Ihr um eilf Uhr Abends noch auf der Mehlgrube?«

»Was ich hier ſuche?« fragte ſeinerſeits ingrimmig der Patriot, »ahnſt Du es nicht?«

»Was ſollte ich denn ahnen, mein Wertheſter?«

»Nicht nur ahnen, ſondern wiſſen mußt Du es, daß Du ein Verräther biſt, ein ſchändlicher Spion.«

»Zum Guckuck, Herr Pawlow, Ihr werdet mich böſe machen. Wir ſind in Wien und nicht in Polen. Bei uns ſtört man um Mitternacht nicht die Leute aus ihrer Ruhe, um ihnen auf der Straße Grobheiten zu ſagen, oder ſie mit falſchen Anſchuldigungen zu beläſtigen.«

»Falſche Anſchuldigungen?« höhnte der Pole, »o Du heuchleriſcher Wicht, dieſesmal iſt Dir die Maske endlich abgeriſſen! Ich habe Dir nie recht getraut; von jener Stunde an, wo ich die ruſſiſchen Papiere in deiner rechten Taſche fand, warſt Du mir verdächtig, damals hätte ich den Jodlitzki zertreten ſollen, und der Jodler wäre für immer unſchädlich gemacht worden.«

»Herr Pawlow,« erwiederte der Wiener ärgerlich, »jetzt hab' ich's ſatt! Ich erſuche Euch erſtens, mich nicht wie einen Jungen mit »Du« zu tractiren, denn ich bin ein Mitglied der Facultät, und zweitens bitt' ich, Euch gefälligſt zum Teufel zu ſcheren und mich ungeſchoren zu laſſen.«

Mit dieſen Worten wendete er dem Patrioten den Rücken, um ſich in den Laden zurückzubegeben, jener aber erwiſchte ihn noch rechtzeitig am Arme und ihn feſthaltend murmelte er:

»Menſch, reize mich nicht! Keinen Schritt weiter oder ich erdroßle Dich!«

»Hört mir mit euren Tollheiten auf!« verſetzte Jodler zornig, »ich hab's Euch ſchon geſagt, wir ſind hier in Wien, wo man mitten in der Stadt nicht ſchießt und die Könige entführt, drum laßt mich los oder ich rufe die Nachtwache.«

»Das iſt deine Kunſt,« knirſchte der Patriot, »ich weiß es bereits; die Wache und die Polizei ſind Dir geläufig wie dem Ochſen das tägliche Futter, Du biſt ja ihr Vertrauter.«

»Herr Pawlow, Ihr ſcheint nicht bei Sinnen!«

»Schweig, Elender, ich trau deinem verführeriſchen Worte nicht mehr.«

»O, o, als ob ich jemals ein menſchlich Weſen verführt hätte!«

»Nicht nur verführt, ſondern auch verrathen! Mit dem-

ſelben Munde verrathen, mit dem Du einſt »Vivat Polonia!« riefſt.«

»Hol' Euch der Guckuck mit eurem »Vivat Polonia!« ich werde dran denken, ſo lange ich lebe.«

»Schurke, wenn Du ein gutes Gewiſſen haſt, ſo ruf: »Vivat Polonia!«

»Daß ich ein Eſel wär', in der Nacht mich anzuſtrengen! Kurz und gut, Herr Pawlow, ich bitt Euch, mich in Ruhe zu laſſen, euer Vaterland hat mich bereits viele unruhige Stunden gekoſtet und ich hab' es verdient, daß man mir bei der Theilung auch einen Brocken davon geſchenkt hätte, aber ohne Conföderation, ſonſt müßt' ich das Geſchenk zurückweiſen.«

»Ha, Du wagſt es noch über unſer Nationalunglück zu ſcherzen?«

»Recht habt Ihr, ein Nationalunglück iſt's, weil es die Nation verſchuldet hat; was aber wollt Ihr von mir?«

»Züchtigen will ich Dich für den Verrath, den Du an der Gräfin begangen.«

»Ihr ſeyd ein Narr; ich habe ihr ja in dieſem Hauſe eine Unterkunft verſchafft.«

»Um ſie deſto ſicherer der Polizei verrathen zu können —«

»Ich denke nicht daran, meine Wohlthäterin zu verrathen.«

»Und doch iſt es geſchehen! Zum Glücke jedoch beſitzen auch wir unſere Späher, die für uns ſehen und horchen.«

»Wir haben alſo jetzt in Wien zweierlei Aufpaſſer, öſterreichiſche und polniſche?«

»Wir wurden gewarnt und die Gräfin —«

»Nun, was iſt's mit der Gräfin?«

»Die Gräfin — horch, — was iſt das?«

Pawlow ſpitzte die Ohren, wie ein Wild, welches aus weiter Ferne den nahenden Jäger wittert.

»Meiner Treu,« bemerkte Jodler, »ich höre gleichförmige Schritte — ah, ah, ſeht, dort blinken Gewehrläufe im Mondſchein.«

»Verräther,« brummte der Pole wieder, »das iſt dein Werk, den Lohn dafür erhältſt Du ein anderes Mal!«

Mit dieſen Worten eilte er fort und verlor ſich längs der Mauer des Capuzinergartens.

Der Chirurg, froh, des mißtrauiſchen Patrioten los zu ſeyn, wollte ſich in den Laden zurückbegeben, als ihm aus der Ferne ein donnerndes »Halt« entgegentönte. Es kam von dem Anführer der Scharwache.

»Was wollen die von mir?« dachte unſer Jodler verwundert, blieb ſtehen und ließ die Wache herankommen, welche ſchweigend das Hausthor und die Ladenthüre beſetzte.

Hierauf begann folgendes Examen:

»Wie heißt man?«

»Chriſtoph Jodler.«

»Ah, das iſt alſo der Vogel!«

»Pardonniren, ich bin kein Vogel, ſondern Chirurgus.«

»Man nennt ſich Jodler, alias Jodlitzki, heißt aber eigentlich Jodl und hat ſoeben mit Jemanden hier an dieſer Stelle geſprochen.«

»Ja.«

»Wer war dieſer Jemand?«

»Ein Mann aus dem »tiefen Graben.«

»Was wollte er hier?«

»Er hat meinen ärztlichen Rath eingeholt.«

»So ſpät?«

»Plötzliche Erkrankung.«

»Das glaubt der Teufel!«

»Pardonniren, ob der Teufel es glaubt, weiß ich nicht; Doctor und Apotheker müſſen daran glauben, denn ſie leben davon.«

»Man hat auch in der kaiſerlichen Armee gedient?«

»Vor dem Feinde.«

»Wie lange?«

»Sieben Jahre, einen Monat und drei Tage.«

»Man war einſt ein braver Mann?«

»Gottlob, man iſt's noch immer.«

»Dem Anſcheine nach.«

»Pardonniren —«

»Es wird nichts pardonnirt, man iſt verdächtig geworden von wegen des Verkehrs mit Polen.«

Jodler's Wangen entfärbten ſich, zum Glück konnte dies im Mondlicht nicht bemerkt werden.

»Ich will nicht hoffen,« erwiederte der Chirurgus, »daß die hochlöbliche Polizei mir etwas zur Laſt legen kann.«

»Wird ihm eine bedeutende Laſt auflegen, anfangs von jungem dünnen Holz, dann von altem dicken Eiſen. Heimlicher Verkehr mit unruhigen Geiſtern, Verſchwörung und Spionage, Verbergung ſtaatsgefährlicher Individuen!«

Jodler antwortete nichts, in ſeinem Kopfe formulirten ſich ungefähr folgende ſtumme Klagen:

»Zum Teufel, in welche abſcheuliche Tinte bin ich wieder hineingerathen! Von einer Seite beſchuldigt man mich des Verrathes, von der andern legt man mir eine ganze Litanei von Staatsverbrechen zur Laſt; die Polen ſchelten mich einen Spion, die Polizei nennt mich einen Verſchwörer, und

ich bin der harmloſeſte Menſch in Wien. Ja, harmlos bin ich, das iſt wahr, aber ganz unſchuldig bin ich leider Gottes nicht. ich habe die Gräfin Kaſſakowska im Hauſe untergebracht, und mir damit die Polizei auf den Hals gehetzt. Jetzt bleibt mir als einem Ehrenmann nichts übrig, als die Wahrheit zu bekennen, um meine Schuld zu mindern.«

Er hatte dieſen Beſchluß eben gefaßt, als er von dem Anführer der Wache womöglich noch barſcher wie früher angeſprochen wurde:

»Nun, was iſt's, kann man nicht antworten? was ſteht man da wie ein Mann von Schnee?«

»Ich wollte,« verſetzte Jodler laut und zerknirſcht, »ich wäre ein Mann von Schnee, dann bliebe mir wenigſtens die Hoffnung übrig, im Sonnenlicht zu zerrinnen.«

»Man ſey ohne Sorge, das Sonnenlicht wird Ihn nicht mehr viel incommodiren.«

»Leider bin ich nicht unſchuldig genug, um dagegen Einſprache zu thun.«

»Ah, man geſteht alſo ein?«

»Ich läugne nicht, daß ich die Gräfin Kaſſakowska bei der Hebamme im dritten Stockwerke untergebracht habe; ich kenne die Dame von Polen aus, wo ich Schloßarzt auf Mirogrod war.«

»Ich weiß einſtweilen genug,« unterbrach ihn die Amtsperſon, »das Uebrige wird ſchon morgen zu Protokoll und ad acta genommen werden. Jetzt gehen wir vorerſt in die Wohnung, um ſeine Briefſchaften und Papiere zu unterſuchen.«

Der Chirurg ſchlich traurig, wie ein armer Sünder, voraus, die Wache folgte ihm auf dem Fuße.

Man trat in die Stube.

*

»So ſpät?«

»Plötzliche Erkrankung.«

»Das glaubt der Teufel!«

»Pardonniren, ob der Teufel es glaubt, weiß ich nicht; Doctor und Apotheker müſſen daran glauben, denn ſie leben davon.«

»Man hat auch in der kaiſerlichen Armee gedient?«

»Vor dem Feinde.«

»Wie lange?«

»Sieben Jahre, einen Monat und drei Tage.«

»Man war einſt ein braver Mann?«

»Gottlob, man iſt's noch immer.«

»Dem Anſcheine nach.«

»Pardonniren —«

»Es wird nichts pardonnirt, man iſt verdächtig geworden von wegen des Verkehrs mit Polen.«

Jodler's Wangen entfärbten ſich, zum Glück konnte dies im Mondlicht nicht bemerkt werden.

»Ich will nicht hoffen,« erwiederte der Chirurgus, »daß die hochlöbliche Polizei mir etwas zur Laſt legen kann.«

»Wird ihm eine bedeutende Laſt auflegen, anfangs von jungem dünnen Holz, dann von altem dicken Eiſen. Heimlicher Verkehr mit unruhigen Geiſtern, Verſchwörung und Spionage, Verbergung ſtaatsgefährlicher Individuen!«

Jodler antwortete nichts, in ſeinem Kopfe formulirten ſich ungefähr folgende ſtumme Klagen:

»Zum Teufel, in welche abſcheuliche Tinte bin ich wieder hineingerathen! Von einer Seite beſchuldigt man mich des Verrathes, von der andern legt man mir eine ganze Litanei von Staatsverbrechen zur Laſt; die Polen ſchelten mich einen Spion, die Polizei nennt mich einen Verſchwörer, und

ich bin der harmloſeſte Menſch in Wien. Ja, harmlos bin ich, das iſt wahr, aber ganz unſchuldig bin ich leider Gottes nicht. ich habe die Gräfin Kaſſakowska im Hauſe untergebracht, und mir damit die Polizei auf den Hals gehetzt. Jetzt bleibt mir als einem Ehrenmann nichts übrig, als die Wahrheit zu bekennen, um meine Schuld zu mindern.«

Er hatte dieſen Beſchluß eben gefaßt, als er von dem Anführer der Wache womöglich noch barſcher wie früher angeſprochen wurde:

»Nun, was iſt's, kann man nicht antworten? was ſteht man da wie ein Mann von Schnee?«

»Ich wollte,« verſetzte Jodler laut und zerknirſcht, »ich wäre ein Mann von Schnee, dann bliebe mir wenigſtens die Hoffnung übrig, im Sonnenlicht zu zerrinnen.«

»Man ſey ohne Sorge, das Sonnenlicht wird Ihn nicht mehr viel incommodiren.«

»Leider bin ich nicht unſchuldig genug, um dagegen Einſprache zu thun.«

»Ah, man geſteht alſo ein?«

»Ich läugne nicht, daß ich die Gräfin Kaſſakowska bei der Hebamme im dritten Stockwerke untergebracht habe; ich kenne die Dame von Polen aus, wo ich Schloßarzt auf Mirogrod war.«

»Ich weiß einſtweilen genug,« unterbrach ihn die Amtsperſon, »das Uebrige wird ſchon morgen zu Protokoll und ad acta genommen werden. Jetzt gehen wir vorerſt in die Wohnung, um ſeine Briefſchaften und Papiere zu unterſuchen.«

Der Chirurg ſchlich traurig, wie ein armer Sünder, voraus, die Wache folgte ihm auf dem Fuße.

Man trat in die Stube.

*

Jobler warf einen Seitenblick auf die eheliche Lagerstätte, sah deren Vorhänge herabgelassen und wähnte, seine Gattin habe sich in schämiger Verlegenheit dahinter verborgen, um durch den Anblick der nächtlichen Eindringlinge nicht entweiht zu werden.

Dadurch in etwas beruhigt verfügte er sich zu seinem Pulte und öffnete es.

Mancher unserer Leser wird sich vielleicht noch an jene altmodischen, von Eichen- oder Nußbaumholz massiv verfertigten Pulte erinnern, die sie sicher noch unter den Einrichtungsstücken ihrer Großeltern antrafen und die mit ihren unzähligen sichtbaren und unsichtbaren Fächern und Lädchen zu den jetzigen eleganten Schreibbureaux ungefähr in demselben Verhältnisse standen wie eine damalige schwerfällige Staatscarrosse zu einer modernen, federgeschwungenen Chaise; ein solches Pult war es, dessen Geheimnisse Jobler vor den Augen des Untersuchenden zu profaniren begann.

Chirurgische Instrumente zum Schneiden, Stechen, Bohren, unterschiedliche Gattungen zahnreißende, oder wie Jobler sich ausdrückte, »zähnebrechende« Werkzeuge, dann Bandagen, Pflaster, Pillen, Spritzen mannigfacher Größe u. s. w. kamen zum Vorschein, ohne indessen ein besonderes Interesse zu erregen; die ganze Aufmerksamkeit des Untersuchenden richtete sich ausschließlich auf Papiere und zwar auf beschriebene, die an den gefährlichen Verbindungen des Verdächtigen zum Verräther werden sollten.

»Nur weiter, man fahre fort die Fächer aufzumachen.«

Nach einer Pause: »Halt, da sehe ich Papiere.«

»Es sind Recepte.«

»Blos Recepte?«

»Wovon ſich leicht zu überzeugen. Es ſind meine Recipe-Muſter.«

»Wie iſt ſothanes zu verſtehen?«

»Ganz einfach und ſimpel. Dieſes Mixtum von drei Species zum Exempel wird ordinirt, wenn Jemand an einer harten Leber leidet; da iſt weiter ein viel längerer Papierſtreifen mit zehn verſchiedenen Species zu verſchreiben, wenn einer mit dem Fieber der Galle behaftet iſt; jede dieſer Species hat ihre eigene Beſtimmung, die eine reiniget das Blut, die andere ſtärkt die Nerven, die dritte greift die Galle an, die vierte wirkt nach oben, die fünfte nach unten, und ſo fort, bis endlich alle zuſammen das Fieber curiren, vorausgeſetzt, daß es überhaupt curabel iſt. Dieſes Recipe enthält acht wohlcombinirte Species gegen das Nervenfieber im höchſten Stadium und iſt zu nehmen von Erwachſenen jede Stunde zwei Eß-, von Kindern jede Stunde zwei Kaffeelöffel voll —«

»Schon gut,« unterbrach ihn der Unterſuchende mit Würde, »ich will annehmen, daß dieſe Papiere nichts Gefährliches enthalten.«

Ob ſolcher zweideutigen Rede ſchüttelte Jodler ärgerlich den Kopf und wer weiß was er auf dieſe ſeine Kunſt verdächtigende Bemerkung erwiedert hätte, würde ihn nicht die amtliche Stellung des Unterſuchenden in Zaum gehalten haben.

»Halt, was ſind das für Papiere?«

»Das ſind meine ruſſiſchen Documente,« verſetzte Jodler ſtolz.

Aber ſein böſer Stern hörte nicht auf zu walten.

Links von den ruſſiſchen Papieren lag ein Ring.

Jodler hatte ihn kaum erblickt, als er raſch mit der Hand darnach fuhr, wie ein Fiſch nach dem Köder, der Un-

terſuchende kam ihm jedoch zuvor und da ihm die Haſt des Chirurgen verdächtig erſchien, drehte er den Ring ſo lange zwiſchen den Fingern herum, bis er den Namen darin entdeckte.

»Was iſt das? Ein S. K., das bedeutet »Sophie Kaſſakowska,« endlich ein unwiderlegbares Zeichen des Einverſtändniſſes, ein Symbolum confoederationis, das Corpus delicti wird mitgenommen.«

Jodler verſuchte gegen die polizeiliche Anſchauung mancherlei Einwände zu machen, vergebens, der Fund ſprach zu deutlich, der Vertheidigung wurde kein Gehör gegeben.

Nachdem das Pult in allen ſeinen Räumen durchſucht war, verließ man die Stube, um ſich in das dritte Stockwerk zu begeben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Chirurg mit dahin folgen mußte, denn deſſen Confrontation mit der Gräfin im Momente der Arretirung erſchien dem Amtsherrn als nothwendig und erſprießlich.

Bevor wir die Commiſſion in der angedeuteten Wohnung eintreten laſſen, müſſen wir kurz erzählen, was ſich vorher im Hauſe begab.

Wir haben bereits erwähnt, daß Jodler ſeine Eleonore hinter den zugezogenen Bettvorhängen verborgen glaubte dem war aber nicht ſo.

Als der Chirurg von dem polniſchen Barbier hinausgepocht wurde, erwachte in dem Herzen Eleonorens die Eiferſucht und ihre geſchäftige Phantaſie ſah in dem nächtlichen Hinausrufen ihres Gatten eine Liſt, von ihm erſonnen, um ſich unter einem guten Vorwande aus der Stube entfernen zu können.

»Der Elende begibt ſich durch den Laden auf den Platz,

von da durch die Hausthüre, deren Schlüssel er stets bei sich trägt, in das dritte Stockwerk zur Jüdin,« so dachte die Barbierin und von Eifersucht aufgestachelt, sprang sie vom Lager, zog dessen Vorhänge zu, warf ein Nachtkleid um und schlich durch die Küche hinaus, um ihrem Manne bei der Jüdin zuvorzukommen.

»Seine Zeit ist um,« flüsterte sie mit stillem aber desto gefährlicherem Ingrimm, »er muß entlarvt werden.«

Und wie eine von dem Jäger »Leidenschaft« gehetzte Hirschkuh keuchte sie die drei Treppen hinan und pochte an die Thüre der Hebamme.

»Wer klopft?«

»Oeffnen Sie, Madame, ich bin es, die Frau von Jobler.«

Die Hebamme, an dergleichen nächtliche Störungen gewohnt, zündete ihre Nachtlampe an und öffnete.

»Man kommt wahrscheinlich, mich zu einer Kranken zu holen?«

»O nein, Madame,« antwortete die tiefgekränkte Ehefrau zornig, »man kommt, um ein Bubenstück zu entlarven. Wo ist die saubere Jüdin?«

»Welche Jüdin?«

»Ohne Verstellung, Madame, mein Mann hat bei Ihnen eine Jüdin einlogirt.«

»Eine Jüdin?«

»So ist's, und noch dazu eine Jüdin, die seine Geliebte ist.«

»Sie sind im Irrthume, Frau von Jobler!«

»Ich irre mich nicht, der Augenschein soll es beweisen.«

Und damit stürzte sie auf das Doppelbett los und riß die Vorhänge auf.

Die eine Hälfte des Lagers zeigte, daß sie heute noch unbenützt geblieben, die andere, wo die Hebamme geschlafen hatte, war leer.

Dieses unerwartete Ereigniß verblüffte die Borbierin.

»Ich gebe Ihnen mein Wort,« sagte jetzt die Hebamme, »daß ich in meiner Wohnung keine Jüdin aufgenommen habe; eine fremde Dame hatte wohl für ein paar Tage bei mir Unterkunft gefunden, allein die ist Nachmittags von Wien abgereist.«

Eleonore begann in ihrer Ueberzeugung irre zu werden.

Die schlaue Hebamme benützte den günstigen Moment und erzählte eine Geschichte, ein Gemenge von Wahrheit und Erfindung, deren Tendenz dahin ging, die Eifersucht der Gattin zu zerstreuen und die Unschuld des Chirurgen augenscheinlich zu machen.

»Herr Jobler,« schloß die Hebamme, »denkt nicht daran, Ihnen untreu zu werden; jene polnische Dame, die er mir empfahl, steht viel zu hoch, um sich so tief herabzuwürdigen; sie kann in den Augen der Polizei als eine gefährliche Person erscheinen, Sie, als Gattin, haben von ihr nichts zu befürchten.«

Frau Eleonore bangte. Sie begann die Folgen des gethanen Schrittes zu bereuen; sie hatte ihren als Gatten unschuldigen Jobler bei der Polizei verdächtiget und angegeben, und ihm damit wer weiß welche Verlegenheiten bereitet.

Ein Geräusch auf der Treppe lenkte die Aufmerksamkeit der beiden Frauen dahin.

Die Hebamme beeilte sich, die Thüre zu schließen.

»Was beginnen Sie, Madame?«

»Die Kommenden sind Männer, bevor wir ihnen öffnen, wollen wir hören wer sie sind?«

Eleonore begann zu zittern. Da die Eifersucht verraucht war, bemächtigte sich ihrer die Angst. Seitdem sie nichts mehr zu rächen hatte, begann sie zu fürchten.

An der Thüre wurde gepocht.

Alles blieb still.

Abermaliges stärkeres Pochen.

»Wer ist es?« fragte die Hebamme, die gedehnte Redeweise einer Schlaftrunkenen nachahmend.

»Man mache auf, im Namen der Polizei.«

»Ah, die Polizei,« lispelte die Hebamme, »Frau von Jobler, machen Sie sich rasch ins zweite Bett und thun Sie, als ob Sie schliefen.«

Die Barbierin, die sich vor Angst kaum auf den Beinen zu erhalten vermochte, befolgte mechanisch, ohne erst um das Warum zu fragen, was die Alte wünschte. Hierauf öffnete diese die Thüre.

Die Commission trat ein, Jobler befand sich im Vordergrund.

»Wie Sie sich nun überzeugen können,« begann er mit dem Tone eines Schuldigen, der ein reuiges Bekenntniß ablegt, »habe ich die reinste Wahrheit gesprochen. Hier ist die würdige Wehmutter, die Quartiergeberin, und dort ruht die Frau Gräfin Sophia Kassakowska.«

»Gnädige Frau,« wendete er sich zu der vermeintlichen Gräfin, »ich betheuere Ihnen, daß ich an den Ergebnissen des heutigen Abends unschuldig bin. Die hochlöbliche Polizei, die Alles erfährt, hat auch von Ihrer Anwesenheit Kunde erhalten —«

Der Herr vom Amte unterbrach den Sermon.

»Frau Gräfin,« heiſchte er der Dame barſch zu, »ich bitte ſich zu erheben.«

Eleonore, bebend und zähneklappernd, richtete ſich im Bette auf.

Jobler hatte ſie kaum genauer angeſehen, als er nach rückwärts einen Luftſprung machte und erſchreckt, wie beim Anblicke eines Geſpenſtes, ausrief:

»Alle guten Geiſter, das iſt ja meine Gattin!«

»Seine Gattin?«

»Ja, gnädige Herren, ich bin die Frau von Jobler.«

»Wo aber iſt die Frau Gräfin?«

»Die Frau Gräfin,« antwortete die Wehmutter, »iſt Nachmittags abgereiſt.«

»Sie lügen, Madame!«

»Eine Hebamme liegt nie.«

»Was zum Teufel hatte die Frau Jobler hier zu ſuchen?«

»Ach, gnädiger Herr,« ſtammelte Eleonore, »mein Herz, meine Unruhe, meine Eiferſucht, mein Mann, meine Jüdin, das heißt, nicht meine, ſondern ſeine Jüdin.«

»Eleonore,« rief jetzt der Chirurgus im warnenden Tone dazwiſchen, »denke an Gott und frevle nicht!«

»Verzeih mir's, theurer Chriſtoph,« bat die Feiſte, »ich werde mich nie mehr vergehen, die entſetzliche Eiferſucht trieb mich an, an Dir zur Verrätherin zu werden.«

»Wie, Brutum, Du warſt es?«

»Ich bereue, was ich that.«

»Ich will wiſſen, Frau Jobl.« fiel der Amtsherr ein, »was man hier zu ſuchen hatte.«

»Ihn hab' ich geſucht.«

»Wer iſt dieſer Ihn?«

»Wer ſoll es ſonſt ſeyn, als Er, der Ungetreue!«

»Eleonore,« rief jetzt wieder der Chirurgus, »in dieſer fürchterlichen Stunde beſchwör' ich Dich, freyle nicht.«

»Nein, nein, Chriſtoph, Du warſt mir nicht untreu, ich bekenne es, an mir, an mir allein liegt die Schuld.«

»Wie, Frau Jodl, am Ende hat Sie die Gräfin Kaſſakowska hier untergebracht?«

»Welche Gräfin? O, was liegt an einer Gräfin, wenn nur keine Jüdin da war.«

»Frau Jodl, Ihre Verlegenheit beweiſt uns, daß Sie keineswegs ſo unſchuldig iſt, als Sie ſich den Anſchein gibt.«

»Wie,« rief die Barbierin wehmüthig, »Sie zweifeln an meiner Unſchuld? Ich ſollte vielleicht gar mit irgend einem polniſchen Grafen —«

Dieſer Gedanke machte die zitternde, verlegene Frau völlig verwirrt und ſie begann wie eine Geiſtesabweſende im ſingenden Tone zu ſprechen:

»Wie — ich die Jodler ſollte — nein, nein,«
»Ich denk an keine Liebe,
»Ich denk an keinen Mann,
»Ich denk an Gott im Himmel,
»Der mich ernähren kann.«

»Heiliger Chriſtoph,« ſchrie jetzt der Chirurgus auf, »mein Weib iſt wahnſinnig geworden!«

Damit ſtürzte er der Thüre zu.

»Halt, nicht von der Stelle gerührt! wohin will man?«

»Ich will nur meine Lanzette holen, um meiner Leonore eine Ader zu öffnen.«

»Man bleibe!« rief der Herr vom Amte gebieterisch; »will man sich vielleicht gar dem Arme der irdischen Gerechtigkeit durch einen Selbstmord entziehen? Man bleibe und rühre sich nicht vom Platze! Das gibt ja in diesem Neste eine heillose Verwirrung.«

»Ich bin unschuldig daran!« klagte der Barbier.

»Ich ebenfalls,« setzte die Hebamme hinzu.

»Ach,« seufzte Eleonore bei sich, »könnte ich Aehnliches auch von mir betheuern!«

Und sich zu seiner bewaffneten Begleitung wendend, befahl der Herr vom Amte: »Man nehme das ganze Kleeblatt mit.«

Ein einmündiger Ruf des Schreckens ertönte, dann hörte man vereinzelt, aber rasch hintereinander die Klagen:

»Wir ein Kleeblatt!«

»Uns arretiren?«

»Ich bin Mitglied der Facultät!«

»Ich bin diplomisirte Hebamme!«

»Ohne Widerrede,« lautete der schlüßliche Entscheid des Untersuchenden, »alle Drei werden mitgenommen.«

Jetzt fiel Frau Eleonore ihrem Gatten zerknirscht um den Hals und jammerte:

»Christoph, Mann, Engel, vergib mir, vergib! Ich klage mich selbst an, ich bekenne reumüthig meine entsetzliche Schuld, ich habe meinen Herrn und Meister der Chirurgie verrathen; o ich bin eine miserable Ischariotin gewesen!«

Die Reue kam zu spät.

Frau Eleonore fiel mit in die Grube, die sie ihrem

Manne gegraben hatte, eine Thatſache, welche der Hebamme zur großen Befriedigung diente und ihr in der unangenehmen Situation zum Troſte gereichte.

XV.

Die Sabbathianer — die polniſche Gräfin und Herr von Beer.

Die Gräfin Kaſſakowska war durch ihren Vertrauten von dem bevorſtehenden polizeilichen Beſuche kaum in Kenntniß geſetzt worden, als ſie die kaum bezogene Wohnung auch ſchon wieder verließ und diesmal ihre Zuflucht wieder zu dem Manne nahm, von dem ſie ſchon einmal aufgenommen und verborgen worden war.

Wie mächtig aber hatten ſich ſeit ihrem Aufenthalte in Frank's Hauſe zu Kaminietz die Verhältniſſe geändert?

Der Sectirer, damals ein blutarmer, verfolgter Jude, war heute von fürſtlicher Pracht umgeben, während ſie, eine der edlen Damen Polens, abermals in die Nothwendigkeit verſetzt war, einen Zufluchtsort zu ſuchen.

Damals trug ſie für ihr Vaterland noch die glühendſten Hoffnungen im Buſen, heute waren dieſe wohl noch nicht erloſchen, aber die Ereigniſſe hatten ſie merklich abgekühlt, das Opfer hatte bereits einmal unter dem Theilmeſſer geblutet.

Doch nicht nur Begeiſterung, Muth, Treue, rückſichtsloſe Aufopferung zählen zu den Tugenden der Patriotin, den Grundzug ihres Charakters bildete jene ſeltene Zähigkeit und Ausdauer, die Ungemach, Mißgeſchick und Niederlagen ertragen und dann zu erneuerter Thätigkeit ſich aufraffen, darum iſt ſie ohne Unterlaß auf dem Schauplatze zu treffen, wo ſie

ihrem unglücklichen Lande dienen kann, unbekümmert darum, ob ein günstiger Erfolg zu erwarten sey oder nicht.

Sie folgt dem Drange ihrer Seele, wenn es auch in den ewigen Rathschlüssen verzeichnet ist, daß ihre Wünsche sich nie erfüllen sollen.

Bei dem Aufsehen, welches Frank's Aufenthalt in Wien machte, war es natürlich, daß auch die Gräfin Kassakowska Kunde erhielt, doch hielt die Vorsicht sie bisher ferne von ihm, sie fürchtete die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich zu lenken; nachdem ihr aber durch die neueste Kunde die Gewißheit wurde, daß sie diesem Looſe doch nicht entgangen und in die momentane Verlegenheit versetzt war, einer sicheren Unterkunft zu entbehren, nahm sie diesmal ihre Zuflucht zu Frank und schlich mit Anbruch der Dunkelheit in den Gasthof in die Kärnthnerstraße, wo es ihr gelang, bis zu dem Secretär des Sabbathianers zu dringen, dem sie sich anvertraute, worauf sie unverzüglich zu dem Oberhaupte der Sectirer gebracht wurde.

Die Aufnahme von Seiten Frank's war eine herzliche.

Nachdem sich seine Ueberraschung ob des unerwarteten Besuches genugsam geäußert, sagte er:

»Indem ich Sie, Frau Gräfin, vor mir sehe, glaube ich mich plötzlich nach Kaminietz zurückversetzt in jene Zeit, wo ich Sie in meine ärmliche Hütte aufnahm.«

»Ach,« seufzte die Patriotin traurig, »es war für mich eine zwar eben so gefahrvolle aber glücklichere Zeit.«

»Glücklicher? Warum glücklicher. Frau Gräfin? Ich blicke prüfend in Polens damalige Lage, ich vergleiche sie mit der der Gegenwart und ich finde keine Rechtfertigung Ihres Ausspruches. Ich entsinne mich eines Gespräches, das ich mit Ihnen, gnädige Frau, in Kaminietz hatte. Schon damals

machte ich Sie auf die hoffnungsloſe Lage Polens aufmerkſam, auf die Macht des Moskowiters an Geld und Menſchen, auf die Uneinigkeit des Adels, die Barbarei, in die der Bauer verſunken iſt und auf den gänzlichen Mangel eines kräftigen Bürgerſtandes. Jener Zuſtand iſt in Polen unveränderlich erhalten, warum alſo ſollte jene Zeit für das Land eine glücklichere geweſen ſeyn? Ich gebe zu, daß ſie weniger hoffnungslos war, allein glücklicher war ſie nicht.«

»Da Ihr mich,« antwortete die Gräfin, »an jenes Geſpräch in Kaminietz und an eine eurer damaligen Aeußerungen erinnert, ſo will ich desgleichen thun, denn ſo wie Ihr blieb auch ich meiner Anſicht getreu. Und wenn, erwiederte ich Euch damals, der Zuſtand Polens noch zehnmal trauriger und hoffnungsloſer wäre, als er ſchon iſt, ſo dürfen wir den theuren Kranken doch nicht aufgeben. Je größer die Gefahr, um ſo ehrenvoller der Kampf, um ſo glorreicher der Sieg.«

»Um Gott, Frau Gräfin,« fiel ihr Frank in die Rede, »Sie hoffen jetzt noch auf Sieg?«

»Soll ich etwa nicht hoffen? Man kann mir das Leben rauben, die Hoffnung nie!«

Frank ſchüttelte mißbilligend das greiſe Haupt, dann ſagte er:

»Gnädige Frau, Sie werden nicht leicht einen Mann finden, der Ihre Tugenden ſo anerkennt, der Sie ſo hoch verehrt wie ich. Daß Sie für unſer armes Vaterland die Hoffnung nicht aufgeben, begreife ich, daß Sie aber jetzt noch den Kampf gegen die beſtehenden Verhältniſſe fortführen, kann ich unmöglich gut heißen und dies liefert mir den Beweis, wie ſelbſt die edelſten Beſtrebungen der Menſchen eine Grenze beſitzen müſſen, wenn ſie ihren preiswürdigen Charakter nicht verlieren und im entgegengeſetzten Lichte erſcheinen ſollen.

Früher galt es einen Kampf gegen eine Macht, freilich eine große, starke Macht, indeſſen der Sieg lag im Bereiche der Möglichkeit, um ſo mehr, da Sie von außen eine Unterſtützung erwarten durften. Jetzt aber ſtehen den Beſtrebungen der polniſchen Patrioten nicht mehr eine, ſondern drei große Mächte gegenüber und Sie wollen es mit allen zugleich aufnehmen?«

»Ein Kampf mit allen drei Theilmächten zugleich wäre Raſerei,« erwiederte die Gräfin, »wir bauen auf ihre Uneinigkeit und brauchen darauf nicht mehr zu warten. Der Krieg zwiſchen Oeſterreich und Preußen ſteht auf dem Punkte des Ausbruches, Rußland wird mit hinein gezogen —«

»Und angenommen,« fiel ihr Frank in die Rede, »es käme Alles, wie Sie es wünſchen, was gedenkt Polen dadurch zu gewinnen? Wie groß auch immer die Erbitterung der drei Theilmächte gegen einander anſchwellen möge, in Einem Punkte werden ſie ſtets einig und entſchloſſen bleiben, nemlich in der Behauptung jener Beute, die ſie ſich zum Nachtheile Polens angeeignet haben. Die polniſchen Beſtrebungen werden immer einen eigenen Gegner finden und ſetzen das Land, abermals beſiegt, nur neuen Demüthigungen aus. Möge, was ich fürchte, nie in Erfüllung gehen, aber ich ſehe für unſer armes Vaterland eine trübe Zeit voraus, eine Zeit des Unheils und der Drangſale, vielleicht gar eine des gänzlichen Unterganges.«

Die Rede des Sectirers blieb bei der Dame nicht ohne Eindruck; ſie ließ das Haupt ſinken und ſtarrte gedankenvoll in den eigenen Schooß, gleichſam erwägend, ob eine ſo ſchreckliche Verkündigung ihre Berechtigung habe.

Nach einigen Minuten ſeufzte ſie aus tiefſtem Herzen,

richtete sich auf und ließ das funkelnde Auge auf Frank ruhen.

»Wie Gott will,« sagte sie entschlossen, »ich bin auf Alles gefaßt, ich stehe mit dem Vaterlande, ich werde mit ihm leben oder fallen. Nationen und Reiche haben ihre Verhängnisse wie einzelne Menschen; ich werde mit keinem Schritte versuchen, dem meinigen aus dem Wege zu gehen.«

Frank, um die traurige Stimmung zu beseitigen, in welche diese Rede die Patriotin versetzte, frug sie ob ihr Aufenthalt in Wien schon lange währe.

»Ich befinde mich nahe an sechs Wochen hier.«

»Und wie lange gedenken Sie noch zu bleiben?«

»In meinem Zwecke läge es, den Winter über hier zu verweilen, allein ich werde darauf verzichten müssen, die Polizei verfolgt mich bereits. Trotz mehrer Wohnungswechsel erhascht sie doch stets eine Spur und in diesem Momente sah ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, zu Euch meine Zuflucht zu nehmen.«

»Zu mir?« fragte der Sectirer verwundert.

Die Gräfin setzte ihn von ihrer Verlegenheit in Kenntniß, und Frank, nachdem er sich eine Weile besann, erklärte sich bereit, dem Wunsche der Dame zu willfahren und sie bei einer der Frauen seiner Leute verbergen zu lassen.

»Auf unsere Verschwiegenheit,« sagte er, »können Sie vertrauen, ob Sie aber trotzdem nicht verrathen werden, dafür vermag ich nicht einzustehen.«

Der eintretende Secretär unterbrach die Unterhaltung, indem er den Hofrath von Beer meldete.

Frank blickte die Polin betroffen an.

»Es scheint,« lispelte er ihr zu, »Ihre Anwesenheit bei [illegible] ist jetzt schon verrathen; der späte Besuch des Herrn Polizeidirectors ist auffällig, doch wollen wir das Spiel nicht im Voraus verloren geben, sondern uns so lange als möglich halten. Treten Sie, Frau Gräfin, in dieses Seitengemach, ich werde Ihre Position Schritt für Schritt vertheidigen.«

Die Dame schlüpfte in das Gemach nebenan, Frank winkte dem Secretär und wenige Secunden später trat Herr Hofrath von Beer ein.

— — — — — — — — — —

Das Oberhaupt der Sectirer trat dem Polizeidirector drei Schritte entgegen, verbeugte sich ehrerbietig und sagte:

»Was verschafft mir das Vergnügen, Sie, Herr Hofrath, noch so spät am Abende bei mir zu sehen?«

»Der Umstand, daß ich in amtlicher Angelegenheit komme, muß die ungewöhnliche Stunde des Besuches entschuldigen.« lautete die abgemessene Antwort.

Darauf wies Frank mit einer einladenden Pantomime auf einen Armsessel, in den sich Herr von Beer niederließ, nicht ohne seinen forschenden Blick das Gemach durchstreifen zu lassen, worauf er, wahrscheinlich über den Luxus der Einrichtung, eine Miene der Verwunderung zeigte.

Frank überließ es jetzt dem Amtsherrn, das Wort zu ergreifen, was dieser auch unverzüglich that.

»Herr Frank,« begann er langsam, aber nicht unfreundlich, »das Amt, so ich begleite, kennen Sie; die Pflichten, die es mir auferlegt, werden Ihnen ebenfalls nicht unbekannt seyn; ich erlaube mir daher, mit Ihnen ohne Umschweife und Winkelzüge zu sprechen und denke damit am kür-

zesten und am sichersten zum Ziele zu gelangen. Sie sind uns verdächtig!«

Das letzte Wort wurde absichtlich betont.

Der Sectirer, ohne davon oder durch den anhaltend prüfenden Blick des Amtsherrn im Mindesten afficirt zu werden, fragte mit einem Tone, der seine vollkommene Ruhe verrieth:

»Wessen bin ich verdächtig, Herr Hofrath?«

»Seit einiger Zeit,« erwiederte Herr von Beer, »bemerken wir in Wien eine ungewöhnliche Anhäufung von Polen.«

»Ah,« dachte Frank, »die Unterhaltung beginnt für die lauschende Gräfin an Interesse zuzunehmen.«

»Diese ungewöhnliche Erscheinung,« fuhr der Amtsherr fort, »ist keine zufällige, sondern hat gewisse politische Motive, die zu erörtern hier nicht am Platze ist. Ich brauche daher kaum zu erwähnen, daß wir den anwesenden Fremden unsere volle Aufmerksamkeit angedeihen ließen, was natürlich auch bei Ihnen und Ihren Leuten der Fall war.«

»Hat vielleicht einer meiner Leute sich irgend eine Handlung erlaubt —«

»Ich lege keinem Einzelnen was zur Last,« unterbrach ihn Herr von Beer, »denn in solchen Fällen macht man nicht so viele Umstände; man bemächtigt sich, ohne ein Wort zu verlieren, des Uebelthäters, und die Sache geht ihren natürlichen Gang; wenn ich hier von Verdacht spreche, so betrifft dies nicht eine einzelne Person, sondern die Gesammtheit.«

»Der Besuch gilt demnach mir und nicht der Gräfin,« dachte der Sectirer und laut setzte er hinzu:

»Darf ich wiſſen, Herr Hofrath, wodurch wir ſo unglücklich waren, Ihren Verdacht zu erwecken?«

»Ich denke,« lautete die kahle Antwort, »dieſe Frage war überflüſſig. Sie kennen die Umſtände, unter denen Sie reiſen, zu gut, um nicht von deren Auffälligkeit überzeugt zu ſeyn.«

»Um Vergebung, Herr Hofrath, ich denke, zwiſchen auffallend und verdächtig ſeyn iſt meines Erachtens ein groſſer Unterſchied.«

»Sie halten ſich an ein übel gewähltes Wort und wollen mir damit entſchlüpfen,« erwiederte Herr von Beer ein wenig eifrig, »ich aber laſſe mich durch dergleichen nicht beirren; man braucht eben mit der Sorge für die öffentliche Ruhe nicht betraut ſeyn, um eine Geſellſchaft wie die Ihrige, und einen Aufwand, wie der iſt, den Sie zur Schau tragen, auffallend und verdächtig zu finden.«

Frank entgegnete: »Ich reiſe mit einer zahlreichen Suite; wär' ich ein Graf oder Fürſt, man würde es natürlich finden, weil ich aber keines von beiden bin, hält man es für verdächtig; darf ein Privatmann nicht in zahlreicherer Begleitung, als dies gewöhnlich der Fall iſt, reiſen? Ich und meine Leute bilden eine eigene chriſtliche Brüderſchaft, wir durchziehen mit einander fremde Länder, um ſie und ihre Bewohner kennen zu lernen, iſt daran etwas Verdächtiges?«

»Ich könnte dieſe Frage leicht mit »Ja« beantworten, unterlaſſe es jedoch, um keine unnöthige Erörterung herbeizuführen, und halte mich lieber an den Hauptpunkt. Sie ſelbſt nannten ſich vorhin einen Privatmann, wie läßt ſich dieſe Stellung mit Ihrem mehr als fürſtlichen Aufwande vereinigen?«

»Es ist somit mein Reichthum, an dem man in Wien Anstoß nimmt?«

»Und zwar den gerechtesten von der Welt. Ich befinde mich hier im hohen Auftrage mit der Pflicht, Sie ernstlichst zu fragen, woher Sie die Summen beziehen, von denen Ihr ungewöhnlicher Aufwand bestritten wird. Man weiß hier, daß Sie dürftig und arm waren, als Sie zur Haft auf die Festung gebracht wurden; erst als die Russen Sie von dort frei ließen, erschienen Sie mit einem Male von ungewöhnlicher Pracht umgeben. Ich frage Sie demnach: welches ist die Quelle, aus der Sie Ihren Reichthum schöpfen?«

»Ich bekenne, Herr Hofrath, daß ich dies Verfahren auffallend finde. Wer, wie ich, die Oeffentlichkeit nicht scheut, kann kein Missethäter seyn; ich finde es hart, von einem Fremden Rechenschaft über die Quellen seines Eigenthums zu fordern. Ich werde mich dazu niemals verstehen.«

»In diesem Falle, mein Herr, müssen Sie binnen vierundzwanzig Stunden Wien verlassen haben.«

»Herr Hofrath!«

»So lautet die hohe Weisung, in deren Auftrag ich erschien.«

»Ich bin somit ausgewiesen, trotz der Papiere und Legitimationen —«

»Vielleicht wegen der Papiere —«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Sie führen Papiere und Empfehlungen einer nordischen Fürstin mit sich — sollten vielleicht Ihre Reichthümer aus der nemlichen Quelle stammen? Können mit Ihrer Reise nicht gewisse Zwecke verbunden seyn, die eine unverfängliche

Außenseite zur Schau tragen, um ihre politische Natur zu verbergen?«

Frank lächelte und erwiederte:

»Ich betheure Ihnen, Herr Hofrath, daß dieser Verdacht vollkommen ungerechtfertigt ist.«

»Beweisen Sie es, indem Sie die Quelle Ihres Reichthums angeben.«

»Ich sehe darin eine Erniedrigung und werde mich, wie bereits gesagt, nie dazu verstehen.«

»Dann müssen Sie es sich auch gefallen lassen, in der angedeuteten Frist von hier abzureisen.«

»Wenn diese Anordnung unabänderlich ist, bleibt mir nichts übrig, als mich ihr zu unterziehen.«

»Damit ist mein Auftrag vollzogen,« schloß Herr von Beer die Unterhaltung, indem er sich vom Sitze erhob.

Der Sectirer that dasselbe.

»Bevor Sie mich verlassen, Herr Hofrath,« sagte er, sich noch einer Angelegenheit entsinnend, »ist es mir gegönnt, noch eine Frage an Sie zu richten?«

»Thun Sie es.«

»Stehen mir vor meiner Abreise noch Verhöre oder gewisse formelle Untersuchungen bevor?«

»Dagegen schützen Sie Ihre Papiere.«

Frank verneigte sich. Der Polizeidirector grüßte vornehm und begab sich hinweg.

Nach seiner Entfernung trat die Gräfin Kassakowska aus dem Nebengemache.

»Nun, gnädige Frau,« begann der Sectirer, »Sie haben die Unterredung mit angehört?«

»Mir entging kein Wort. Wie es scheint, hält man Sie

für einen ruſſiſchen Spion. Dieſes Mißtrauen gegen eine dem Anſcheine nach befreundete Macht rechtfertiget meine Anſichten, die ich Ihnen vorhin mittheilte. Die drei Theilmächte trauen einander nicht und der Krieg von zweien wird die dritte mit hinein verwickeln. Was Ihre Angelegenheit betrifft, ſo billige ich vollkommen Ihre Weigerung, die verlangte Rechenſchaft zu geben.«

»Ahnen Sie auch, Frau Gräfin, warum ich an den Herrn Polizeidirector die letzte Frage richtete?«

»Es geſchah meinetwegen.«

»So iſt es. Sie haben nun in meinem Hauſe nichts zu fürchten. Leider iſt die Zuflucht, die ich zu bieten im Stande bin, nur von kurzer Dauer.«

»Nicht ſo kurz als Sie wähnen.«

»Sind Sie vielleicht entſchloſſen, Wien mit uns zu verlaſſen?«

»Wenn Sie mich in Ihre Suite aufnehmen.«

»Ich bin dazu mit größter Freude bereit. Da uns ähnliche Looſe beſchieden ſind, wollen wir ſie auch gemeinſchaftlich tragen und uns die Laſt gegenſeitig erleichtern. Reiſen Sie ins Himmels Namen mit uns, ſo lange und ſo weit es Ihnen beliebt, Ihre Begleitung wird mir jederzeit angenehm und ehrenvoll ſeyn. Jetzt begeben wir uns zur Ruhe, um die letzte Nacht in Wien zuzubringen.«

Die Gräfin wurde von Meſchullam zu einer der Frauen geleitet, wo ſie die Nacht zubrachte.

XVI.

In welchem eine Abreise und eine Trennung vorkommt.

Frank wartete nicht die ihm zur Abreise gestellte Frist ab, sondern ertheilte den Befehl, daß Alles in Bereitschaft gesetzt werde, Wien noch im Laufe des Vormittags verlassen zu können.

Da seine Ausweisung blos aus der Residenz und nicht aus dem ganzen Reiche verfügt war, so beschloß er sich nach Preßburg zu begeben, da er, so wie in Böhmen und Mähren, auch in Ungarn viele Anhänger zählte.

Die Gräfin Kassakowska verließ die Fremdenstube nicht mehr, sondern erwartete mit Sehnsucht die zum Aufbruch bestimmte Stunde.

Frank hatte ihr melden lassen, daß er ihr im Laufe des Vormittags ihre Reisegesellschaft senden werde, und man kann sich leicht die Ueberraschung der Dame vorstellen, als sie in den Personen, die sich ihr in dieser Eigenschaft vorstellten, Thamar und Gideon erkannte.

Vergangene Zeiten traten mit einem Male wieder in den Vordergrund des Gedächtnisses.

»Wer von uns,« sagte sie wehmuthsvoll lächelnd, »hätte vor zehn Jahren daran gedacht, daß wir in Wien zusammentreffen werden, um von hier wieder eine Art Flucht anzutreten? Ihr seyd ausgewiesen, ich bin verfolgt, unsere Lose sind

ſich ähnlich, wie unſere Beſtrebungen, der einzige Unterſchied beſteht darin, daß Ihr in Sachen der Religion diſſentiret, während ich den Streit auf dem Felde der Politik führe. Wir alle ſind dem gefährlich, was beſteht, darum entzieht man uns die Wohlthat einer bleibenden Wohnſtätte. Erinnert Ihr Euch noch an Mirogrod und die Gefahren, denen wir dort preisgegeben waren, und ich denke mit einer Art Vergnügen daran zurück, damals, ach damals belebte mich noch die Siegesgewißheit, während ich jetzt nur noch von Hoffnungen aufrecht gehalten werde, die wer weiß wann ſich erfüllen werden.«

Gideon verſuchte die Gräfin mit einigen Worten zu tröſten.

»O, o,« machte die Dame, ihrer Rede einen entſchiedeneren Ton verleihend, »Du ſcheinſt der Meinung zu huldigen, als ob ich wegen der bisher mißlungenen Anſchläge des Troſtes bedürfe. Du irrſt, mein Freund, ſo weit iſt es mit mir noch nicht gekommen. Mein Herz trauert ob der Lage des Vaterlandes, ob des Sieges, den die Gewalt über das Recht erlangte, aber es iſt ſtark genug, das Leid darob zu ertragen und reich genug, den Troſt dafür in ſich ſelbſt zu finden.«

Die Vertraulichkeit, mit der die Gräfin Gideon anſprach, befremdete Thamar der Art, daß ihre Mienen gegen Willen es zu erkennen gaben, worüber die Gräfin ein Lächeln zu unterdrücken nicht vermochte.

»Wie es ſcheint, meine Liebe,« ſagte ſie mit Heiterkeit, »nehmen Sie an dem vertraulichen Du Anſtoß, mit dem ich Herrn Kohen anſpreche; es gab eine Zeit, wo unſere beiderſeitige Sicherheit uns nöthigte, uns für Geſchwiſter auszugeben, damals nannte ich ihn »mein Bruderleben« und heute,

wenn auch ſeitdem zehn Jahre verfloſſen, gebe ich das Recht, ihn wieder ſo zu nennen, nicht auf. Denken Sie dabei nichts Arges, meine Liebe, mich und Gideon hat nicht Geburt, ſondern das Leben verſchwiſtert, ich werde nie anders als mit dem Gefühle der wärmſten Freundſchaft an ihn denken.«

Der Vormittag verging unſern Bekannten raſch und der Augenblick der Abreiſe nahte heran.

Die Gräfin Kaſſakowska kam mit Gideon, Thamar und deren Muhme in Eine Kaleſche zu ſitzen.

Das regneriſche Wetter kam den Sectirern inſoferne gelegen, daß ſie Wien ohne Aufſehen verlaſſen konnten.

Sie fuhren durch die wenig belebten Straßen raſch dahin und Gideon und Thamar, für die polniſche Patriotin beſorgt, athmeten erſt leichter auf, als ſie die Linie von St. Max im Rücken hatten.

Daß den Dreien die Reiſezeit bis nach Preßburg ſchnell vergieng, braucht kaum erwähnt zu werden, da Jedes von ihnen ſeine Erlebniſſe ſeit der Trennung von Mirogrod zu erzählen hatte, worüber ein großer Theil des Tages verſtrich.

Unſere Bekannten beſchäftigten ſich jedoch nicht nur mit der Vergangenheit, ſondern auch mit der Zukunft.

Was die Gräfin betraf, ſo befand ſie ſich mit der Ueberſchreitung der ungariſchen Grenze in vollkommener Sicherheit.

Es entſprach ihrem Ziele nicht, lag ſomit auch nicht in ihrer Abſicht, mit den Sabbathianern von Stadt zu Stadt zu ziehen und die Zeit auf einer Reiſe zu vergeuden, ohne dem Vaterlande zu nützen; ſie beſchloß daher von Preßburg die Donau abwärts bis in die Walachei zu fahren und von dort die Reiſe durch die Moldau nach Podolien anzutreten.

Dieſen Entſchluß theilte ſie ihren Reiſegefährten mit und

freuete ſich nicht wenig, als Gideon ihr die Mittheilung machte, daß auch er und Thamar, von Frank ſich trennend, die nemliche Route nehmen würden.

Die Liebenden, von der Sehnſucht nach ihrem Vaterlande und von dem Wunſche, dort wieder einen bleibenden Wohnſitz zu nehmen, beſeelt, hatten ſich bereits früher mit Frank darüber beſprochen, der dagegen keinerlei Einwendung machte.

»So es Euch nach der Heimat zieht,« ſagte er, »reiſet in Gottes Namen dahin, meine beſten Wünſche und mein Segen werden Euch geleiten. Was die Pflichten anbelangt,« ſagte er zu Gideon, »die Du im Vereine mit Luzzato übernommen, ſo wirſt Du ihnen auch fernerhin nachkommen und Dich deshalb mit mir in brieflichen Verkehr ſetzen. Es thut mir zwar leid, Euch ferner nicht mehr in meiner Nähe zu wiſſen, allein ich verzichte gerne darauf, wenn euer Glück die Trennung gebeut.«

Auf dieſe Zuſage bauend, beſchloſſen nun die Liebenden in Geſellſchaft der Gräfin Kaſſakowska von Preßburg aus die Heimreiſe anzutreten.

Mitternacht war ſchon vorüber, als man in der ungariſchen Krönungsſtadt anlangte und in den im Voraus beſtellten Gaſthof einzog.

Frank, von dem Wunſche unſerer Bekannten unterrichtet, billigte ihn und beauftragte den Secretär, eines der Flußſchiffe zu miethen, welcher zur Aufnahme der Reiſenden bereit ſeyn ſolle.

Nur noch Einen Tag verlebte die Gräfin unter den Sabbathianern, denn ſchon der nächſte Morgen war zur Abfahrt beſtimmt.

Sie und Thamar verbrachten den letzten Abend in Gideons und Luzzato's Gesellschaft, wozu sich auch, freilich nur auf kurze Zeit, Jacob Frank einfand, um von seinen Bekannten Abschied zu nehmen.

Rührend bemächtigte sich aller Anwesenden, als der würdige Greis herzliche Worte an sie richtete, welche auf lange Zeit, vielleicht für immer die letzten waren, die sie von seinen Lippen vernahmen.

»Das Schicksal,« sagte er unter Anderm, »hat uns zusammengeführt, das Schicksal trennt uns wieder. Wir theilen das Loos alles Irdischen. Freud und Leid wechseln ab im Leben, so wie Glück und Unglück. Fragt Leute, die das Glück erringen, welche Augenblicke des Lebens ihnen die angenehmsten waren, und sie werden Euch antworten: Jene, wo wir nach dem Glücke gestrebt haben! — Ihr, meine Lieben, lebt jetzt in einer Zeit, die Ihr einst für die angenehmste halten werdet. Auf wie lange wir uns trennen? Wer wagt es den Schleier der Zukunft lüften zu wollen? Vielleicht auf nur kurze Zeit, vielleicht auf lange, vielleicht auf immer. Wie es aber auch komme, Eines ist gewiß, wir werden uns wieder sehen, darauf hoffen wir Alle, Jud und Christ, und daran halten wir fest in Ewigkeit. Lebt wohl, Gott der Vater im Himmel sey mit Euch!«

Die Andern neigten die Häupter vor ihm, er betete den Segen des Himmels auf sie herab, dann schied er.

— — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen stieß vom linken Donauufer ein Schiff ab.

Drei Personen, ein Mann und zwei Frauen, standen in der Nähe des Steuermannes und grüßten zwei Männer am Ufer,

die ihnen das Geleite gegeben hatten und freundliche Blicke und heiße Glückwünſche nachſendeten.

Dieſe waren Frank und Luzzato, jene die Gräfin Kaſſakowska, Thamar und Gideon.

Das Fahrzeug rann auf dem Rücken des Fluſſes ſich wiegend leicht dahin.

Immer größer wurde die Entfernung, immer kleiner erſchienen ſich die Getrennten, die weißen Tücher, mit denen ſie ſich Lebewohl zuwinkten, ſchimmerten in den Sonnenſtrahlen nur noch wie kleine Punkte, bis endlich das Schiff durch eine Krümmung des Fluſſes ganz unſichtbar wurde.

Werden ſich die Getrennten wieder ſehen?

XVII.

Was mit dem Ehepaar Jodler weiter geſchah.

Wir kehren vor dem gänzlichen Schluſſe unſerer Erzählung auf kurze Dauer nach Wien zurück, um die Leſer in Bezug auf das Schickſal zweier Perſonen zu befriedigen, deren Eine ſie in Mirogrod kennen lernten, von dort nach Warſchau begleiteten, in Wien wieder fanden und zwar an der Seite der zweiten, die mit ihr zuſammen einen Leib und eine Seele ausmachen ſollte.

Wir meinen Herrn Chriſtoph Jodler und ſeine Gattin Eleonora.

Wir verließen das ehrenwerthe Ehepaar in jenem merkwürdigen Zwitterzuſtande, in welchem der Menſch zuweilen durch eine gewiſſe Macht von außen her verſetzt wird, ſeiner körperlichen Thätigkeit ſich erfreuend, über ſeine erzwungene

Unthätigkeit ſich ärgernd; ſeiner Willenskraft bewußt, aber ſie auszuüben verhindert; ſeiner Sinne vollkommen mächtig, trotzdem aber ohnmächtig; innerlich frei, äußerlich unfrei; geiſtig unbeſchränkt, körperlich aufs Engſte begrenzt, mit einem Worte das würdige Ehepaar war eingeſponnen; eingeſponnen wie Chryſoliden, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe, ohne zu freſſen, blos durch Athmung mit der Außenwelt im Verkehr bleiben, während unſere »Puppen« aßen, tranken und ſeufzten.

Werden auch ſie ſich metamorphoſiren, werden ſie die Gefängnißhülle durchbrechen und als unſchuldige Schmetterlinge herausflattern?

Ja, ja, ja!

Die Unſchuld kann verkannt werden, endlich aber muß ſie doch triumphiren, wenn auch manchmal der Triumph ſich erſt dann einfindet, nachdem die Unſchuld bereits zu Tode gehetzt worden.

Bei dem Chirurgen und ſeiner zweiten Hälfte war dies, gottlob! nicht der Fall, der Sieg der Unſchuld kam noch zeitlich genug.

Der Herr Hofrath von Beer hatte am nächſten Vormittage den Rapport über die nächtliche Arretirung kaum erhalten, als er das Ehepaar aus den Gefängniſſen — denn die Wonne des Beiſammenſeyns war ihnen nicht geſtattet — holen ließ.

Der Chirurg wurde zuerſt vorgeführt.

Der Polizeidirector betrachtete ihn eine Weile finſter, dann brach er unerwartet in den Ruf aus:

»Quousque tandem abutere patientia nostra?«

Jodler ſah den Amtsherrn mit einem Schafblicke an,

hierauf erwiederte er ſchüchtern: »Um Vergebung, Euer Gnaden Herr Hofrath, ich habe während meiner ſiebenjährigen Kriegspraxis nur ruſſiſch und polniſch gelernt, vom Lateiniſchen findet man bei mir wenig Cultur, auch in Polen ward mir nur geringe Gelegenheit, mich darin zu perfectioniren, denn mit Ausnahme des aufrühreriſchen Rufes: Via Polonia!« bekommt man dort wenig Lehrreiches zu hören.«

»Gut,« antwortete der böſe Herr von Beer, »ich will Ihm die Worte verdollmetſchen und frage Ihn auf deutſch: »Wie lange will Er unſere Geduld noch mißbrauchen?«

»Ach, gnädiger Herr,« erwiederte Jobler ſeufzend, »dasſelbe hab' auch ich immer die polniſchen Patrioten gefragt, die Schelme aber hüteten ſich mir darauf zu antworten.«

»Wie, zum Teufel, iſt Er zu den Polen gekommen?«

»Durch die Ruſſen.«

»Wie kam Er zu den Ruſſen?«

»Durch den ſiebenjährigen Krieg, alles Uebel kommt vom Kriege. Ich habe bei Liegnitz und bei Kunnersdorf mitgefochten, das heißt, als Feldſcherer, dann wurde ich vom General Laudon abgetreten, denn die ruſſiſche Medicin liegt ganz und gar in den Windeln, dieweilen die Ruſſen als ein barbariſches Volk noch viel ärger tractirt werden müſſen, bei ihnen hat die Civiliſation noch keine ſolchen Rückſchritte, Fortſchritte wollt' ich ſagen, gemacht, wie zum Exempel bei anderen Populationen, wo die Facultäten —«

»Schon gut,« fiel ihm der Polizeidirector ins Wort, »davon ſoll hier nicht die Rede ſeyn.«

»Wovon denn ſonſt?«

»Von ſeinem Verbrechen.«

»Ich ein Verbrecher? Das iſt ein hartes Wort Euer

Gnaden, ein Wort, welches mein Herz all mein Leben lang drücken wird. Ich habe vielleicht gefehlt, denn wo gibt es einen Menschen, der in seinem Leben nicht wenigstens einmal gefehlt hätte? aber verbrochen hab' ich nie etwas. Was ich mir zur Last lege, ist die wohnungsveränderliche Unterbringung der polnischen Gräfin bei der niederösterreichischen Hebamme oben im dritten Stock; das that ich jedoch nur von wegen mehrjährig gepflogener Bekanntschaft mit selbiger Dame, und des ihr von damals schuldenden Dankes, da ich ohne sie nie erlebt hätte, nach Wien zurückzukommen und im dasigen Orte den Barbierladen zu etabliren; freilich muß man anderseits auch erwägen, daß wenn ich nicht nach Wien gekommen wäre, ich muthmaßlich auch nicht eingeclausulirt worden wäre, denn anderwärts, zum Exempel in Polen, wird man wegen ähnlicher Kleinigkeiten niemals eingesperrt.«

»Das nennt Er Kleinigkeiten? Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß er in Polen von Grund und Boden aus verdorben worden ist. Uebrigens sind auch wir Doctoren, unsere Facultät hat schon viele solche Auswüchse operirt.«

»Pardoniren Euer Gnaden Herr Hofrath, das Operiren ist wohl eine Kunst, am Ende aber bleibt das Heilen nach der Operation die Hauptsache. Hippokrates war bekanntlich von der griechischen Facultät —«

»Laß er den Hyppokrates bei Seite und gesteh' er lieber, daß er mit dem Pawlow bekannt worden.«

»Selbiger Pawlow ist auch ein Mitglied der Facultät, aber nicht der griechischen, sondern der polnischen, er scheint mir aber mehr Patriot als Chirurgus zu seyn.«

»Ein Verschwörer ist er, ein Unruhestifter —«

»O, er hat mir auch viel Unruhe geſtiftet.«

»Er war alſo mit dem Pawlow im Bunde?«

»Er wollte mich mehre Male zum Bündling machen, aber ich zog mich jederzeit aus der Schlinge.«

»Darüber möcht' ich näher unterrichtet ſeyn, darum red' Er, aber kurz, ſehr kurz.«

Jobler erzählte ſeine polniſchen Abenteuer und befliß ſich dabei einer lobenswerthen lakoniſchen Kürze.

Die Mittheilung des Barbiers ließ den Amtsherrn deſſen Charakter und Unſchuld deutlich erkennen, ſeine Miene begann daher von Minute zu Minute freundlicher zu werden, ſo daß er, als Jobler zu Ende kam, zu ihm ſagte: »Mein Lieber, Er hat ſich in halsbrecheriſche Unternehmungen eingelaſſen und es iſt zu verwundern, daß Er überall mit heiler Haut davongekommen iſt.«

»Derohalb, Euer Gnaden, hoffe ich, daß es mir auch hier in Wien gelingen wird, mit unbeſchädigtem Futteral durchzubringen.«

Der Polizeidirector nahm ſich keine Mühe, ihn darob zu beruhigen, ſondern befahl ihm, einſtweilen in ein Cabinet nebenan zu treten, und als dies geſchehen war, klingelte er und ließ die Frau des Barbiers vorführen.

Dame Eleonore erſchien mit rothgeweinten Augen, die Hände auf dem Bauch liegend, mit ineinander geſchlungenen Fingern. Sie ſah aus wie eine arme Sünderin.

Der Amtsherr blickte ſie eine Weile an, dann fuhr er ſie barſch an: »Ihr war't neulich bei mir?«

»Leider Gottes!«

»Warum leider Gottes?«

»Weil ich unwürdige Gattin meinen Herrn und Meiſter verrathen habe,« ſchluchzte ſie.

»Ihr ſeyd alſo mit ihm im Bunde?«

»Soll ich es nicht ſeyn? Bin ich nicht ſeine ihm chriſtlich angetraute Gemalin?«

»Ich ſagte es Euch gleich, daß jene Dame keine Jüdin ſey.«

»Euer Gnaden wußten mehr als ich.«

»Ich ſagte Euch weiter, daß jene Frau andere Dinge im Kopfe führe als Liebeleien.«

»O, Euer Gnaden haben ſich auch darin nicht getäuſcht, nur ich, ich war die Kurzſichtige, mich hat die Liebe geblendet, und ich wurde an meinem Gatten zur Judaſſin. O, daß ich ſolche Schmach nie erlebt hätte!«

»Ihr ſeyd ſehr ſtrafwürdig.«

»Ja, ich bin es.«

»Ihr geſteht alſo?«

»Was ſoll ich geſtehen?«

»Daß Ihr Euch ſpäter mit der Gräfin ins Einverſtändniß geſetzt und ſie gewarnt habt, damit ſie ſich zeitlich genug ſalvire.«

»Euer Gnaden, ich bin ſtrafwürdig, nicht wegen der Gräfin, ſondern wegen meines Mannes. Ich hab' ihn verleumdet, freilich aus Liebe, aber das ändert an dem Verbrechen nichts. Mein Jobler iſt ein braver Mann, ein vortrefflicher Doctor, ein tadelloſer Bürger. Was die polniſche Gräfin betrifft, ſo hab' ich nie mit ihr ein Wort geredet. Ich dachte nicht daran, ſie zu warnen, ſondern als ich mich zur Hebamme verfügte, wähnte ich noch immer meinen Mann bei der Jüdin zu überraſchen; erſt als die löbliche Unterſuchung kam, fingen mir an die Augen aufzugehen. Mein Mann iſt unſchuldig,

die Hebamme iſt unſchuldig, die hochlöbliche Polizei iſt unſchuldig, alle ſind unſchuldig, nur ich bin's nicht.«

Und ſie fing noch heftiger zu ſchluchzen an.

Der Amtsherr wendete ſich jetzt gegen die Thür des Nebengemaches und rief: »Komm' Er heraus!«

Jobler trat aus dem Cabinet.

Als Frau Eleonore ihn erblickte, breitete ſie ihre dicken Arme auseinander und rief: »Chriſtoph, kannſt Du mir verzeihen?«

»Hier wird nichts umarmt!« rief Herr von Beer dazwiſchen, um der Glut beiderſeitiger Zärtlichkeit einen Dämpfer aufzuſetzen; »hier kann wohl amtlich verſöhnt werden, außeramtliche Zärtlichkeiten werden jedoch nicht geſtattet.«

»Euer Gnaden Herr Hofrath,« begann Jobler, »meine Eleonore iſt eine brave, eine im Geſchäfte ſehr verwendbare Frau; ſie iſt weder bart- noch blutſcheu, ich kann ſie zu jeder Zeit verwenden, ſie iſt ſehr practiſch; ſolche Weiber können fehlen, ſie können ſtrauchein, aber fallen können ſie nie. Meine Eleonore hat ſich an mir vergangen, allein Verzeihen iſt göttlich. Ich bin ein Doctor und weiß wie angenehm es iſt, ſeine Fehler mit der Erde bedeckt zu ſehen; ich will daher auch die ihrigen in das Grab der Vergeſſenheit verſenken und bitte Euer Gnaden inſtändigſt, meinem Beiſpiele zu folgen und desgleichen zu thun. Ich bitte Euer Gnaden zu erwägen, daß ich ſieben Jahre im Militär gedient habe und daß ich wahrſcheinlich noch weitere ſieben Jahre gedient hätte, würde mich der General Loudon nicht abgetreten haben.«

Der Polizeidirector beſann ſich eine Weile, dann erwiederte er:

»Was Ihr mit einander vorgehabt, geht mich nichts an; mich kümmert blos, in wie weit Ihr Euch gegen Sicherheit

und Geſetz vergangen. Sintemalen jedoch bis jetzo noch keine böſe Abſicht von eurer Seite an das Licht gekommen, dieweilen aber eine ſolche ſpäter vielleicht eruirt werden könnte, reſolvire ich in Anbetracht der Militärdienſtzeit des Arretirten, in Anbetracht der Zurechnungsloſigkeit der Arretirten, in Anbetracht des ſonſt unverdächtigen Wandels beider Arretirten, daß Ihr Chriſtoph Jobel ſammt Ehefrau Euch ruhig nach Hauſe begebet und ab instantia von jeder weiteren Unterſuchung dispenſirt werdet.«

Die Eheleute, als ſie von der Entlaſſung hörten, kümmerten ſich um das Damoklesſchwert »ab instantia« nicht weiter, ſondern fielen über die Hände des Hofrathes her, um ſie ihm trotz allen Sträubens zu drücken und zu küſſen; ſie brachen in einen Strom von Dankſagungen aus, den der Amtsherr anfangs abzuwehren ſuchte, als ihm dies aber nicht gelang, flüchtete er in das Cabinet und verſchloß die Thür hinter ſich.

Die Eheleute verfügten ſich nach Hauſe.

So endete das letzte polizeiwidrige Unternehmen, in welches der Chirurgus Jobler gegen ſeinen Willen verſtrickt wurde, von dieſem Tage an befliß er ſich in allen ſeinen Reden und Handlungen einer beſonderen Fürſicht um mit Herrn von Beer ja in keine Berührung mehr zu kommen, damit das vaterländiſche ab instantia nicht einmal in Anbetracht gezogen werde.

Im Gefolge der letzterzählten Unannehmlichkeit Jobler's erſchien ein unglaubliches Ereigniß, welches auf der Mehlgrube viel von ſich reden machte.

Frau Eleonore Jobler fühlte ſich auf einmal guter Hoffnung, ein Glück, auf welches das Mitglied der Facultät längſt verzichtet hatte.

Böswillige nachbarliche Zungen ſuchten manchen unwürdigen Verdacht auf die Frau Chirurguſſin zu werfen, allein die Welt hat es von jeher geliebt, das Strahlende zu ſchwärzen, und daß Frau Eleonore damals geſtrahlt hat, vor Freude nemlich, daran wird wohl kein Menſch zweifeln.

Aber nicht nur die Bosheit, ſondern auch der Spott der Nachbarn rieb ſich an Jobler's Glück.

Nachbar Krämer rief: »Jetzt wiſſen wir, warum beim Barbier die polizeiliche Unterſuchung ſtattgefunden!«

Und die Nachbarin ſetzte hinzu: »Nun iſt's auch aufgeklärt, warum Frau Jobler ſich zur Hebamme geflüchtet hat!«

Unſer Ehepaar kümmerte ſich indeſſen eben ſo wenig um den Spott, wie um die Bosheit, ſondern harrte »freudvoll und leidvoll« dem Eheſegen entgegen, der in der Geſtalt eines ungewöhnlich fetten Mädchens ins Haus geſchrien kam.

Herr Jobler, um ſeine polizeiliche Correctheit zu manifeſtiren, bat die Frau Hofräthin von Beer zur Taupathin, und ließ, zum ewigen Andenken an ſeine Losſprechung ab instantia, ſeine Tochter auf den Namen »Conſtantia« taufen.

Somit ſcheiden wir von dem Ehepaare, bitten jedoch unſere Leſer, den Namen »Conſtantia Jobler« nicht aus dem Gedächtniß zu verlieren, denn ſie dürfte ihm in einer unſerer nächſten Erzählungen wieder begegnen.

Ein Nachſpiel.

Wenn der Leſer das geſchichtliche Gemälde, welches wir vor ihm enthüllt haben, von dem erreichten Standpunkte überblickt, wird er ohne Mühe zwei verſchiedenartige, neben einanderſtehende Gruppen gewahren, deren jede einen Theil des Inhaltes bildet, von denen aber einzelne Figuren nach beiden Seiten hin thätig ſind und ſomit dem Bilde das Anſehen eines einheitlichen Ganzen verleihen.

Ein religiöſer Conflict, hervorgegangen aus der Mitte des Judenthums, ferner die gleichzeitigen politiſchen Wirrniſſe, entſprungen den eigenthümlichen Zuſtänden eines durch ſein Unglück berühmt gewordenen Landes, bilden die hiſtoriſche Grundlage des Gemäldes, aus welcher ſich die Handlung naturgemäß nach zwei Seiten hin abzweigen mußte.

Indem wir beide Aeſte verfolgten, gelangten wir zu den Kataſtrophen; der Sabbathianer wanderte in den Kerker nach Czenſtochow, um daraus als Oberhaupt einer Secte hervorzugehen, während anderſeits dem Adelsbündniſſe zu Bar die erſte Theilung Polens entſproß.

Und in der Handlung weiter fortſchreitend, ſahen wir das Beſtreben Frank's, ſeine Anhänger zu vermehren und durch ein geiſtiges Band zu einem Ganzen zu verbinden, wir gewahrten aber auch die Hinderniſſe, die ſich ihm gerade dort entgegenſtellten, wo er den fruchtbarſten Boden für ſeine Lehre fand; anderſeits ſtießen wir wieder auf jene Anzeichen

geheimer politiſcher Thätigkeit, die von dem Polenlande auszugehen anfing und die, wie wir Alle recht wohl wiſſen, bis zum heutigen Tage noch nicht erlahmt iſt, trotzdem daß das unglückliche Land ſeitdem mehre Dolchſtöße empfing, die ihm bis zum Herzen drangen.

Doch auch damit iſt unſere Aufgabe noch nicht zu Ende; wollen wir ihr ganz entſprechen, ſo müſſen wir noch weiter vorwärts dringen, und unſer Gemälde nach beiden Seiten hin zu einem für den Leſer beruhigenden Abſchluß bringen.

Um dieſes Ziel zu erreichen, bemüſſiget uns die Geſchichte, einen Zeitraum von zwölf Jahren zu überfliegen und uns in das Jahr 1791 zu verſetzen.

Um den Zuſammenhang herzuſtellen, werden wir die bezüglichen Geſchehniſſe während des dazwiſchenliegenden Zeitraumes in kurzen Umriſſen ſkizziren, und dann das noch zu Erzählende anſchließen. Zu dieſem Behufe ſondern wir der Deutlichkeit wegen unſer »Nachſpiel« in zwei Theile, deren erſter ſofort beginnt.

Die Sabbathianer.

Frank durchzog in der von uns beſchriebenen, Aufſehen erregenden Weiſe Böhmen, Mähren, Ungarn, Polen und die Fürſtenthümer, fortwährend beſtrebt, ſeine Anhänger zu vermehren und die Secte in einer gewiſſen Art zu organiſiren.

Wohin er jedoch kam, er ſtieß vielſeitig auf behördliche Hinderniſſe, wozu ſein fabelhafter Aufwand und das Abenteuerliche ſeines Aufzuges nicht wenig beitrugen.

Man muß in Betracht ziehen, daß zur ſelben Zeit die Wundermähren Caglioſtro's durch die Welt zogen und daß

ſich jedem Unbefangenen zwiſchen Frank und Caglioſtro mehre Aehnlichkeiten aufdrangen; bei Beiden kannte man die Quelle nicht, aus welchen ihr Reichthum floß, beide reiſten von ungeheurem Aufwande begleitet, und das Myſteriöſe ihrer Erſcheinungen vermehrte den abenteuerlichen Eindruck.

Reiſende, welche Frank und Caglioſtro kennen lernten, erwähnen, daß die Phyſiognomien Beider einen gleich großen Eindruck hervorbrachten, daß ihre Erſcheinungen impoſant genannt werden konnten, und daß die Wirkung ihres begeiſterten Wortes eine nachhaltige war.

Bemerkenswerth iſt es weiter, daß die größte Celebrität Frank's in die Achtzigerjahre fiel, gerade ſo wie bei Caglioſtro.

Indem wir dieſer zufälligen Aehnlichkeiten erwähnen, denken wir nicht daran, den religiöſen Schwärmer, dem ſelbſt ſeine erbittertſten Feinde nichts Böſes nachweiſen können, mit einem Betrüger wie Caglioſtro in eine Linie zu ſtellen; Frank ſchadete ſich und ſeiner Sache durch die Abenteuerlichkeit, in welcher er muthmaßlich die meſſianiſchen Aufzüge Sabbathai Zewi's aus dem Morgenländiſchen ins Abendländiſche überſetzte, wobei er aber den großen Fehler beging, den ſeit Sabbathai veränderten Zeitverhältniſſen keine Rechnung zu tragen.

Nach mehrjährigem Herumziehen begab ſich Frank zum zweiten Male nach Wien, hoffend, unter der Regierung Kaiſer Joſephs II. zu erreichen, was ihm unter Maria Thereſia verſagt worden war; allein er täuſchte ſich, Joſeph II. war ein entſchiedener Gegner jeden Sectirerthums, was ſeine Strenge gegen die in Böhmen aufgetauchten Adamiten zur Genüge dargethan. Frank wurde daher zum zweiten Male aus Wien ausgewieſen.

Von dem Wunſche beſeelt, endlich einen bleibenden Wohnſitz zu haben, wendete er ſich an den Fürſten von Iſenburg, der ihm geſtattete, ſich mit ſeiner Familie und mit fünfzig Perſonen ſeines Gefolges in Offenbach bleibend niederzulaſſen, wozu er ihm gleich ſeinen eigenen Palaſt vermiethete, den Frank im Jahre 1788 mit ſeinen Leuten bezog.

Hier lebte nun Frank mit fürſtlichem Aufwande in der großartigſten Weiſe.

Zwei ſeiner Gardiſten hielten mit entblößten Säbeln fortwährend die Wache am Portale des Palais, zwei andere hüteten den Eingang in ſeine Gemächer.

Er ſelbſt war unzugänglich für Jedermann, nur ſeine Familie, ſein Secretär ſowie der Arzt, wenn er ſich unwohl befand, hatten bei ihm Zutritt.

Sämmtliche Geſchäfte beſorgte der erſte Secretär und die Menge der Arbeiten kann man erwägen, wenn man bedenkt, daß Frank's Suite bald die Zahl von tauſend Perſonen erreichte Männer, Frauen, Kinder, die ſämmtlich, ohne irgend ein Gewerbe zu treiben, von ſeiner Caſſe reichlich unterhalten wurden.

Aber nicht nur Frank's nächſte Umgebung, ſondern die Ergebniſſe in der ganzen Secte gehörten in den Bereich der Geſchäfte.

Das Offenbacher Schloß glich einem Bienenkorbe, zu welchem von weit und breit, aus Böhmen, Ungarn, Polen u. ſ. w. nicht nur einzelne Männer, ſondern ganze Familien gepilgert kamen, darunter oft ſehr wohlhabende, die ſich aber durch die öfteren weiten Reiſen und durch den langen Aufenthalt in Offenbach oder in deſſen Nähe zu Grunde richteten. Angeſehene Familien ſendeten ihre erwachſenen Söhne und Töchter zum bleibenden Aufenthalte dahin und es iſt That-

ſache, daß die Anhänglichkeit vieler Bekenner ſo weit ging, reiche Geldſpenden in ſolchem Maße zu liefern, daß ſie ſpäter ſelbſt in mißliche Verhältniſſe geriethen.

Im Hauſe war Frank nur ſichtbar, wenn er am Fenſter erſchien, außer demſelben konnte man ihn nur im Wagen ſehen, wenn er an Wochentagen um vier Uhr Nachmittags zur Verrichtung ſeiner Andacht ins Freie fuhr, oder an Sonntagen, wo er regelmäßig der Meſſe in der katholiſchen Kirche zu Birgelein beiwohnte, einem Dorfe, das eine Viertelſtunde von Offenbach entfernt liegt.

Die Fahrt zur täglichen Andacht im Freien geſchah immer mit demſelben Pomp. Eine prächtige Caleſche, Garden und Couriere fehlten nie.

Dem Wagen Frank's folgte jedesmal ein Reiter, der auf prachtvoll angeſchirrtem Roſſe ſaß, das mit vielen Schellen behangen war.

Der Reiter führte einen waſſergefüllten Schlauch mit ſich, deſſen Ende mit einer Gießroſe verſehen war, von der Form, wie ſie bei den Spritzkannen anzutreffen iſt.

So oft nun Frank ſein Gebet unter freiem Himmel, mitten im Felde verrichtet hatte, begoß der Reiter vom Pferde herab den Platz, wo das geſchehen war, eine Ceremonie, deren Zweck unbekannt, deren Begründung nirgends aufzufinden iſt.

Die Gardiſten verhinderten, daß Frank in der Verrichtung ſeines Gebetes von lebenden Weſen geſtört oder belauſcht wurde.

In der Kirche verrichtete er ſein Gebet ebenfalls auf höchſt eigenthümliche Weiſe.

Ein koſtbarer Teppich wurde vor ihm auf dem Boden ausgebreitet. Auf dieſen legte er ſich, nach orientaliſcher Sitte

der Länge nach hingeſtreckt, mit dem Antlitze gegen die Erde und betete leiſe, daß kein Menſch ihn hörte.

Sein rothes Käppchen, welches er ſtets trug, nahm er ſelbſt in der Kirche nicht ab.

Es wurde bereits erwähnt, daß ihm von allen ſeinen Anhängern eine faſt abgöttiſche Verehrung bezeigt wurde, dazu kann beigefügt werden, daß auch alle übrigen Bewohner von Offenbach ihm mit großer Ehrfurcht begegneten und daß er als eine myſteriöſe Celebrität in der Umgegend in hohem Anſehen ſtand.

Ein noch jetzt lebender Augenzeuge gibt dafür das glaubwürdigſte Zeugniß.

Als ich im Frühjahr 1855 den Plan gefaßt hatte, die »Sabbathianer« zum Vorwurf eines Romans zu machen, kam ich zufällig darüber mit Herrn C. A. Hartleben, dem Neſtor der öſterreichiſchen Verlagsbuchhändler, zu ſprechen. Dabei kam die Rede auch auf Frank, und Herr Hartleben überraſchte mich mit der Mittheilung, daß er ihn perſönlich gekannt habe.

»Es war gegen Ende der Achtzigerjahre —« erzählte er — »als ich mit meiner Mutter nach Offenbach kam. Meine Mutter machte mich auf eine reiche Equipage aufmerkſam, die von uniformirten Reitern begleitet, dahergefahren kam und in welcher ein ſehr ehrwürdiger, ſtattlich ausſehender alter Herr ſaß.

»Das iſt der berühmte Frank,« ſagte mir meine Mutter.

»Ich war damals ein Knabe und dachte nicht daran, mich zu erkundigen, warum denn dieſer Frank berühmt ſey. Ich entſinne mich indeſſen recht wohl, daß er in einem ſchönen Hauſe wohnte, welches man Schloß nannte, und daß ihm

von den Offenbachern mit großer Ehrfurcht begegnet wurde. Mir erſchien er wie ein Fürſt oder ſonſt ein regierender Herr.«

So weit dieſe mündliche Mittheilung.

Unſere gedruckte Quelle erwähnt noch, daß Frank in Offenbach den Titel eines »Barons« angenommen habe, davon weiß Herr Hartleben nichts, er hörte ihn blos »Frank« nennen; es iſt möglich, daß man ihn hie und da, weil er großen Reichthum beſaß und im fürſtlichen Palaſte wohnte, den »Baron Frank« nannte. Von ſeinen Anhängern wurde er ſicher nicht ſo titulirt.

Die Leibes- und Waffenübungen ſeiner Leute im Garten oder Keller, die Vorleſungen über Phyſik und Chemie, ſo wie die darauf bezüglichen Experimente dauerten bis an ſein Lebensende fort.

Wir ſprechen das Wort »Lebensende« aus und vergeſſen, daß unter den Anhängern Frank's die Ueberzeugung herrſchte, er ſey unſterblich. Keiner von Allen dachte daran, daß der »heilige Herr,« wie Frank von ihnen genannt wurde, der Natur ihren Tribut werde entrichten müſſen. Dieſer Umſtand erſcheint um ſo merkwürdiger, da doch Frank öfters in die Lage kam, ſich eines Arztes zu bedienen, und da man bei einem Weſen, welches zuweilen krank iſt, über kurz oder lang auch ſeine Auflöſung vorausſetzen muß.

Seine Anhänger indeſſen, ſo viel iſt gewiß, glaubten oder dachten nicht daran, denn als die für ſie traurige Stunde eintrat, wurden ſie von einer bis zur Betäubung führenden Ueberraſchung befallen.

Doch wir rücken in der überſichtlichen Skizze zu weit vor, es iſt nun an der Zeit, den Faden der Erzählung wieder aufzunehmen.

Es war im Herbſte des Jahres 1791.

Nur einige Monate fehlten noch und Frank hätte das achtzigſte Lebensjahr erreicht.

Das Oberhaupt der Sectirer kehrte eben von ſeinem Gottesdienſte im Freien heim.

Simon Luzzato erwartete ihn im Vorzimmer und wurde bald zu dem Gebieter eingelaſſen.

»Was wünſcheſt Du, mein Sohn?« fragte ihn Frank.

»Ich komme Dir zu melden, mein hoher Meiſter, daß ich morgen die bewußte Reiſe antrete.«

»Reiſe im Namen Gottes!« lautete die Antwort.

»Du wirſt ſchlimmes Wetter haben.« begann Frank nach einer Weile Schweigens, »und der Mühſeligkeiten wird es für Dich und deine Begleiter mancherlei zu überſtehen geben. Dem ſoll für die Zukunft ausgewichen werden und zwar dadurch, daß Du von nun an ſtatt zweimal nur einmal des Jahres die beſchwerliche Reiſe machen wirſt, und zwar zur Sommerszeit. Verſtändige Dich darob mit Gideon und theile ihm meinen Willen mit. Bring' allen unſeren Freunden, die Du auf der Reiſe antriffſt, meinen Gruß und Segen. So, mein Sohn, Gott behüte Dich, meine heiligen Wünſche begleiten Dich!«

Luzzato ſchied und trat am folgenden Tage in Geſellſchaft von vier Bewaffneten die Reiſe nach Kaminietz in Podolien an.

Hier wohnte nemlich Gideon Kohen, der glückliche Gatte Thamars.

So oft Luzzato ankam, verbrachte er einige frohe Tage bei dem Freunde, reiſte dann mit ihm gegen Belgrad, wo ſie von dem Schatze des Meſſias eine beſtimmte Anzahl von Fäßchen

mit Goldſtücken nahmen, hierauf nach Kaminiez zurückkehrten, von wo Luzzato nach einigen Tagen Aufenthaltes die Heimreiſe antrat.

So war es ſeit Jahren feſtgeſetzt und ſo ſollte es auch diesmal vor ſich gehen.

Wohl gab es auf dem weiten Wege viele Beſchwerniſſe zu ertragen, allein Luzzato befand ſich noch im kräftigſten Mannesalter, ſcheute ſie nicht, freute ſich vielmehr der Zerſtreuung, die ihm die Reiſe bot, und hatte auch bisher noch nie einen erwähnenswerthen Unfall erlitten.

Auch dieſes Mal langte er wohlbehalten in Kaminiez an und fand die Kohen'ſche Familie im beſten Wohlſeyn.

Da man ſich ein halbes Jahr lang nicht geſehen hatte, gab es eine Menge zu erzählen und mitzutheilen. Luzzato beſuchte die Bekannten und Glaubensgenoſſen, denn hier, ſo wie an vielen andern Orten, zählte Frank heimliche Anhänger die am Judenthume feſthielten, nur jene, die wegen ihrer Anhänglichkeit an Sabbathai's Lehre von den Rabbinen verfolgt wurden, traten zum Chriſtenthume über.

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen trat man die Reiſe gegen Belgrad an.

Die beiden Schatzmeiſter fuhren in einem Wagen, die vier bewaffneten Begleiter in einem zweiten.

Man durchfuhr in regelmäßigen Tagerouten die Moldau, einen Theil der Walachei und langte wohlbehalten in Bukareſt an.

Man befand ſich in der Zeit gegen Ende des Weinmondes, die aufgeweichten Straßen waren ſchlecht fahrbar, man kaufte daher, wie gewöhnlich, auch diesmal Maulthiere und ließ Wagen und Pferde in der wallachiſchen Hauptſtadt zurück.

Gideon und Luzzato ritten gewöhnlich nebeneinander und ließen, so oft sie sich, von den Bewaffneten unbelauscht, unterhalten wollten, ihre Maulthiere einige hundert Schritte vortraben.

Dies war auch an einem Vormittage der Fall, der sie bis zum diesseitigen Donauufer bringen sollte, wo sie immer bei einem vertrauten Sabbathianer einkehrten und wo die Bewaffneten zurückblieben, wenn Gideon und Luzzato in einer sicheren Fähre sich den Strom aufwärts ziehen ließen, um zu der Ruine der ehemaligen Veste zu gelangen.

»Wie oft,« wendete sich Gideon zu Luzzato, »werden wir wohl noch diesen Weg machen?«

»So oft als es dem Himmel beliebt,« erwiederte dieser, »wir befinden uns noch im rüstigsten Mannesalter und können das uns übertragene Amt noch lange versehen, sollte jedoch Einer von uns frühzeitig abberufen werden, dann weiß der Andere, was sein Eid erheischt.«

»Der Schatz wird uns wohl überdauern?«

»Daran ist nicht zu zweifeln,« versetzte Luzzato, »unsere Glaubensgenossen mehren sich von Tag zu Tag, mit der Zahl vervielfachen sich auch die Spenden, die von den Wohlhabenden zu Gunsten der guten Sache geboten werden, und je größer die Zuflüsse, desto weniger wird der Schatz in Anspruch genommen. Der Befehl des Meisters, den ich Dir bereits kund gab, von nun an nur einmal jährlich die Reise hierher zu machen, stützt sich auf diese günstige Wendung unserer Verhältnisse. Vielleicht kommt auch die Zeit, wo der Meister des Schatzes gar nicht mehr bedürfen wird und der Rest davon künftigen Geschlechtern aufbewahrt bleiben wird.«

»Glaubst Du an eine Zukunft unserer Lehre?«

»Gideon, Du zweifelst doch nicht daran?«

»Ich halte feſt an Sabbathai's Lehre,« entgegnete Thamars Gatte, »ich glaube an die erhabene Sendung Frank's; was jedoch die Zukunft unſerer Genoſſenſchaft betrifft, ſo iſt's damit eine andere Sache. Ich ſetze voraus, es ſey keine Sünde, zu fürchten, daß eine Secte, zu der man gehört, im Strom der Zeiten untergehen kann, ich denke daran, wie ſchon ganze Völker zu Grunde gegangen ſind, und bekenne, daß mich manchmal in dieſer Beziehung traurige Gedanken beſchleichen. Iſt doch unſere Zeit eine ſo ereignißreiche, daß man kein zaghaft Herz zu beſitzen braucht, um Aehnliches auch jetzt zu befürchten. Du haſt mir ſelbſt von den großen Ereigniſſen in Frankreich erzählt, wir kennen die geiſtige Bewegung, die allerorts ſich entfaltet, die Philoſophie iſt zur Herrſchaft gelangt und ein neuer Geiſt durchweht den Welttheil. Sogar mitten aus dem Judenthume drängen ſich reformatoriſche Beſtrebungen ans Tageslicht, ich brauche Dir nur den Namen Mendelsſohn zu nennen und Du wirſt den gewaltigen Fortſchritt der letzten zwanzig Jahre begreifen. Eine ſolche Zeit nun, wo nach allen Seiten und Richtungen ſo großartige Veränderungen vor ſich gehen, eine ſolche Zeit iſt, wie ich denke, jedem Sectirerthum abhold; großartige Ereigniſſe, gewaltige Verbeſſerungen in dem Beſtehenden nehmen die ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch, ſo daß keine Zeit für das Neue und Ungewohnte in Religionsſachen erübriget, und man mag noch ſo feſt an Frank und ſeine Sendung glauben, neu bleibt was Frank will und anſtrebt, neu und ungewohnt. Du Luzzato lebſt fortwährend in der Nähe des Meiſters, Du athmeſt die nemliche Luft wie er, Dich hält die Majeſtät ſeines Anblicks in fortwährend gleicher Begeiſterung, Dein Auge ſieht Alles in einem zauberiſchen Lichte, während ich aus der Ferne mit kühlerem Blicke die Lage der Dinge überſchaue und

bereits von der Furcht beſchlichen, das geiſtige Werk Frank's ſey nicht für die Dauer, trotz des heiligen verſöhnenden Gedankens, trotz der Erhabenheit der Anſchauung.«

»Deine Befürchtungen betrüben mich, Gideon, ich ſage blos Befürchtungen, denn es liegt mir ferne, Dich auch nur im Geiſte der Zweifelſucht zu beſchuldigen. Allein angenommen, was Du fürchteſt, wäre vollkommen gerecht, was willſt, was kannſt Du unternehmen, um dem Mangelhaften abzuhelfen? Willſt Du Dich von der Lehre Sabbathai's abwenden?«

»Nein, nein, ich denke nicht daran.«

»Willſt Du dem greiſen Herrn und Meiſter entgegentreten?«

»Auch das liegt mir ferne.«

»Was möchteſt Du alſo beginnen? Du ſchweigſt und weißt mir keine Antwort zu geben. Quäle Dich nicht vergeblich, mein Freund, vertraue dem Meiſter und ſeiner Heiligkeit und betrübe mich nicht mit Ahnungen, die ſich am Ende nicht bewahrheiten. Thun wir in der Gegenwart was unſere Pflicht erheiſcht und überlaſſen wir die Zukunft kommenden Geſchlechtern. Uns binden ſchwere Eide an den letzten Willen Sabbathai's, an uns iſt es, dieſe Eide nicht zu brechen, ſondern gewiſſenhaft zu erfüllen, was geſchrieben iſt. Alles Uebrige empfehlen wir der Almacht und Gnade Gottes.«

Unter ſolchen Geſprächen langten die Reiſenden bei ihrem bekannten Wirthe am Donauufer an und ſetzten dann, blos ihre Maulthiere auf dem Fahrzeug mitnehmend, die Reiſe zu Waſſer fort.

Dieſe war ſtets angenehmer und diente ihnen jedesmal zur Erholung von der Landreiſe.

Sie gebrauchten die Vorſicht, mehre Wegſtunden von Belgrad landen zu laſſen, beſtiegen ihre Maulthiere und legten die paar Meilen bis zur Ruine reitend zurück, wobei ſie in Bezug auf die Tageszeit darauf bedacht waren, erſt beim Anbruch der Dunkelheit in der Nähe der Ruine anzulangen, um allenfallſigen Späherblicken leichter zu entgehen.

Auch die Reiſe zu Waſſer ging ohne ſtörenden Zwiſchenfall vor ſich, der Ritt zu Lande folgte und brachte die beiden Schatzmeiſter dem endlichen Ziele ihrer Reiſe immer näher.

Mit ihnen zugleich betritt der Leſer den Boden wieder, wo er vor vierundzwanzig Jahren beim Beginne dieſer Erzählung Simon Luzzato und den Rabbi Nehemiah Hajun kennen gelernt hatte.

Die Nacht iſt finſter und ruhig.

Gideon und Luzzato ſind von den Maulthieren geſtiegen und führen ſie an den Zügeln hinter ſich her.

Ohne Forſchen ziehen ſie auf dem oft betretenen Wege dahin, bis Luzzato plötzlich ſtehen bleibt.

Gideon folgte dem Beiſpiele.

»Sonderbar,« begann der Erſtere, »wir ſind doch ſchon oft genug dieſen Weg gegangen, und heute trifft es ſich zum erſten Mal, daß wir uns verirrt haben.«

»Auch ich,« erwiederte Thamars Gatte, »ſuche bereits ſeit einigen Minuten die Umriſſe des alten Gemäuers, ohne ſie zu finden, wir müſſen zu viel nach links abgewichen ſeyn.«

»So vermuthete auch ich,« bemerkte darauf Luzzato, »allein ich wende dagegen ein, daß wir uns doch unſtreitig auf dem Hügel befinden, deſſen Gipfel die Ruine krönt; ſonſt hätte eine Abweichung nach links unfehlbar wieder abwärts führen müſſen, was aber nicht der Fall iſt.«

»Auch wahr, darum gehen wir noch ein Stück vorwärts, vielleicht finden wir dann was wir ſuchen.«

Und ſie gingen. Aber ſchon nach wenigen Schritten machte Luzzato wieder Halt.

»Gideon,« ſagte er, und man merkte an ſeiner Stimme die Anzeichen beginnenden Schreckens, »gehen wir nicht weiter, mir wird es ſonderlich zu Muthe, ich bitte Dich, zünde eine Fackel an, damit wir doch ſehen, auf welcher Stelle wir uns befinden.«

Während der Andere dieſem Wunſche nachkam, warf ſich Luzzato auf den Boden und begann deſſen Beſchaffenheit zu unterſuchen.

Die Wahrnahme vergrößerte ſeinen Schreck noch mehr.

Trotz des Spätherbſtes hätte er im früheren Zuſtande des Bodens doch noch Grashalme entdecken können, allein ſtatt ihrer fand er grobkörnigen Staub, wie er ſich gewöhnlich an Bauſtellen anſammelt, wo Kalk und Steine zerbröckelt umherliegen.

Jetzt begann das Licht der Fackel Helle zu verbreiten.

»Neige die Fackel zur Erde,« rief Luzzato faſt athemlos, und als dies geſchah, ſchrie er auf: »Heiliger Gott, was iſt hier vorgegangen?«

Und Gideon, nicht minder erregt wie ſein Freund, ſetzte hinzu: »Mir ahnet Schlimmes, Luzzato, der Boden, auf dem wir ſtehen, iſt kahl —«

Luzzato fiel ihm faſt ſchreiend in's Wort: »Noch eine Fackel, um Gott, Gideon, zünde noch eine, noch zwei an.«

Und je heller es wurde, deſto deutlicher, deſto zweifelloſer zeigte ſich ihnen die fürchterliche Entdeckung.

Sie befanden ſich auf der Stelle, wo die Ruinen geſtanden, aber das Mauerwerk war verſchwunden, die Steine fortgeführt, unter ihren Füßen lag kahler, ebener Boden.

Und beide Freunde überließen die Maulthiere ſich ſelbſt, und, mit den Fackeln vor ſich hinleuchtend, eilten ſie regellos umher.

»Hier mußte der verfallene Schoppen geſtanden haben!« klagte Gideon.

»Hier die Halle!« ſagte Luzzato.

»Hier die Reihe der Gemächer!«

»Hier war der Hof!«

So ging es fort.

»Gideon, komm her, mein Freund, da iſt eine Oeffnung nach abwärts, hier muß der Eingang in die Keller ſeyn!«

Auf dieſen Ruf Luzzato's eilte Thamars Gatte zu ihm und beide ſtiegen in die ehemaligen Keller hinab; aber auch hier waren die Gewölbe verſchwunden, was früher Keller, war jetzt eine lange Schlucht.

Plötzlich ſtieß Luzzato einen Wehruf aus.

Das letzte Hoffnungsfünkchen, das in ſeiner Bruſt noch geglommen, erloſch.

Die Freunde hatten gehofft die Scheidemauer, welche den Keller von der eigentlichen Schatzkammer trennte, wohlerhalten zu finden, und nun ſahen ſie auch dieſe abgetragen, eine leere finſtere Höhle ſtarrte ihnen entgegen, ſie traten faſt athemlos hinein, der Schatz war entdeckt und fortgebracht worden!

Ein Jammergeſchrei tönte gleichzeitig von ihren Lippen,

die ungeheure Gemüthsaufregung der letzten halben Stunde hatte ihre Kräfte beinahe erschöpft, sie ließen sich auf dem Boden nieder, beide stumm, beide ihren Gedanken nachhängend.

— — — — — — — — — — —

Aus den Erkundigungen, welche die nunmehrigen Ex-Schatzmeister am andern Morgen in dem nächstgelegenen Orte einzogen, ergab sich, daß die türkische Regierung nach dem Friedensschlusse mit Oesterreich (am 4. August 1791), wo sie Belgrad wieder in Besitz nahm, das noch brauchbare Gestein der Ruine an einen Privaten verkauft hatte, und daß dieser noch im Laufe des Septembers die Ueberreste der alten Veste bis auf das Fundament abtragen ließ.

Da man bei dieser Gelegenheit auf den Schatz stieß, wurde an den Pascha von Belgrad die Anzeige gemacht und der Fund wanderte in die türkischen Cassen.

Luzzato und Gideon traten ungesäumt die Rückreise an.

In welcher Stimmung dies geschah, kann Jeder leicht ermessen.

Die Freunde sahen die Folgen dieses unerwarteten Zwischenfalles, die Veränderungen, welche in den Verhältnissen zahlreicher Sabbathianer herbeigeführt würden, und die Besorgnisse, die nun in Aussicht standen, im Voraus.

Das plötzliche Versiegen der reichen Quelle mußte unausbleiblich Verwirrung in die Organisation der Secte bringen, das fühlten die Freunde, daher ihr Kummer, ihre Trauer!

In Kaminietz trennten sie sich und Luzzato kehrte mit seinen Begleitern nach Offenbach zurück, zum ersten Male mit leeren Händen, als ein Hiobsbote!

»Wie wird der Meister das Ereigniß aufnehmen, wie den unerwarteten Zwischenfall ertragen?«

Luzzato quälte sich mit der Beantwortung dieser Fragen vergeblich, bei seiner Ankunft tönte in Offenbach ihm eine zweite noch schrecklichere Neuigkeit entgegen.

Er fand Jacob Frank aufgesargt, das Leichenbegängniß des Verstorbenen war für den nächsten Tag festgesetzt, Luzzato langte somit rechtzeitig an, um diesem beiwohnen zu können.

Ohne daß eine Krankheit dem Tode voranging, wurde Jacob Frank am 10. December 1791 vom Schlage gerührt und verschied gäh und plötzlich.

Der Jammer seiner Anhänger war grenzenlos.

Am 12. December, Nachmittags drei Uhr, wurde die Leiche zu Grabe getragen.

Ganz Offenbach war auf den Beinen.

Alle seine Anhänger, deren Zahl damals über 800 betrug, erwiesen dem Hingeschiedenen die letzte Ehre.

Zweihundert Frauen und Mädchen, zum Theil mit Kindern auf den Armen, eröffneten den Zug. Sie trugen sämmtlich weiße Kleider, hatten die Haare mit weißen Bändern durchflochten und jede hielt eine brennende Wachskerze.

Den Frauen folgte die von einem Theile der betreßten Dienerschaft getragene Leiche.

Sie ruhte in einem offenen mit weißem Atlas überzogenen Sarge, eingehüllt in einen rothseidenen, mit Hermelin gefütterten Talar.

Dem Sarge folgten die drei Kinder Frank's, Rochus, Joseph und Eva.

Hinter diesen ging der andere Theil der Dienerschaft, welcher die siebzig Mann starke Leibgarde folgte.

Nach dieser kamen die Männer und Jünglinge, bren-

mende Kerzen in den Händen, die Häupter mit weißen Seidenbändern, die Arme mit weißen Trauerflören umſchlungen.

Der Zug bewegte ſich durch ganz Offenbach nach dem allgemeinen Begräbnißplatze.

Hier wurde die Leiche abgeſetzt, der Deckel auf den Sarg gegeben und die mit goldenen Franſen, Troddeln und andern Zierathen verſehene weiße Atlasdecke darüber gebreitet.

Der Sarg wurde nicht mit Stricken, ſondern mit weißen Tüchern in das Grab hinabgelaſſen.

In dem Momente, als dies geſchah, ertönte das Jammergeſchrei von mehr als achthundert Perſonen, ſo daß im nicht figürlichen Sinne des Wortes die Luft erbebte.

Männer, Frauen, Mädchen, Jünglinge und Kinder rangen verzweiflungsvoll die Hände, warfen ſich zur Erde und weinten und ſchrieen.

Ein alter in Frank's Dienſte erblindeter Gardiſt, den zwei Männer führten, mußte mit Gewalt zurückgehalten werden, damit er, dem der Jammer ſchier die Sinne raubte, ſich dem Herrn in's Grab nicht nachſtürze.

Jeder der Anweſenden warf dem gemeinſchaftlichen Verſorger eine Handvoll Erde in's Grab, und das Bewußtſeyn der Verlaſſenheit begleitete ſie von der Stätte des Todes und des Friedens.

Die Trauer um den Hingeſchiedenen wurde ein Jahr lang von allen ſeinen Anhängern getragen und zwar die Frauen, indem ſie ihr Haar mit einem weißen Bande umflochten und die Männer, indem ſie um den Arm einen weißen Flor banden.

— — — — — — — — — — —

Nach dem Tode Frank's, als die Hauptgeldquelle verſiegt war, trat ein, was man leicht vorausſehen konnte.

Ein großer Theil der um Frank versammelten Gemeinde sah sich durch die Noth gedrungen, Offenbach zu verlassen und Jene, die es nicht thaten, mußten, um Lebensunterhalt zu erwerben, Arbeit in den Fabriken suchen.

Zwar versuchten einige Anhänger mit Hinweisung auf die Kinder Frank's durch ein mit rother Tinte geschriebenes Sendschreiben alle jüdischen Gemeinden in Polen, Böhmen Mähren u. s. w. ins Mitleid zu ziehen und das Band zusammen zu halten, allein ohne Erfolg. *) Mit Frank's Tode verschwand der Mittelpunkt, der Enthusiasmus verkühlte und mit ihm versiegten die Opfer, mit Frank ging der Schwerpunkt der Secte zu Grabe und die Glieder zerstreuten sich nach allen Richtungen.

Zwei Brudersöhne Frank's, die zur Schreckenszeit unter dem Namen Frei nach Frankreich kamen, wurden in Paris der Kundschafterei verdächtig guillotinirt.

Einer von Frank's Söhnen diente als Offizier in der russischen Armee und kam im Jahre 1814 auf dem Marsche

*) Der Brief ist zu lang, um hier einen Platz zu finden. In demselben werden zwei Briefe Frank's wörtlich citirt, die er an seine Anhänger zur Zeit erließ, als er noch in Czenstochow gefangen saß. Frank wird in dem Briefe „unser heiliger Vater" genannt. Man ersieht daraus, daß Frank nach seiner Befreiung Emissäre unterhielt, „um allen Gottesfürchtigen bekannt zu machen daß eine Zeit herannahe, wo alle Juden nothgedrungen sein werden, die Taufe anzunehmen weil es so von Gott bestimmt ist u. s. w." Von Frank heißt es, „dieser Jacob ist wahrlich nicht gestorben. Er ist es, der uns in die heilige Religion der Ermiter eingeführt hat u. s. w." Ferner: „Wie der Schar sagt, gab es zwei Jacob, nemlich Jacob der Erste (der Patriarch), dieser war unvollkommen, aber der letzte Jacob (Frank) war der allervollkommenste."

durch Prag, wo er die Freunde und Anhänger seines Vaters besuchte. Er wurde von ihnen vortrefflich aufgenommen, bewirthet und beschenkt.

Was aus den übrigen Kindern Frank's geworden, ist unbekannt.

Die napoleonische geheime Polizei gab sich ihrer Zeit viele Mühe, das Geheimniß, mit dem sich die Secte umgab, zu lüften, wobei sie besonders in Warschau thätig war, allein sie machte keine einzige Entdeckung und mußte sich mit bloßen Vermuthungen begnügen.

Man hat vielleicht hinter dieser Secte mehr gesucht, als sie überhaupt zu verbergen sich bestrebte; wo die Mitglieder keine Verfolgungen zu befürchten hatten, gestanden sie offen, einer besonderen religiösen Verbindung anzugehören, die in Vielem mit den gewöhnlichen rabbinischen Juden nicht übereinstimmt.

Am zahlreichsten fanden sie sich in Warschau, wo sie den Namen Frankisten führten. Ein kaiserlicher Ukas vom 25. März 1817 nannte sie christliche Israeliten, eine Bezeichnung gleich jener, die Frank einzuführen beabsichtigte, Judenchristen.

Es gab damals in Polen Kaufleute, Staatsbeamte u. s. w. die, obwohl in der dritten Generation, von jüdischen Eltern abstammend, dennoch mehre jüdische Gebräuche beobachteten und sich blos unter einander verheiratheten.

In diesem Augenblicke mögen wohl noch hie und da einzelne Glieder dieser Secte fortbestehen, jedoch ohne Aussicht auf Verbreitung oder Vermehrung.

Mit dem einen Theile unseres Nachspieles zu Ende gekommen, beginnen wir den zweiten und enden damit unsere Erzählung.

Finis Poloniae!

Das Schickſal Polens erregte die zu jener Zeit keine beſondere Theilnahme, das eigenliebige abgelebte Europa ſah die Grundſätze des ewigen Rechtes mit Füßen treten, ohne an ſchlimme Folgen zu denken.

Potemkin hatte nicht Unrecht, als er im Jahre 1782 ſagte: »Wenn man Polen ganz getheilt hätte, würde auch nicht viel Geſchrei entſtanden ſeyn!«

Friedrich der Große ſah in dem ſchmerzlichen Todeskampfe eines Volkes nichts als den Stoff zu einem komiſch ſeyn ſollenden, in Wahrheit aber frivolen und unwürdigem Gedichte, ja ſogar Voltaire glaubte die Theilung Polens mit dem Ausſpruche zu rechtfertigen, »wenn es beim Nachbarn brenne, gehe man in ſein Haus und miſche ſich in ſeine Angelegenheiten« — wobei er jedoch vergaß, daß eine ſolche Einmiſchung erlaubt ſey, um zu helfen und zu retten, nicht aber ein Stück von des Nachbars Eigenthum mitzunehmen.

Nach der erſten Theilung ſetzte Rußland die Annahme einer Verfaſſung durch, in welcher Wahlreich, das liberum veto, Leibeigenſchaft, Erniedrigung des Bürgerthums, kurz wo alle Gebrechen beibehalten wurden, dagegen die ganze Gewalt in wenige, ihm ergebene Hände gebracht wurde. Ein Rath von ſechsunddreißig Perſonen, unter der Benennung des »immerwährenden Rathes«, entſchied überall, wo es Rußlands Vortheil erheiſchte; handelte es ſich jedoch um eine

Verbesserung, so verlangte man das Unmögliche, das heißt, die Uebereinstimmung des Senats und des gesammten Adels. Der Rath und die Gesetzgeber lagen in fortwährendem Zwiespalt und der russische Gesandte machte den Schiedsrichter. Rußland als Schiedsrichter — Jedermann weiß was das zu bedeuten hat.

Weder der freie Reichstag noch Oesterreich und Preußen bestätigten die Verfügungen Katharina's, und sie nannte sich doch eine Bürgschaft der polnischen Verfassung!

Der Weg, auf dem Rußland schon damals die »Ruhe und Ordnung« in Polen herstellte, war kein angenehmer. Von den Barer Conföderirten wanderten fünftausend vierhundertfünfundvierzig nach Sibirien; authentische Angaben verbürgen, daß während der Regierungszeit Stanislaus Augusts hunderttausend polnische Adelige in die Verbannung geschickt wurden. Das Plündern, Verwüsten und Confisciren ging in so großartigem Maßstabe vor sich, daß die Beute in förmlichen Karavanen, die drei- bis fünfhundert Wagen stark, aus dem Lande geschleppt wurde.

Von 1775 herrschte in Polen mit unumschränkter Gewalt Graf von Stackelberg, der russische Gesandte.

Zehntausend russische Soldaten waren im Lande vertheilt, um seinem Willen Nachdruck zu verleihen; sein Hofstaat war glänzender als der des Königs; er regierte das Land im Namen der Kaiserin, ungefähr wie einst die römischen Proconsule die Provinzen des Reiches regierten.

Daß mit dem Essen der Appetit kommt, ist schon ein altes Sprichwort, das sich auch bei Katharina bestätigte. Schon im Jahre 1775 schrieb sie an Stackelberg: »Sagen Sie dem König (Stanislaus), daß man nicht aufhört, mich wegen einer weiteren Theilung anzufingen; daß ich mich einer solchen wi-

derſetze und ſo lange widerſetzen werde, als ich weder den König noch die Nation gegen mich handeln ſehe; wenn aber das Gegentheil geſchieht, ſo hängt es blos von mir ab, daß der Name Polen von der Karte verſchwinde.«

Gleichzeitig erging an den Grafen von Görz das Anſuchen, die Aufmerkſamkeit des Königs von Preußen auf dieſen Gegenſtand zu lenken.

»Die Polen,« hieß es darin, »ſind nichts und werden nie etwas werden; ſie ermüden durch ihre Klagen, ſie werden nie vergeſſen, daß man ſie getheilt hat, und nie die Idee verlieren, daß man ſie noch einmal zu theilen beabſichtige.«

Welche Doppelzüngigkeit!

Als nach dem Tode Friedrichs II. Friedrich Wilhelm II., ein Gegner Katharina's, den preußiſchen Thron beſtieg, ließ er durch ſeinen Geſandten Lucheſini in Warſchau erklären, »er denke an keine Theilung Polens, ſondern trachte nach dem edleren Ruhm, Europa gegen die Barbaren des Nordens zu ſchützen und der Republik Glanz, Ruhm, Freiheit wiederzugeben!«

Die polniſchen Patrioten, an ihrer Spitze Ignaz Potocki, Kollontay u. ſ. w., erklärten ſich für Preußen.

Ein ſpäterer Antrag Friedrich Wilhelms (vom 8. December 1789) erklärte ein Bündniß mit Polen abzuſchließen, wenn es ſein Heer auf 60,000 Mann bringen und ſich eine Verfaſſung geben würde.

Der gleichzeitige Krieg Schwedens und der Türkei gegen Rußland — auch Oeſterreich ließ ſich damals zu einem Kriege gegen die Türkei bethören — ermuthigte die Polen noch mehr, ſo zwar, daß ſelbſt Stanislaus Auguſt ſich Preußen zu nähern und von der ruſſiſchen Abhängigkeit zu emancipiren begann. Das Bündniß mit Preußen wurde geſchloſſen und am

11. April 1790 schrieb Friedrich Wilhelm an Stanislaus August: »Ich setze einen großen Werth darauf und rechne es mir zur Ehre, der erste Bundesgenosse eines so edlen und tapferen Volkes zu seyn.«

Die neu entworfene Verfassung wurde am 3. Mai 1791 veröffentlicht und Stanislaus August schwur, er sey bereit, diese Grundlage der Sicherheit, der Macht und des Glückes bis zu seinem letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Preußen erklärte sich vollkommen zufrieden, um so mehr, da die Polen die Wahl des Churfürsten von Sachsen zum künftigen Könige zugesagt hatten; und da auch Oesterreich die Unabhängigkeit, Untheilbarkeit und die neue Verfassung anerkannte, so war Rußland nothgedrungen, ein Gleiches zu thun und Katharina erklärte geschraubt genug, sie habe nicht die Absicht, irgend einen Gegner der neuen Einrichtung zu unterstützen.

In dieser Zeit, wo es den Anschein hatte, als ob in Polen Recht und Gesetz wieder Anerkennung fänden, war die Gräfin Sophia Kassakowska eine der wenigen Personen, die sich von dem Scheine nicht trügen ließen.

Durch Verwendung Ignaz Potocki's und den Einfluß des preußischen Gesandten war die über sie verhängte Verbannung vom Könige aufgehoben worden und sie lebte in Podolien zurückgezogen.

Aus dieser Zeit datirt ein Brief, den sie nach Warschau an einen Patrioten schrieb, der sie dahin zu kommen eingeladen hatte.

»Ihr Alle,« schrieb sie, »seyd glücklich, Ihr lebt im Lichtkreise des Blendwerkes und haltet für Wahrheit, was mir, der Fernen, nur Schein dünkt. Gebe der Himmel, daß ich mich täusche!

»Ihr traut dem preußiſchen Bündniſſe; ich ſage Euch, wer auf Berlin baut, baut auf Sand.

»Ihr traut den Moskowitern; ſeyd Ihr noch nicht oft genug getäuſcht worden?

»In euren Augen hat ſich Stanislaus Auguſt auf einmal in einen begeiſterten Patrioten umgewandelt; ich aber verſichere Euch, ich habe ſchon mittelmäßigere Schauſpieler geſehen, die von der Bühne herab ihr Publicum zum Enthuſiasmus hinriſſen, wobei ſie nicht einmal die Rolle eines Königs zu ſpielen hatten.

»Mein Unkenruf wird unangenehm in euern Ohren tönen, es thut mir leid, aber ich kann nicht heucheln. Täuſche ich mich, um ſo beſſer; ſehe ich aber richtig, dann hält mein Ruf Euch wach, damit Euch der Trug nicht einſchläfere und die Enttäuſchung Euch nicht als Wehrloſe überraſche.

»Ihr wünſcht mich in Warſchau in eurer Mitte zu ſehen. Was gibt es dort für mich zu thun? Nichts.

»Ich bin zu alt, um an Ergötzungen theilzunehmen; ich bin zu klug, um den Verſicherungen der Ausſöhnung von Seite Stanislaus Auguſts Glauben zu ſchenken; ich bin zu ehrlich, um meine Meinung zu verhehlen; ich bin zu vorſichtig, um auf einem Vulcan zu tanzen. Was ſoll ich in Warſchau?

»In Zeiten der Gefahr war mein Ohr keinem Rufe eines Patrioten verſchloſſen, jetzt iſt — eurer Meinung nach — die Gefahr beſchworen; was ſoll ich in Warſchau?

»Lebt wohl, arbeitet rüſtig fort, fördert das Wohl unſeres Landes und glaubt mir, meine Gedanken ſind ſtets bei Euch, meine Wünſche begleiten Euch, meine Gebete ertönen für Euch.

»Polen beginnt aufzuathmen von den erlittenen Schlägen; gönnt auch mir — die ich jeden Schlag mitempfunden — einige Ruhe; ich bedarf ihrer so wie das Land, um mich zu erholen, zu kräftigen, damit die Tage der Gefahr die beinahe fünfzigjährige Frau dort finden, wo einst der Platz der vierundzwanzigjährigen gewesen.«

Das Mißtrauen der Patriotin rechtfertigte sich vollkommen.

Kaum war der Friede zu Jassy geschlossen (am 9. Jänner 1792), als Katharina Polen gegenüber in die alten Fußstapfen trat.

Felix Potocki, der da auf die Krone hoffte — nicht zu verwechseln mit Ignaz — Rzewuski, Branicki eilten nach Petersburg, beschworen die Czarin, die Verfassung vom 3. Mai aufzuheben und stifteten am 14. Mai 1792 die berüchtigte Conföderation von Targowitsch.

Vier Tage nach dem Bundesabschlusse ließ Katharina in Warschau eine Kriegserklärung, nicht etwa erst amtlich überreichen, sondern gleich verbreiten; am 29. Mai erfloß die mannhafte Gegenerklärung des Reichstags.

König Stanislaus August beschwor nochmals die Verfassung; statt sich aber an die Spitze des Heeres zu stellen, zeigte er sich überall als Hemmschuh, war Miturſache, daß die Polen trotz der heldenmüthigsten Kämpfe, wie z. B. unter Kosciusko bei Dubienka am 17. Juli 1792, doch überall weichen mußten, und unterzeichnete zuletzt den Vertrag von Targowitsch, indem er die Zustandebringer der zweimal beschwornen Verfassung »wahnsinnige Neuerer« nannte.

Nun erneuerten sich mit einem Schlage die alten Zustände.

Friedrich Wilhelm II. ließ in Warschau erklären, »wie seine Hoffnung in Bezug auf Polen sich nicht erfüllt habe; anstatt in die heilsamen Absichten des russischen Hofes einzugehen, hat die sogenannte patriotische Partei die Verwegenheit gehabt, der kaiserlichen Macht Widerstand leisten zu wollen — die verruchten Grundsätze des französischen Demagogismus nehmen in Polen überhand — damit die Uebelgesinnten gebändigt, Ordnung und öffentliche Ruhe hergestellt und die guten Bürger des wirksamsten Schutzes theilhaftig werden, sieht sich der König genöthigt, die den preußischen Landen zunächst gelegenen Theile Polens zu besetzen.«

Am 16. Jänner 1793 überschritten preußische Truppen die polnische Grenze.

Am 9. April erscheint ein russisches Manifest, ähnlich den Anschauungen Preußens.

Am 17. Juni wird in Grodno, von russischem Militär umgeben, ein Reichstag eröffnet, am 16. Juli wurden von Seite des russischen Gesandten alle Güter der Widersprechenden mit Beschlag belegt und am 25. September wird der Vertrag der zweiten Theilung Polens unterzeichnet.

Stanislaus August weinte zwar dabei, aber auf Zureden Stackelberg's unterzeichnete er doch.

Die Manifeste der Theilmächte hatten auf die bestehenden geheimen Gesellschaften aufmerksam gemacht; solche bestanden in der That seit 1792 in größerer Ausdehnung und Warschau war der Knotenpunkt, wo die Fäden aller Vereine zusammenliefen.

Am 24. März 1794 wurde die Insurrection in Krakau proclamirt, der Krieg gegen Preußen und Rußland erklärt, Kosciusko, zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt, erhielt die Dictatur.

Schon am 3. April ſtand der polniſche General bei Raclavice unweit Skalmirz an der Spitze von fünftauſend mit Senſen und Piken bewaffneten Inſurgenten, ohne Kanonen, gegenüber von ſechstauſend gut bewehrten Ruſſen. Der Angriff war für den nächſten Tag beſtimmt.

Kosciusko, damals ein Mann im kräftigſten Alter, war eben mit dem Ertheilen der Ordres zu Stande gekommen, als ſein Adjutant eine Frau einführte, die dem Befehlshaber vorgeſtellt zu werden wünſchte.

»Die Gräfin Sophia Kaſſakowska!« ſagte der Adjutant ſich verneigend.

»Mein General,« begann die Dame unverzüglich, »gönnen Sie mir nur fünf Minuten Ihrer koſtbaren Zeit. Ich bin gekommen, Sie zu bitten, meine Dienſte anzunehmen.«

»Ihre Dienſte?« fragte Kosciusko verwundert.

»Ich will für das Vaterland kämpfen.«

»Eine Frau in der Schlacht!«

»Ich bin nicht die Erſte, ich werde nicht die Einzige bleiben. Dreißig Jahre lang, wo ich dem Vaterlande manchen Dienſt geleiſtet, iſt das ſchwarze Trauerkleid nicht von meinem Leibe gekommen, jetzt hab' ich's abgelegt und die Farbe der Hoffnung gewählt. Ich ſetze die Conföderatka nicht aus Eitelkeit oder aus Gefallſucht auf mein Haupt, denn ich bin eine alte Frau; ich wähle die Waffen, weil ich fühle, daß die entſcheidende Stunde für das Vaterland gekommen, weil ich den Muth und die Kraft in mir verſpüre, eben ſo viel leiſten zu können wie ein Mann. Gewähren Sie einer alten Patriotin die Bitte, mein General, in den Reihen Ihrer Freunde kämpfen zu dürfen.«

Kosciusko ſchüttelte lächelnd das Haupt, doch wies er die Patriotin nicht von ſich.

»Bleiben Sie in meiner Nähe, Frau Gräfin,« ſagte er, »ich hoffe, Sie verwenden zu können. Sie ſitzen, wie ich mich erinnere gehört zu haben, vortrefflich zu Pferde, Sie handhaben den Säbel und die Piſtolen, Sie kennen das Terrain, Sie ſollen unſerem Lande gute Dienſte leiſten.«

Die Gräfin blieb.

Schon im Kampfe am nächſten Tage verwendete der Feldherr ſie zu Adjutantensdienſten, und da die Frauenkleidung zu ſehr aufgefallen wäre, hüllte ſie ſich in das Gewand eines podoliſchen Landmannes.

Die Ruſſen wurden geſchlagen und die Polen erbeuteten acht Kanonen.

In der Nacht des 17. April — es war der Gründonnerſtag — brach die Bewegung in Warſchau los und der Kampf gegen die ruſſiſche achttauſend Mann ſtarke Garniſon begann. Zweitauſend dreihundert Ruſſen wurden getödtet, zweitauſend, darunter hundertſechzig Offiziere, gefangen, zwölf Kanonen erbeutet.

Ein Courier flog zu Kosciusko, um ihm die Freudenbotſchaft zu überbringen.

Die Gräfin Kaſſakowska war bei der Meldung gegenwärtig.

»Und der König?« fragte ſie den Courier.

»Er lebt und ſeine Würde iſt noch anerkannt,« lautete die Antwort.

»Noch anerkannt?« rief die Gräfin erſchreckt, »alsdann iſt es um unſere Revolution geſchehen. Die Armee wird ſich einige Monate lang vortrefflich ſchlagen, aber Polen wird fallen und Stanislaus Auguſt die Vernichtung des Vaterlandes unterzeichnen.«

Und die Gräfin ſprach wahr, trotzdem daß Stanislaus bei Gelegenheit einer gottesdienſtlichen Feier öffentlich betheuerte, mit der Nation zu leben oder unterzugehen.

Der Aufſtand im Lande griff immer mehr um ſich; Kosciusko zog ſich mit dem Heere nach einigen weniger glücklichen Kämpfen nach Warſchau, wo er ſieben Uebelthäter mit dem Tode beſtrafen ließ, weil ſie bei Gelegenheit eines Auflaufes ruſſiſche Gefangene umgebracht hatten.

Am 15. Juni übergab Winawsky Krakau an die Preußen, am 2. Juli begann die erſte Belagerung Warſchaus.

Die Uneinigkeit der Ruſſen und Preußen, die Umſicht Kosciusko's, die Aufopferung der Einwohner, vor Allem aber der in Südpreußen ausgebrochene Aufſtand zwangen die Belagerer am 5. September zum Abzuge.

Es war der letzte Freudentag Polens.

Schon nahte Suwaroff mit einem und Ferſen mit dem zweiten Heere; Kosciusko erläßt ſeinen letzten Aufruf an die Polen.

Um die Vereinigung Suwaroff's und Ferſen's zu verhindern, nahm Kosciusko bei Marinowice *) Stellung, mit dem Vorſatze, den Anſchluß ſeiner rückwärtigen Abtheilungen abzuwarten und dann Ferſen anzugreifen. Dieſer kam ihm jedoch zuvor und zwang ihn am 10. October zur Schlacht.

Als man am frühen Morgen die erſten Bewegungen des übermächtigen Feindes wahrnahm, ſtieg Kosciusko zu Pferde, ertheilte Ordres, richtete aber ſeine Blicke öfter gegen Zelechow, welches nur drei Meilen entfernt lag.

*) Ein kleines Städtchen am rechten Weichſelufer einige Meilen oberhalb Warſchau.

Der Anblick eines kleinen, von dort herjagenden Reitercorps zeichnete auf dem Antlitze des Polen das Gefühl der Befriedigung.

»Nun, wie steht's?« rief er dem ersten der Reiter entgegen.

»Ich habe die Depesche dem General Poniaski übergeben,« lautete die Antwort.

»Persönlich?«

»Wie mein General es befahl.«

»Er wird also kommen?«

»Wenn er kein Verräther ist, kann er in drei Stunden auf dem Schlachtfelde eintreffen.«

Kosciusko ritt auf den Meldenden zu, winkte ihm bei Seite und flüsterte: »Frau Gräfin, halten Sie Poniaski fähig, am Vaterlande einen solchen Verrath zu begehen?«

Die Gräfin antwortete: »Ich bin nicht in der Lage, in das Innerste seiner Seele zu schauen, sondern weiß nur, daß er Ihren Befehl empfing, ohne sogleich Anordnungen zum Aufbruch zu treffen; dabei erinnerte ich mich, daß sein Vater, der Marschall des berüchtigten Reichstages vom Jahre 1773, im Jahre 1785 als Landesverräther verurtheilt wurde.«

Kosciusko athmete schwer auf und sagte: »Wenn Ihr Verdacht sich bestätigt, ist die bevorstehende Schlacht verloren und ich könnte diesen Makel meiner Ehre nicht ertragen. Nicht genug, daß der Nationalrath in Warschau meine Befehle oft unausgeführt läßt, mir Schwierigkeiten entgegensetzt und mich zur bloßen Maschine herabwürdigen möchte, soll ich auch noch Ungehorsam von Seite unterstehender Generale erfahren? Ach Frau Gräfin, meine Würde beginnt

mir läßt zu werden. Mein Entschluß ist gefaßt, vermag ich es nicht, die Feinde durch einen Sieg von der Hauptstadt abzuhalten, so —«

Ein Kanonenschuß unterbrach seine Rede.

»Ach, die Schlacht beginnt, Gott schütze Polen!«

Die Russen rücken heran, die Sensenmänner stürmen ihnen entgegen.

Blutiger Kampf entspinnt sich zwischen ihnen auf der ganzen Linie.

»Die Uebermacht, die Uebermacht!« klagte der Feldherr öfter und richtete die Blicke fast flehend gegen Zelechow, woher Poniatski anrücken sollte und nicht kam.

Die Schlacht währt.

Pulverdampf umzieht das Feld, die Polen kämpfen wie Helden, die Kanonen donnern ihnen Tod und Verderben entgegen.

»Die Unseren beginnen zu weichen,« ruft der Feldherr, »um Gott, kommt Poniatski noch nicht?«

Der Erwartete kam nicht.

Noch wäre es an der Zeit die Schlacht herzustellen, vergebens, Poniatski blieb fern.

Jetzt richtete sich Kosciusko auf dem Pferde hoch auf, seine Augen leuchten, auf seiner Stirne thront die Majestät des Helden, der in den sichern Tod geht.

»Um Gott, mein General, was gedenken Sie zu beginnen?« fragte die Gräfin besorgt.

»Die Schlacht geht verloren, wir wollen sterben,« antwortete der Feldherr.

»Senden Sie uns in den Kampf, General, doch schonen Sie Ihr Leben, denken Sie an Polen.«

»Wer's vermag, der überlebe die Niederlage unserer Armee, mein Entschluß ist gefaßt, Sieger oder Tod!«

»Auf, meine Getreuen!« ruft er, »wer das Vaterland liebt, schaart sich um mich. Reiter, blast Sturm und folgt mir!«

Und von den ersten Offizieren der Armee umgeben, stellte er sich an die Spitze des Kerns der Reiterei und stürzte sich mitten in die Reihen des Feindes.

Es war eine verhängnißvolle, eine entsetzliche Stunde.

Tod und Verderben bereitend, Tod und Verderben empfangend, wer am Leben blieb, stürmte vorwärts.

Hier die Verzweiflung, dort die Uebermacht — hier der Heldenmuth, dort die Uebermacht — hier die glühendste Aufopferung, dort die Uebermacht.

Schon blutet Kosciusko aus mehren Wunden.

»Um Gott, mein General, drängen Sie sich nicht in das dichteste Gewühl, Sie sind verwundet!«

»Was sind meine Wunden gegen die Polens!«

Und Kosciuski drang in den dichtesten Haufen — Sophia Kassakowska hält sich ihm zur Seite.

Das Getümmel ist fürchterlich, das Morden entsetzlich.

Das Leben und die Freiheit sind kostbare Güter und die Polen verkaufen sie theuer.

Mitten im Gewühl trifft ein Schwertstreich Kosciusko's Haupt.

Er beginnt zu wanken — sucht sich zu halten, aber seine Kraft erlahmt, das Licht der Augen vergeht, er ruft: »Finis Poloniae!« und sinkt vom Pferde.

Die Gräfin sieht ihn fallen, stößt einen Schrei aus, in dem Weh und Wuth sich mischen, und wirft sich auf den nächsten Russen, um ihn niederzustoßen, in demselben Augenblicke trifft eine Kugel ihr Herz — und sie fällt.

»Finis Poloniae!« murmelte auch sie und — stirbt.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Fünfundzwanzig Tage später stürmt Suwaroff Praga — zwanzigtausend Polen, Männer, Weiber und Kinder werden umgebracht, oder in die Flammen geworfen, oder in der Weichsel ersäuft.

— — — — — — — — — — —

Am 3. Jänner 1795 erfolgte die dritte Theilung Polens, König Stanislaus August wanderte als russischer Pensionär nach Petersburg.

— — — — — — — — — — —

Thaddäus Kosciusko gerieth, schwer verwundet, in russische Gefangenschaft, erlangte unter Kaiser Paul die Freiheit, wies aber den ihm angebotenen Degen zurück, indem er sagte:

»Ich habe kein Vaterland mehr, ich bedarf keines Schwertes.«

Als Napoleon 1806 mit dem Plane umging, Polen herzustellen, wies Kosciusko dessen Anträge zurück, weil er dem Kaiser Paul das Ehrenwort gegeben hatte, nicht gegen Rußland zu dienen.

Einen damals unter seinem Namen im »Moniteur« erschienenen »Aufruf« erklärte er für unecht.

Am 9. April 1814 bat er den Kaiser Alexander schriftlich um eine Amnestie für Polen und forderte ihn auf, König

von Polen zu werden und dem Lande eine freie Verfassung zu geben.

Zwei Jahre später ließ er sich in der Schweiz nieder und sandte den Leibeigenen auf seinem Gute in Polen den Freibrief zu.

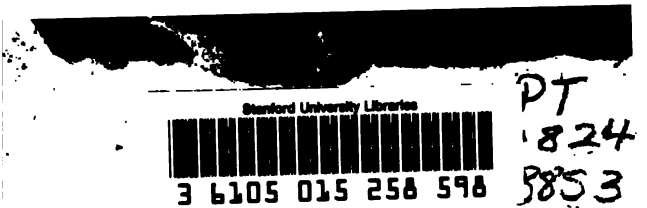
Ein Sturz vom Pferde in einen Abgrund bei Vevay veranlaßte seinen Tod am 15. October 1817.

„Kosciusko ist nicht mehr! das Vaterland ist verloren!“ riefen die Polen verzweiflungsvoll, als sie seinen Fall auf dem Schlachtfelde vernahmen und sie hatten Recht.

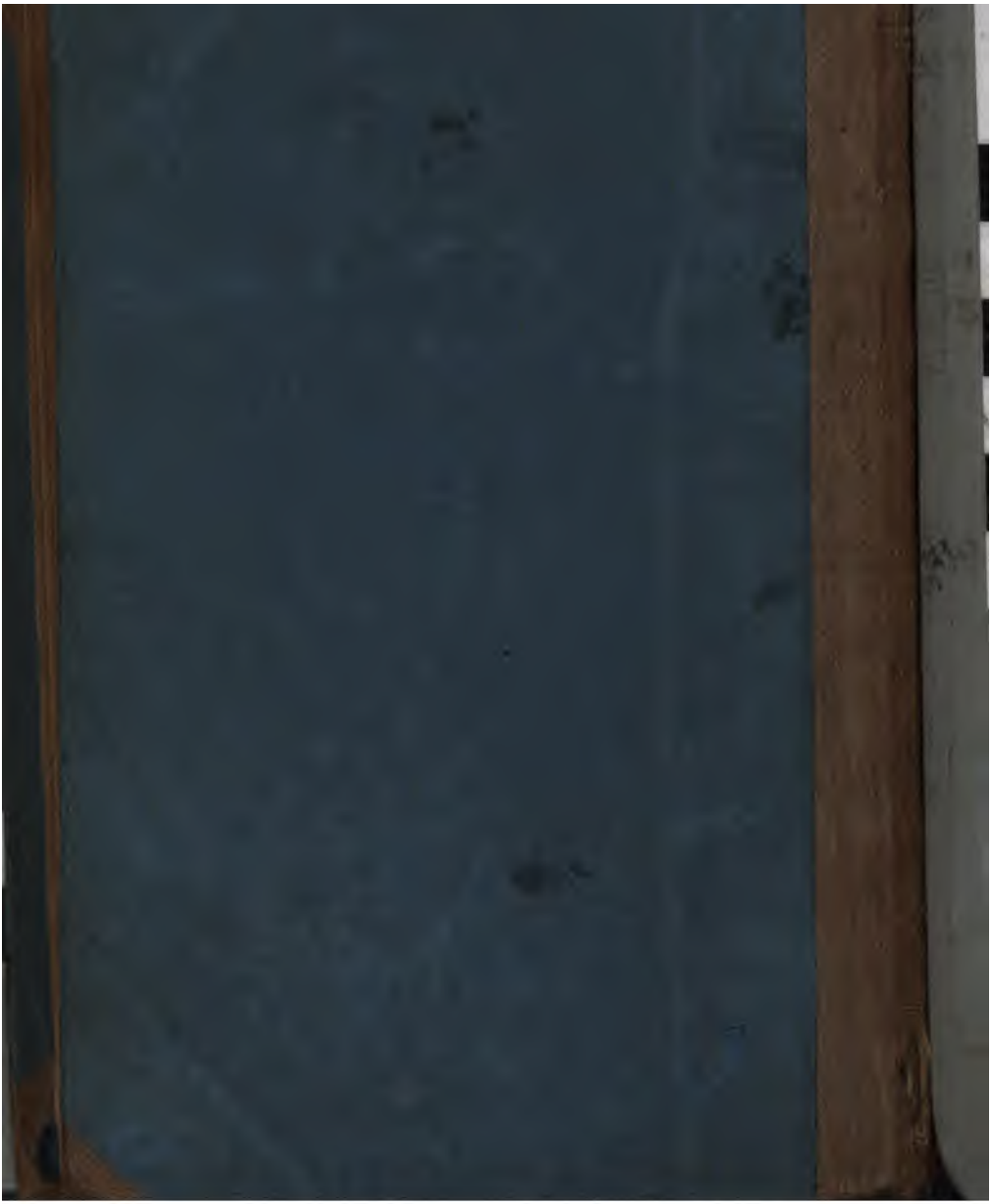
Vox populi, vox Dei.

Ende.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien



PT
1824
B853
v.2-3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.